Australische Skizzen

Hans Stefan von Kotze





Gerda Papenfuss



Australische Skizzen

Stephan von Kotze

Australische Skizzen

Mit einem Vorwort
von Eugen Zabel

*

1 * 9 * 2 * 1 9.–12. Tausend

Verlag der Täglichen Rundschau / Berlin

Gedruckt bei Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin.

Australia.

Alone old maid, amid the solitude
Of dreaming seas you were condemned to wait
Through countless ages for the gracious mood
Of scornful and inexorable Fate.

Yearning in vain you grew to womanhood,
While barren years passed by *sans* love *sans* hate.
In north and east and west the brides were wooed
To you the white man's love came late — so late!

Your cheeks are hollow, and your eyes are dim
With pale-blue emptiness of dead despair;
Long summers dried your suppleness of limb;

Your face is sad, your voice is mute, your haire
Is bleached with age, and life is dull and grim —
Poor faded maid whose springtime none would share!

von Kotze.

Vorwort.

„In meiner besten Zeit sagten mir öfters Freunde, die mich freilich kennen mußten: was ich lebte, sei besser, als was ich spreche; dieses besser, als was ich schreibe, und das Geschriebene besser als das Gedruckte.“

Gilt dies Wort Goethes nicht von allen starken Persönlichkeiten im Bereich des literarischen und künstlerischen Schaffens? Was sie mit Feder, Pinsel oder Meißel hinterlassen haben, auch das Bedeutendste, bildet nur eine Reihe von Spiegelungen ihres geheimsten Denkens und Fühlens mit ihren Erleuchtungen, Kämpfen und Siegen, Irrungen und Wirrungen, die uns ergreifen, fesseln und rühren. Dahinter steckt das rein Menschliche, das sich das graue Kleid des Alltäglichen abgerissen hat und auf einer höheren Lebensstufe sich unmittelbar als Vollnatur bewährt. Nur für den Philister entsteht dadurch eine Verschiedenheit und ein Widerspruch, weil er den gemeinsamen Ausgangspunkt für Leben und Schaffen nicht zu erfassen vermag und sich an dieser zuweilen versteckt rieselnden, dann aber wieder fröhlich aufsprudelnden Quelle nur schwer mit voller Liebe erfrischen kann.

Auch die folgenden Blätter, denen wir zu den alten Freunden neue gewinnen wollen, erwarten aufmerksame Leser und Genießer, vor deren Geistesaugen die Gestalt ihres Schöpfers in ihrer charakteristischen Ursprünglichkeit lebendig werden soll. Mit jener anscheinend plötzlichen und doch wohlüberlegten Hastigkeit, mit der er vom Nachttrunk nach Haus

eilte, aus tiefer Versunkenheit sich zur Klarheit eines Entschlusses aufraffte und seine ihm ans Herz gewachsene Umgebung verließ, um zu dem heißen Gürtel der Erde und darüber hinaus zu den Gegenwohnern aufzubrechen, hat Stefan von Kotze den Weg in die Ewigkeit genommen. Voll faustischen Dranges wollte er zu dem Ursprung alles Seins und Werdens vordringen, dorthin, wo die „Mütter" wohnen, ins „Unbetretene, nicht zu Betretende" ins „Unerbetene, nicht zu Erbittende", zu dem die Stimme des ewigen Verneiners den Schaudernden hinlockte. Das Goethesche: „Stirb und Werde!" sollte auch für ihn, der kein „trüber Gast auf der Mutter Erde" war, zur Wahrheit werden.

Und tat doch oft so, als ob ihm die wichtigsten Dinge des Lebens von einer vollendeten „Wurschtigkeit" wären, während er sie in Wirklichkeit immer bitterernst nahm. Ein Witz zur rechten Zeit und an treffender Stelle, der mit der Schelle der Narrenjacke klingelte, während es im Hirn lichterloh brannte, und das Herz fieberhaft pochte, gehörte zum Lebenselement dieses Kraftmenschen, der übrigens mit unserem Bismarck blutsverwandt und verschwägert war.

Wer den in seiner äußeren Erscheinung wie in seiner Seelenverfassung riesenstarken Mann hinter seinen Büchern sucht, wird ihn darin finden, seine Stimme hören, seinen Händedruck spüren, das Betäubende und zugleich Wohltuende seiner Nähe ahnen, namentlich in seinem besten Werk, diesen „Australischen Skizzen", die wie ein Erlebnis wirken und nachklingen. Nimmt man das Buch jetzt wieder zur Hand, so wirkt es durchaus neu, als runde sich darin eine voll erprobte Weltanschauung ab. Aus diesem frisch aufgelockerten Nährboden wuchsen seine späteren Schriften heraus, sein Epos „Der letzte Mensch", das unsere Erdenwanderung von froher Hoffnung zur Schuld und Reue abmißt, und die afrikanischen Romane. Ganz er selbst ist er aber, wenn er in der Spannung der Erwartung, der Unmittelbarkeit des Genießens und den Träumen der Erinnerung den kleinsten und am spätesten entdeckten Erdteil zwischen dem Indischen und Stillen Ozean mit den Überraschungen seines Natur- und Volkslebens an sich vorüberziehen läßt. Erst durch seine Vertiefung in dieses

Neuland bekommt seine Eigenart die Mischung, die ihr Farbe und Stimmung für weite Kreise verleiht.

Merkwürdig, wie dieser 1869 in Kl. Oschersleben in der Provinz Sachsen gebürtige Kerndeutsche mit dem märkischen Blut in den Adern sein Europäertum durch sein Dasein jenseits des Äquators in völlig fremden Urzuständen von Land und Leuten erweitern mußte, um sich davon zu überzeugen, wie unabsehbar groß die Welt sei. Er hat sich dort gerade so lange aufgehalten, um die Frische seiner Eindrücke nicht zu verlieren und ihnen die Farbe der Wirklichkeit zu erhalten. Wäre er darin völlig aufgegangen, so hätte er sie nicht mit der Kraft seines Temperaments wie im Licht eines Scheinwerfers erblicken und mit seiner raschen Feder ohne alles Zurechtgemachte festhalten können, worin gerade das Wertvolle seiner Arbeit liegt.

Er war gottlob kein Gelehrter, sondern ein Künstler der Beobachtung und Phantasie, der das Stärkste wiedergeben und sich am Feinsten erfreuen konnte. Gerade die Gegensätze zwischen unserem alten Kulturbesitz und dem freien Wachstum des von modernen Einflüssen noch wenig oder gar nicht berührten Tropentums entsprach dem, was er mit kräftigen Armen an sich reißen und umklammern wollte.

Seinem Deutsch merkt man an, daß es sich gebildet hat, während ihm fremde Laute eines seltsam gefügten Durcheinanders von Sprachen im Ohr tönten. Seine Schreibweise ist reich an Fremdwörtern, die sich ohne Abschwächung des Sinns durch rein deutsche Ausdrücke ersetzen ließen. Aber der Versuch, in diesem Sinn das unruhige Gewoge der Darstellung glätten zu wollen, mußte aufgegeben werden, um das Charakteristische und Einheitliche des Ganzen nicht zu beeinträchtigen. Ihm wurde die Feder niemals zur Feile, sondern oft zur Raspel.

Es gibt im Geistigen wie im Körperlichen vereinzelte Webefehler, an denen man sich nicht stoßen darf, die vielleicht manchem sogar als notwendig erscheinen werden. „Ich bin kein ausgeklügelt Buch, ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch!“ konnte wie Konrad Ferdinand Meyers Ulrich von Hutten auch Stefan von Kotze von sich sagen. Von dem Amerikanismus: „Cowboy“ wird er in seinen heiligsten Ge-

fühlen aufs tiefste verletzt und wählt, weil der Ausdruck gegen die drakonischen Gesetze des deutschen Sprachvereins verstößt, dafür ein neues Wort, ohne Patentschutz, und zwar ein sehr glückliches: „Herdenmann". Dann meint er wieder, daß die deutsche Sprache guttun würde, mit der deutschen Weltpolitik gleichen Schritt zu halten, daß sie aber zu vornehm, zu klassisch und vielleicht zu pedantisch sei, um irgendeinen Weltemporkömmling, so nötig wie er auch sein mag, in ihre Ahnengalerie aufzunehmen. Der Engländer stehle sich einfach, wie so vieles andere, das ihm nützlich ist, auch ein Wort, das er braucht, während der Deutsche sich mit sehr anerkennenswerter, aber nicht praktischer Hartnäckigkeit gegen jede Einfuhr fremder Elemente sträube.

Den Meister fremder Sittenschilderung erkennt man vor allem daran, daß er ohne würdevolle Umschweife und Verbeugungen gleich in die Mitte seiner Aufgabe springt und einen Standpunkt gewinnt, von dem er alles vor ihm Liegende klar überblicken kann. Das versteht Kotze wie wenige. Mit den ersten paar Seiten haben wir bereits unser nordisches Tun und Lassen vergessen und atmen die Luft des Südens bei nahezu fünfzig Grad Celsius auf einer beschwerlichen Postfahrt von Cooktown, an der Nordküste Australiens, westwärts zu einem großen Viehranch — warum nicht Viehwirtschaft, lieber Stefan? Das klingt doch ebenso gut, und du solltest nicht dem Pfarrer gleichen, der vormittags auf der Kanzel die zehn Gebote predigt und sich des Abends selbst an ihnen versündigt. Aber du bist eben ein Künstler, ein Gestalter erlesener Art, dem kein Schulmeister die Hefte durchsehen darf. Gleich darauf verbesserst du dich aber selbst und sprichst von „Viehstation". Sehr gut! Du streust ganz prächtige Bilder, Beobachtungen und Vergleiche aus, und die geringsten deiner Anekdoten und Späße haben ihren tieferen sachlichen Wert.

Die Beschreibung der ersten Känguruhjagd, bei welcher sich das gehetzte Tier schließlich zum Kampf gegen seine Verfolger mit dem Rücken gegen einen mächtigen Felsblock stellt, die Hunde mit der schrecklichen Klaue des Hinterfußes aufschlitzt und dem fehlschießenden, vom Pferde stürzenden Reiter dasselbe Schicksal bereiten will, zieht wie eine packende Tiertragödie an

dem Leser vorüber. Schade, daß unser Bildhauer Gaul, in dessen Schöpfungen die Bestien so viel Seele erhalten, sie nicht erlebt und wiedergegeben hat. Oder man lese, was in diesen scheinbar so anspruchslosen Skizzen über die Sitte und Beschaffenheit des Trinkens in australischen Landen gesagt wird. Man erkennt sofort, wie tief der Erzähler in das Wesen der Dinge eingedrungen ist.

Er bleibt weder beim Äußerlichen, noch spannt er seinen Rahmen zu eng. Wie köstlich spottet er über gewisse Weltreisende, die im roten Hemd, mit gelben Stiefeln, einem Bowiemesser und drei Revolvern ein Goldfeld im australischen Westen bereisen und aus Angst vor einem Bengel, der für zehn Pfennige chinesisches Feuerzeug losgelassen hat, nach bester Kolportageromansitte die Hände in die Höhe strecken! Natürlich geht es auch in die Unterwelt zu den Bergwerken der Goldsucher, nachdem wir erfahren haben, daß die ganze Küste von Carpentaria bis zum Südmeer an solchem Edelmetall und Silber wie an Kupfer, Zinn, Kohle, Arsenik, Eisen reich sei. Das gibt Anlaß zu kaleidoskopisch auftauchenden und wieder verschwindenden Bildern, bei denen aber geistige oder menschliche Beziehungen, die den Leser nachdenklich stimmen, nicht außer acht gelassen werden.

Als Gegensatz dazu wirkt um so ergötzlicher der Besuch bei den Überirdischen, den Machern der öffentlichen Meinung durch die Zeitungen oder was man dort darunter versteht. Das klingt oft wie Phantasterei und Klatsch bei zu reichlich genossenem Whisky und Soda und beruht doch sicherlich auf Wahrheit und Wirklichkeit im Hinblick auf Zustände, die an wild wucherndes Tropengewächs erinnern. „Zu Wasser" gelangen wir auf einer nichts weniger als idyllischen Fahrt bis zu den Aussätzigen und hören von „Schafzucht und Industrie".

Der Schluß bringt dann noch Gedanken von großem kulturgeschichtlichem Wert. Australien, das bereits vor einem Vierteljahrhundert Metalle und Mineralien von weit über zehn Milliarden Mark zutage gefördert hat und eine jährliche Ausbeute von über hundert Tonnen reinen Goldes liefert, erscheint dem Verfasser schon damals als ein Ländergebiet, an dem sich Englands Kraft erschöpfe, indem es die Rasse gegen

das weiße Burenvolk ausbilde, ebenso wie es die diplomatischen Machenschaften Chinas unterstütze, um den Wettbewerb Deutschlands um den Welthandel zu schwächen und die australische Nation zwinge, die Japaner bei sich aufzunehmen. „Die Weltgeschichte“, sagt Kotze, „muß sich im Pazifik abspielen, die Frage, ob wir die Erde beherrschen sollen oder nicht, dort entschieden werden; denn der moderne Verkehr bringt die beiden Welten immer näher zusammen. Und als ganz besonders günstige Basis für diesen kulturellen Existenzkampf ist Australien für uns wie geschaffen. Eine geographisch zentrale und dennoch ganz isolierte Lage, keine nennenswerte Urbevölkerung, ein günstiges Klima, bedeutende latente Reichtümer gehören zu den Hauptvorzügen dieses kleinen Erdteils. Und hier versucht England das ihm anvertraute Gut zu veruntreuen, die Rasseneinheit und Volkszukunft aus Handelsvertragsrücksichten zu verderben.“

Einer der verständnisvollsten Freunde Kotzes, der im Winter 1915 bei Essey gefallene Adolf Petrenz, dieser prachtvolle Ostpreuße, dem im journalistischen Tagesdienst die Gabe verliehen war, schnell erfaßte Eindrücke zu Bildern von bleibendem Wert auszugestalten, schrieb einmal über ihn: „Er war ja viel mehr als der glänzende Witzreißer, der Spottvogel, der auf alles pfeift, und der mit unnachahmlicher — das Wort muß gesagt werden — Schnoddrigkeit alle Worte umkrempelt, auch mehr als der ätzende Satiriker und der groteske Karikaturist. Deshalb war er auch dem Wesen nach mehr als Mark Twain, weil deutsches Gemüt den Unterton gibt für dieses scheinbar so kalt barocke krause Zeug, weil dieser scheinbare Zynismus oft genug mit richtiger deutscher Sentimentalität umsäumt blieb, weil dieses Bierherz metaphysisch schlagen, diese Zecheraugen wie Dichteraugen sehen konnten, weil dieser Exzentrik voller Melancholie steckte und unter seinem Narrenhemd etwas von dem Narren Shakespeare, um im Bilde sitzen zu bleiben, „sitzen“ hatte. Auch der australische Wind pfiff bei ihm nur über deutsches Feld, uralten deutschen Stammesboden. Und hinter dem kuriosen Koller, hinter der saftigen Groteske birgt sich manchmal nur jemand, der die Hände reckt, von geheimnisvollen Bildern den Schleier zu heben und den letzten Dingen von Welt und Ewigkeit selbst-

herrlich den Vorhang wegzureißen." So neben vielem andern Klugen, Tiefen und Feinen zu lesen in dem schönen Buche „Kamerad Petrenz", das Friedrich Hussong im Namen der „Täglichen Rundschau" mit Geschmack und Einsicht als unverwelklichen Strauß von Blumen und Blüten dem uns so jäh entrissenen Vaterlandskämpfer aufs Grab gelegt hat.

Wo würde heute Stefan von Kotze bei diesem Größten und Furchtbarsten, das die Menschheit je erlebt hat, zu finden sein, wenn er nicht so früh, schon 1909, ein Vierzigjähriger, in das Reich des ewigen Schweigens hinübergegangen wäre? Sicherlich nicht ohne Ehrennarben im Kampf an der Front, im Luftkreuzer oder Flugzeug, im Schützengraben, auf, über oder unter den Wassern, überall, wo es Deutschlands Feinde zu besiegen gilt. Wir andern, die auch von der großen, schönen Welt etwas wissen und sie mit seinen Augen ansehen, aber dazu verdammt sind, am Schreibtisch geduldig auszuharren, machen jetzt ihre Erdenwanderungen bei der Betrachtung des Globus und harren, die Brust voll ungebrochener Hoffnung, einer Zukunft, in der sich alles ändern wird, nur nicht die schaffende, liebende und hassende Geisteskraft unseres Vaterlandes, für die das Schwerste nur vorhanden ist, um überwunden zu werden, damit der Weg zur uralten, germanischen Entwicklung für unsere Kinder und Kindeskinder nur noch größer und freier werde. Draußen läuten die Glocken zur Erinnerung an die Ausgießung des heiligen Geistes, wie sie uns von der Bibel verheißen und in der Apostelgeschichte als eine brüderliche und friedliche Gemeinschaft der menschlichen Geschlechter, mit einem Hirten und einer Herde versprochen wird. An dies Ideal, auf dessen Verwirklichung wir geduldig warten, während wir das wunde Herz wie ein gebrochenes Glied in eine Schiene pressen, hätte unser Kotze trotz alledem geglaubt und mit Ulrich von Hutten ausgerufen: „Bin unverzagt, ich hab's gewagt und will des End's erwarten."

Pfingsten 1918.

Eugen Zabel.

Westwärts!

Wenn man den Inhalt eines Fasses Talg prüfen will, so bohrt man mit einem langen, dünnen Löffel in die Mitte und nimmt eine Stichprobe. Gleicherweise dürfte auch die Beschreibung einer Wanderung in das Innere Australiens eine ganz leibliche Durchschnittsprobe des Ganzen geben. — Ich habe mir immer viel auf die poetische Schönheit meiner Gleichnisse eingebildet.

Also Cooktown. Bitte schlagen Sie geographische Lage und Statistiken im Lexikon nach. Mir genügt die vage Bemerkung, daß es an der Nordostküste Australiens, in der Kolonie Queensland, liegt und den Ausgangspunkt dieser Odyssee bildet.

Kurz nach der Regenzeit ist Cooktown ein ganz hübsches Städtchen. Die weißgestrichenen Holzhäuser mit ihren blendenden Wellblechdächern drängen sich zwischen die grünen Hügel und das blaue Wasser des kleinen Hafens, überschattet im Hintergrunde von dem einsamen Riesen Mt. Fox. Der Meridian ist hie und da angedeutet durch eine Kokospalme — wundersam, wie eine einzige Palme der langweiligsten Landschaft ein träumerisch tropisches Ansehen verleiht! An der anderen Hafenseite ist das sumpfige Ufer mit Mangrovegestrüpp bewachsen, durch das sich der Endeavorfluß in das Meer windet.

Im Sommer jedoch wird die Stadt zu einer trostlosen Ansiedlung von glühenden Dampfkesseln. Auf den staubigen, menschenleeren Straßen versuchen hagere Ziegen ihr Dasein von leeren Flaschen und Konservenbüchsen zu fristen und ziehen sich zur Siesta auf die Veranden der öffentlichen Gebäude zurück. Ziegen und leere Flaschen sind allen nordaustralischen Städten eigentümlich.

Ein steinernes Denkmal des seligen Kapitän Cook, nach dem die Stadt sich nennt, und der einmal sein Schiff, die „Endeavor", hier ausbesserte, sieht in dieser Umgebung ungefähr so angemessen wie ein Zylinderhut im Himmel aus. Die Einwohner leben von der Hoffnung auf bessere Zeiten und ihren Gewinsten in der chinesischen Lotterie. Jedermann beteiligt sich an diesem anziehenden Glücksspiel, und der Fremde, von Luvat kommend, kann seinen Weg in die Stadt meilenweit, den verbrauchten Loszetteln folgend, finden. Eine Art Schnitzeljagd aus dem Horne der mongolischen Fortuna!

Der Chinese ist daher auch ein angesehener und häufiger Mitbürger. Die höheren Einrichtungen des Mittelreiches sind vertreten durch einen chinesischen Konsul und einen Messinggötzen von hochgradiger Heiligkeit. Als der letztere vor einigen Jahren hier ankam, gaben die erfreuten Gläubigen ein Champagnergelage, am Sonntag während der Kirchzeit, und die christlichen Betplätze waren verhältnismäßig leer. Dieses erschien den Eingeborenen ganz selbstverständlich, bis der Redakteur der Lokalzeitung einen gepfefferten Leitartikel über die zunehmende Gottlosigkeit und Trunksucht losließ. Er war nämlich nicht eingeladen worden.

Die Dampfer der Neu-Guinea-Kompagnie legten früher in Cooktown an. Da die liebenswürdigen Einsassen

sich jedoch nicht mit 200 v. H. Gewinn begnügen konnten, haben die Deutschen den idyllischen Hafen seitdem gemieden und gehen jetzt nach Singapore. Recht nette Komödien haben sich damals abgespielt. Doch das ist eine andere Geschichte, wie Kipling sagt.

Ich hatte die Ausschweifungen und Genüsse Cooktowns binnen kurzem durchkostet. Ich hatte allabendlich die Heilsarmeeversammlungen besucht, die dort die Stelle einer Theatervorstellung vertreten; ich hatte zwei Mark fünfzig in der Lotterie verloren und schauerlichen Reisschnaps mit dem Hohenpriester des chinesischen Tempels getrunken; und ich begann blasiert zu werden. So beschloß ich denn in das Innere zu gehen. Mir war eine Stellung angeboten als Volontär auf einem großen Viehranch, und da ich brannte, Kolonialerfahrung zu erwerben, packte ich einige Kleidungsstücke zusammen und begab mich auf den Bahnhof.

Von Cooktown aus hat die Regierung mal ungefähr siebzig (engl.) Meilen Schienen in den „Busch" gelegt; dann wurde man augenscheinlich des Unternehmens müde und hörte mit dem Bau auf. Acht Meilen vom Endpunkte des Stranges steht noch eine große Stahlbrücke über den Endeavorfluß; aber so weit sind die Schienen nie gekommen.

Zweimal die Woche fährt ein Zug hin und zurück. Mit dem Fahrplan wird's auf dieser Strecke nicht so genau gehalten, und Reisende werden zu jeder Zeit aufgenommen, wenn sie nur auf dem Bahndamm stehen und den Hut schwenken. Denn ein Taschentuch haben sie gewöhnlich nicht. Wir hatten etwas Verspätung, weil der Zugführer eine Trappe im Grase sichtete und mit dem Heizer auf die Pürsche ging. Während der nächsten paar Meilen dann flogen die Federn des auf dem Tender gerupften Vogels

in mein Kupee. So schloß ich denn das Fenster, trotz der Hitze, und schlief ein.

Diese unvergleichliche Sekundärbahn ist natürlich nicht ein Muster des australischen Bahnsystems im allgemeinen. Sie ist nur ein Denkmal einstiger politischer Unfähigkeit und Korruption. Die Kolonie Queensland z. B. mit einer Einwohnerzahl von nur einer halben Million (beiläufig gesagt ist Queensland dreimal so groß wie das Deutsche Reich) erzielte aus ihren Eisenbahnen im Geschäftsjahre 1897/98 eine Brutto-Einnahme von etwa 26½ Millionen Mark.

*

Doch zurück! Nach ungefähr fünfstündiger Fahrt mit Unterbrechungen kamen wir am Endpunkte der Bahn an. Weshalb sie da gerade aufhört, läßt sich schwer ermitteln. Einige Meilen mehr oder weniger würden keinen Unterschied gemacht haben. Die Station bestand aus einem Bretterschuppen und einer sehr baufälligen Kneipe, wo ich zum erstenmale in die Geheimnisse der Buschdiät eingeweiht wurde. Das Mittagessen — bei fünfundvierzig Grad Celsius im Schatten — bestand aus sehr altem, zähem Salzfleisch, einigen ungeheuren Kumalas (einer Art süßer Kartoffeln), und dazu gab's heißen, pechschwarzen Tee.

Australien verbraucht mehr Tee auf den Kopf als selbst Rußland. Die Prozedur des Brauens ist einfach genug. Aber die Buschküche verlangt ein eigenes Kapitel, und Ihrer Britannischen Majestät Postchaise wartet vor der Tür, zur Abfahrt bereit.

Es war ein Viererzug, und der bedauerlichste Viererzug, den ich bis dahin getroffen. Wie häßlich ein Buschpferd aussehen kann, wenn Gras verdorrt und Wasser verschwindet, wie elend und klapper-

mager und hoffnungslos es werden kann, ohne dabei seine Brauchbarkeit im großen Maße einzubüßen, ist schier unglaublich. Das müde Auge, das rauhe, schmutzige Fell, die scharf markierten Rippen und das messerähnliche Rückgrat; dazu altes, vielgeflicktes Geschirr und ein bedenklich wackliger Wagen, das Ganze unter dem Oberbefehl eines bärtigen, braungebrannten, hinkenden und unbeschreiblich profanen alten Mannes — nein, die königliche Post imponierte mir nicht.

Ich hatte, dem Kutscher gleich, Buschtoilette gemacht. Ein buntwollenes Hemd, am Halse offen; ein Paar englischlederne Hosen, deren ursprüngliche Weiße alle Farbenschattierungen bis ins Gelbbraune durchmachen muß, ehe sie gewaschen werden, ein breitrandriger Hut und ein Paar Stiefel ohne Strümpfe, das ist der richtige „out fit“. An hohen Festtagen wird noch ein buntes Taschentuch lose um den Hals geknotet und vielleicht, wenn es regnet, ein Rock angezogen. Im allgemeinen aber trägt der australische Buschmann niemals einen Rock.

Fünfzig Meilen hatten wir auf diesem Marterkasten zu fahren bis zur Endstation, Maytown, das jenseits der großen Wasserscheide im Mittelpunkt des alten Palmer Goldfeldes liegt. Und wahrlich, das Herz wäre mir aus dem Leibe geschüttelt worden, hätte ich nicht glücklicherweise einen bedeutenden Teil des Weges zu Fuß zurücklegen müssen. Dafür gestattete mir der Kontrahent dieser Verbindung (im Busch wird die Postbesorgung an Privatleute verpachtet) die bescheidene Summe von fünfzig Mark zu entrichten. Nachdem endlich alles in den Wagen gepackt worden war, ging es los, und wir verschwanden in einer Wolke erstickenden Staubes die windende Straße entlang.

Das also war der Busch! Rechts und links, soweit das

Auge reichte, offene Parklandschaft, verdorrte Weide, auf der in gewissen Abständen verkrüppelte, kleine Bäume standen, von der unbarmherzigen Sonne zu gemarterten Verrenkungen zerbrannt, von den glühenden Winden entsaftet und zerfurcht. Es waren alles Eukalypten, und ihr spärliches Laub gewährte keinen Schatten, so daß jeder knorrige Ast, jeder verkümmerte Zweig seine häßliche Blöße zeigte in entblätterter Schamlosigkeit. Mir erschienen diese grotesken Zweige wie ein Heer von gequälten Gespenstern. Mir kam diese starre Landschaft vor wie eine Schreckenskammer des Pflanzenlebens. Die dumpf brütende Mittagsstille, die Abwesenheit aller Tierlaute, das grelle, unheimliche, weiße Licht, die verbrannte, dürstende Erde und in der Ferne die nackten, mit schwarzen Granitblöcken besäten Hügel vereinten sich zu einer furchtbaren, erdrückenden Harmonie, deren Grundton Alter schien, seelenloses, hoffnungstotes, unsagbares Alter.

Das Thermometer stand auf nahezu fünfzig Grad Celsius. Aber mich schauerte.

*

Der Kutscher hatte sich herabgelassen, erklärende Randbemerkungen zu diesem stummen Trauerspiele beizutragen, so oft er nicht damit beschäftigt war, den Fluch des Himmels in blutroter Farbe auf seine strauchelnden Gäule herabzurufen. Nun jedoch fuhr er im Schritt durch ein sandiges, trockenes Flußbett.

„Sehen Sie den alten Stamm dort!“ sagte er, auf einen gefallenen Baumriesen mit der Peitsche deutend. „Dort ist es, wo wir voriges Jahr einen armen Kerl gefunden haben. Und hier,“ fügte er hinzu, die Zügel anziehend unter dem Schatten eines enormen Leichhardt-

baumes (eines der wenigen Schattenbäume im Busch, der nach dem verschollenen deutschen Entdeckungsreisenden genannt ist), „hier haben wir ihn begraben. Sehen Sie, das ist das Datum und der Name!"

„Tantalus, 15. 12. 1890", las ich in tiefen, schon verwachsenden Schnitten, in die weiche Rinde gemeißelt. „Tantalus?" wiederholte ich erstaunt.

„Komischer Name das!" bestätigte der Kutscher. „Aber der Reisende, den ich damals mit mir hatte, schnitt es da hinein. Den Vornamen wußte er nicht. Aber ein schreckliches Ende hat der Arme gehabt." Und ohne weitere Aufforderung hub er an zu erzählen, während er sich gemütlich den schwarzen Stangentabak zerschnitt und seine kurze Pfeife füllte.

„Well, eines Tages, gerade in solchem Wetter wie heuer, kommen wir langsam den Weg entlang, als die Pferde plötzlich scheuen und durchzugehen versuchen." —

Ich blickte mit etwas ungläubiger Miene auf das Gespann und lächelte. Aber der Kutscher übersah meine stumme Ironie. — „Himmel! Was ist das? rief mein Fahrgast aus. Ich schaute mich um. ‚Das' war der Leichnam eines jungen Mannes, die Beine festgeklemmt unter jenem gefallenen Stamme. Wir sprangen vom Wagen. Nicht weit von dem Körper lag eine Winchesterbüchse und ein langes Messer in einer Lederscheide. Natürlich ein Känguruhjäger, sagte ich mir. Hat sich hier in den Schatten gelegt, und der Baum ist auf ihn gefallen. Das war klar genug.

Aber neben ihm lag eine Art rohes Lasso, offenbar streifenweise aus seinem Hemde gerissen und zusammengeknotet. Wozu mochte er das gebraucht haben?

Plötzlich ging uns ein Licht auf. Sehen Sie," — und der Kutscher wandte sich an mich mit einem grimmen

Lächeln, „der arme Kerl saß fest mit gebrochenen Schenkeln, ohne Wasser, ohne Hilfe. Die Sonne erreichte ihn, als es Mittag wurde, und die Ameisen — ja, die Ameisen!"

Der Erzähler schauderte, spuckte zornig in den Sand und zertrat mit ganz unnötigem Nachdruck einige der winzigen, schwarzen Insekten, die zu Millionen überall am Boden herumkrochen. „Da hat er denn dieses Lasso gemacht und versucht, die Büchse oder das Messer an sich zu ziehen. Ganz nahe lagen die, aber doch aus seinem Bereiche. Und wie lange er sich da abgequält, den erlösenden Tod zu haschen, bis der Durst und der Schmerz und die Ameisen ihn umgebracht, das weiß natürlich niemand. Aber er sah nicht sehr nett aus, als wir ihn fanden; denn diese gottverdammten Ameisen —" und er spuckte meherere Male heftig aus.

„Wir suchten und fanden sein Zelt. Doch da waren keine Auskunftspapiere. Und so zogen wir ihn denn unter dem Baume hervor und scharrten ihn lose ein. Die Regierung bezahlt einem hundert Mark für eine solche Arbeit," und der Alte schmunzelte. „Und da ich ihn selbst nicht kannte, so schnitt mein Passagier das ausländische Wort da in die Rinde. Das wäre sein Familienname, sagte er. Aber er grinste dabei, und ich glaube, er hat mich aufziehen wollen. Haben Sie je so einen Namen gehört?" setzte er hinzu, die Peitsche knallend.

Ich klammerte mich vorbereitend an die Lehne meines Sitzes. „Ja," antwortete ich leise. „Das ist sogar eine sehr weit verbreitete Familie."

„Den Teufel auch!" rief der Kutscher. „Aber natürlich, hierzulande kennt man die meisten Leute nur bei Vornamen."

Und dann fuhren wir weiter.

Der Kutscher schien zufrieden zu sein mit der Aufnahme, die seine Buschanekdote gefunden. Und so ließ er denn etwas in seiner Würde nach, und trotz meiner offenbaren Unerfahrenheit unterhielt er sich mit mir wie mit einem Gleichberechtigten. Ich war sehr stolz darauf. Bald jedoch merkte mein Gönner, infolge einiger untechnischer Fragen, die ich im Eifer, ein Interesse zu zeigen, losgefeuert, daß er doch mein geistiges Niveau ein wenig zu hoch eingeschätzt und sozusagen über meinen Kopf hinweggesprochen; denn ich war ja ein Neuling im Busch. Er versuchte daher diesen Fehler gutzumachen. Es war sehr nett von ihm, aber wenn ich daran denke, wie gering augenscheinlich dieser Kutscher mein Verständnis bewertete, erschrak ich doch etwas.

Und gerade bei dieser Gelegenheit erbitte ich mir die Erlaubnis zu „moralisieren". Es ist mir ganz unverständlich, weshalb gerade diejenigen, die das härteste und undankbarste Leben führen, der Matrose z. B. oder der Buschmann, so äußerst eifersüchtig auf ihren Beruf sind. Der Neuling, der mutig oder dumm genug ist, sich zu ihnen zu gesellen, wird mit ganz ungewöhnlicher Schärfe und Verachtung behandelt, als befürchte man, er möge sich überheben in seinem Stolz und seiner Genugtuung. Wie anders empfangen Bankiers oder Gesandte oder Millionäre den Neuling in ihrer Mitte! Folglich: Je abstoßender ein Beruf, desto hochnäsiger seine Veteranen. —

Der Weg wurde schlechter und schlechter. Vergebens verlor sich der Kutscher in einem Labyrinth von hyperbolischen Ausdrücken und verdammte auf die gewissenhafteste Weise jedes Pferd einzeln und stückweise, vom Schwanz bis zur Schnauze und dann, in das Allgemeine übergehend, das Fuhrwerk, den Busch, die Kolonie,

Australien, den Planeten und schließlich überhaupt die ganze Schöpfung.

„Sie müssen aussteigen," sagte er schließlich; „wir kommen sonst niemals an."

Ich fügte mich schweigend in das Unabänderliche. Wir waren in etwas hügelige Gegend hineingekommen, und die langen Hänge schienen wirklich zuviel zu sein für das unglückselige Gespann. Außerdem war ich froh, nach den Anstrengungen einer langen Fahrt in dem alten Klapperkasten mal wieder zu Fuße zu gehen und mich ordentlich ausruhen zu können. So watete ich denn durch den tiefen, weißen Staub hinter der königlichen Post einher, bis endlich der Berg erklommen war. Ich nahm meinen Platz wieder ein, und dann ging es auf der anderen Seite etwas schneller hinunter, als die Pferde eigentlich laufen konnten. Aber der Kutscher erklärte mir, Pferde seien billig in Australien. Nach dem örtlichen Preise von Reisenden wagte ich mich nicht zu erkundigen.

Mein Gefährte hob an, mich wieder mit Anekdoten und allerlei neckischen Scherzen zu ergötzen. Da er diese jedoch, wie bereits erwähnt, für mein Verständnis geeignet umzuarbeiten sich genötigt glaubte, verpaßte er meistens die Pointe. Wenigstens ist das meine Ansicht. Vielleicht tue ich dem Kutscher unrecht, und die Histörchen haben nie eine Pointe gehabt.

Ich hörte nur zerstreut zu. Der Staub, die Hitze, das Geschüttele zusammen mit der häßlichen, toten Aussicht ringsumher stimmten mich finster. Was konnte nur ein Mensch diesem Dasein abgewinnen? Wo lag die Macht, die ihn so eng an diese nackten, glühenden Felsen, Prometheus gleich, fesselte? Und wo war der Reiz, der ihn in die hageren Arme, an den verdursteten Busen dieser Natur

trieb? Mir begann schon jetzt ein Licht aufzugehen über das wahre Verhältnis zwischen dem Busch und dem Mann. Instinktiv erriet ich, was ich später erfuhr, erfühlte. Es war die Geschichte vom Vampir und seinem Opfer. Wie der elenden Maus unter der Luftpumpe der Lebensodem entzogen wird, so saugt diese stahlblaue, leere Himmelsglocke die Seele aus ihrem Gefangenen. Sein Ich verliert sich in der Unendlichkeit wie eine einzelne Träne im Meer. Das blutlose Alter erwärmt sich an den jungen, kraftstrotzenden Leibern der Verführten. Und die Belohnung —?

Ich kam unwillkürlich auf den Känguruhjäger und sein grausiges Ende zurück. Ich unterbrach den Kutscher inmitten einer mehr als gewöhnlich geistreichen Humoreske und fragte ohne Anschluß: „Kommen solche Sachen eigentlich häufiger vor?"

„Was für Sachen?"

„Solche Unglücksfälle wie der des jungen Mannes, den Sie voriges Jahr begruben?"

Der Kutscher schien verletzt zu sein. Er starrte mich strenge an, und ich erbebte. Ehe es jedoch zu demütigenden Entschuldigungen meinerseits kommen konnte, verlor sich der peinliche Vorwurf in seinen Zügen, und er begann zu lächeln in einer merkwürdig selbstzufriedenen Art und Weise.

„Hm — ja!" sagte er, nachdenklich, mit der Peitsche den Rücken des Handpferdes in Quadrate zerlegend; „jawohl ja! Da fällt mir gerade eine ganz komische Geschichte ein, die ich mal in Südqueensland erlebt habe. Das heißt, ein Bekannter von mir hat sie erlebt, oder eigentlich, er hat sie gehört von einem Manne, der — doch das schadet ja gar nichts. Jedenfalls ist jedes Wort davon so wahr, als

stände es in der Bibel.“ Seine Stimme hatte ein drohendes Kolorit angenommen, und ich beeilte mich, ihm von vornherein Indemnität zuzusichern.

„Dem Känguruher — denn es war auch so ein Kerl wie der andere — war genau dasselbe passiert. Ein Baum war auf ihn gefallen in der Nacht, während er schlief. Aber es war seine eigene Schuld gewesen, denn er hatte sein Lagerfeuer am Fuße eines alten und halb vertrockneten Stammes angezündet, und nach und nach war der Baum in Brand geraten. Der arme Mensch konnte sich nicht freimachen. Er lag wie festgenagelt und gerade neben einem riesigen Aste, auf dem der ganze Baum sozusagen balancierte, und zu seinem Entsetzen bemerkte er, daß der Stumpf ganz ruhig weiterglimmte, immer näher an ihn heran.

So ein vom Feuer gefällter alter Baum brennt manchmal wochenlang wie Zunder und ganz aus bis auf die kleinsten Zweige und Ästchen, nichts als eine Art Silhouette in weißer Asche auf dem Boden hinterlassend. Ich kannte mal einen Mann, der steckte sich regelmäßig solch einen Stamm an und teilte ihn dann mit Kohlenstrichen so ein, daß er immer an dem Fortschritt des Feuers das Datum und den Wochentag erkennen konnte. Er konnte sogar sagen, wie spät es sei, und diese Patent-Kalenderuhr währte ihm gewöhnlich zwei Monate. Natürlich, in der Regenzeit ging das nicht. Und so mußte er immer fünfzig Meilen weit in die Stadt gehen, wenn das trockene Wetter wieder anfing, um sich über den laufenden Monat und Tag zu erkundigen. Da hat er aber einmal sein Lager in einer Gegend gehabt, wo das Holz weicher war und schneller brannte. Und da er nie nach der Jahreszahl fragte, und der Ausfall der Regenzeit ja gar nichts Wunderbares ist im Busch, hat er sich ganz verrechnet. Es kam ihm zwar so vor, als ob die

Zeit schneller hinginge, als früher, aber gedacht hat er sich nichts dabei. Und als er nach seiner Rechnung hundert Jahre alt geworden war — eigentlich kam's nur auf sechzig — ist er an Altersschwäche gestorben. Reine Einbildung war's nur und — —"

Ich begann unruhig zu werden. Der Kutscher merkte denn auch sofort, daß er weit aus dem Fahrwasser geraten war, und änderte die Richtung.

„Ja so! Also — wie lange der Unglückliche in diesem Falle gewartet und gelitten, stand mit einem Messer auf den Boden seines Kochtopfes gekritzelt. ‚Aber zwei Tage fest', hieß es, ‚kein Wasser, keine Hilfe. Das Feuer ist ganz nahe. Werde mich erschießen.' Und dann folgten Name und Datum. Sehen Sie", und der Erzähler wandte sich erklärend an mich, „das Feuer kam ihm zu nahe. Und Rösten ist eine unangenehme Todesart, sagt man."

Er verfiel in ein beschauliches Schweigen. Ich dachte, er hätte geendet und schwieg gleichfalls. Aber zu meinem Erstaunen fuhr er plötzlich auf: „Und jetzt kommt gerade der Witz der ganzen Geschichte!" Es gab also eine Pointe. Deswegen habe ich der Episode auch nie völlig Glauben geschenkt.

„Die Fortsetzung der Tragödie war leicht zu lesen, als stände es gedruckt."

„Er hat sich richtig totgeschossen. Aber kurz darauf, ehe noch die Glut ihn berührte, muß der Baum plötzlich die Balance verloren haben. Der schwere Stumpf war ja nach und nach abgebrannt, die Astkrone begann ihn schließlich zu überwiegen, und langsam ist er hochgekippt, den Leichnam ganz freilassend. Es war, als habe man eine Rattenfalle nach dem Zuschnappen wieder geöffnet. Das Feuer war dann auch ausgegangen, weil es nicht nach unten zu

brennen konnte, und die ganze Szene machte sich aus wie — wie"

„Wie ein ironischer Scherz des Schicksals", half ich aus. „Wenn auch etwas melodramatisch und geschmacklos."

Der Kutscher war mir nicht dankbar für die Unterbrechung. Er schien mich für pedantisch zu halten. Vielleicht auch, mit einem Anflug von Autoreneitelkeit, bezog er den letzten Teil meiner Bemerkung auf sich und seine — hm — Erfindungsgabe.

„Hier müssen Sie wieder aussteigen," sagte er schroff, „und — schieben helfen," setzte er hinzu.

Ich blickte erschrocken den steilen Berg hinan. „Das ist doch eigentlich ein bißchen zu viel verlangt," schimpfte ich, „auch noch schieben —"

„Regen Sie sich nur nicht zu frühzeitig auf!" war die beruhigende Antwort. „Das ist überhaupt noch gar nichts. Himmel! Was glauben Sie! Kurz vor dem Halteplatz da ist ein Berg, der ist so steil, daß nicht nur die Reisenden tüchtig schieben müssen — da muß selbst ich aussteigen und zu Fuß gehen!"

Und so geschah's!

Endlich kamen wir auf der Haltestelle an. Eine geräumige Hütte, von mehr oder weniger hinfälligen Koppeln umringt; ein paar zerrissene Wäschestücke zum Trocknen aufgehängt (sicheres Anzeichen weiblicher Gegenwart); zwei sehr herabgekommene Gins (eingeborene Frauen) mit geschwärzten Kalkpfeifen im Mund und umringt von ihrer nackten Zucht (technisch Pickaninnies geheißen) sowie zahlreichen räudigen Hunden; dann ein verdächtig aussehendes Wasserloch in einem trockenen Bachbett; eine Unzahl leerer

Konservenbüchsen und zerbrochener Flaschen; ein halbes Dutzend der üblichen Ziegen, gerade im Begriff, von einer englischledernen Hose zu dinieren; und schließlich ringsumher nichts als Busch, toter, prosaischer Busch.

Das Gebäude war roh zusammengenagelt aus rundem, unbearbeitetem Buschholz und bedeckt mit Rinde. Diese, meistens von einem Eukalyptushartholz (Eisenrindenbaum) herrührend, wird zu gewissen Zeiten, kurz nach dem Regen, in großen Schalen von den Bäumen abgelöst und eignet sich vorzüglich zu solchen Zwecken. Schön, oder auch nur ordentlich sieht solch ein Machwerk nicht aus; und die verstümmelten Bäume gehen auch ein. Aber es bezeichnet doch schon eine höhere Stufe in der Skala der Seßhaftigkeit, die mit dem freien Himmel als Dach beginnt und durch Leinwand, den Schutz, den ein Ochsenwagen gewährt, Gras, Rinde und Wellblech evolutionierend sich in der Prunkhaftigkeit des städtischen Zweistöckers verliert.

Auf das Gekläff der zweifelhaften Köter trat die Frau des Hauses in die Türe und nickte dem Kutscher vertraulich zu, indem sie zugleich mit dem Daumen über die Schulter deutete, wo ihr Herr und Gebieter gerade das Relaisgespann aus dem Busch herantrieb. Sie schien eine noch junge Frau zu sein. Aber sie war liederlich, in billigen, beschmutzten Kattun gekleidet; ihr Haar hing in wirren Strähnen um den bloßen, braunen Nacken; ihr Gesicht war verblüht und gelb gefärbt, ihr Busen flach und ihre Gestalt mager und gebeugt. Der Gesamteindruck war nicht anziehend. Und dennoch, auch sie war einmal, vor ganz kurzen Jahren, hübsch, vielleicht sogar schön gewesen. Und was hatte ihr die Ehe gebracht, um den grausamen Verlust dieser ihrer ganzen Mitgift zu ersetzen?

Sie rief den Gins in unangenehm keifender Stimme einen Befehl zu und begann dem Kutscher beim Ausspannen behilflich zu sein. Ich bemerkte, daß sie barfuß ging und sich halblaut in offenbar abfälliger Weise über meine Person unterhielt. Ich stand umher und fühlte mich als Neuling überflüssig.

Ihr Gatte, erhitzt und fluchend, erlöste mich aus meiner Verlegenheit. Er redete mich freundlich an: „Tag, Kamrad!“ und an den Kutscher gewandt: „Wohl noch so ein verdammter Neuling!“

Der Kutscher nickte Bejahung, und der andere schloß feierlichst sein rechtes Augenlid, zugleich eine geheimnisvolle Bewegung mit der Hand nach dem Munde ausführend. Und um jedes Mißverständnis zu vermeiden, fügte der Kutscher hinzu: „Sie können's schon mal wagen. Er verkauft ganz guten Rum.“

Der Weg der Pflicht lag vor mir, und unser Wirt schickte sich an, uns in das Allerheiligste zu leiten.

„Wir haben einen schönen Taubenstew zu Tisch heute,“ vertraute er mir an. „Also kommen Sie nur rein und setzen Sie sich hin.“

„Kraak — — Kroo — aaks!“ krächzte es plötzlich aus einem benachbarten Baumwipfel. Der heisere Schrei elektrisierte den bis dahin schwerfällig herumflegelnden Hausherrn. Er sprang in die Hütte und erschien mit einer alten, einläufigen Donnerbüchse in der Hand.

„Pst!“ zischte er uns zu, den Finger auf den Lippen. „Wieder eine verdammte Taube!“

Ich aß nichts von dem schönen Stew. Aber ich trank Rum.

Rum jedoch verdient ein eigenes Kapitel. —

Das Innere des Hauses entsprach der Außenansicht. Der Gesamtraum war durch eine Kalikowand in zwei Hälften geteilt. Das Mobiliar des Wohnzimmers bestand hauptsächlich aus einem Tisch und zwei Bänken, d. h. Pfählen, in den Boden gerammt und mit Brettern und Kistendeckeln benagelt. An den Wänden hingen Kleidungsstücke, Handwerkszeug, Sättel und Geschirr wüst durcheinander, eine Privatgalerie vergilbter und zerrissener Bilder aus illustrierten Zeitungen verdeckend. Meistens waren es Abbildungen berühmter Rennpferde, die der rosige Optimismus der Flitterwochen wohl gesammelt, ehe noch der grimme, gleichgültige Utilitarismus des täglichen Lebens die schmutzigen Hosen und die verrostete Säge darüber gehängt. Der Fußboden bestand aus braunem Termitenhaufen, der in Stücke zerbröckelt, angefeuchtet und dann glatt niedergestampft wird und sich ganz festsetzt.

Auf dem Tische standen noch die emaillierten Teller und Schüsseln vom Mittagessen her. Die Frau des Hauses schob das ganze Gedeck mit einem Ruck beiseite und schaffte aus der Schlafstube eine Flasche und einen etwas mitgenommenen Blechhenkelbecher herbei. Dann holte sie aus dem Eimer hinter dem Hause, wo unter einem offenen Dache, das die Küche darstellte, ein Feuer brannte, eine alte Konservenbüchse voll Wasser und lud uns zum Trinken ein.

Nun erschien der Jäger mit seiner erbeuteten „Taube“ und drückte mir das Blechgefäß und die Flasche in die Hand. Ich schenkte sorgfältig ein, fügte etwas Wasser hinzu und schluckte die Mischung herunter. Ich verzog keinen Muskel. Ich wollte ja den abgehärteten Buschveteranen darstellen. Aber leicht wurde es mir nicht.

„Famoses Zeug das!“ bemerkte der Kutscher, indem er gleichfalls nach dem Becher griff und meinem Beispiele zu folgen sich anschickte. „Beißt den ganzen Weg zum Magen 'runter.“ Und dem Wirt zutrinkend: „Ihre Gesundheit, Bill!“

„Gut bekomm's, Harry!“ antwortete der Biedere und füllte sich auch sein Mäßchen. „Und wie heißen eigentlich Sie?“ wendete er sich an mich.

Ich stellte mich vor.

Bill blickte mich erstaunt an. Dann aber lachte er: „Man weiß mit euch Ausländern nie recht, wo man dran ist. Aber das ist natürlich nur Ihr Familienname! Den wollen wir nicht wissen. Hier im Busch kennt man sich nur bei Vornamen.“

Solche Familiarität ärgerte mich ein wenig. „Ich heiße Thomas Augustus Servatius Adalbert bei Vornamen,“ erwiderte ich steif und würdevoll.

„Na, denn prost auch, Tommy!“ rief der zuvorkommende Bill und leerte seinen Becher. Dann, ohne meine Gemütsbewegung weiter zu beachten, schenkte er seiner Ehehälfte einen Schluck des feurigen Giftes ein, und nachdem er von mir die Summe von 4 M. (sage und schreibe vier Mark) eingetrieben, stellte er die Flasche wieder in das Schlafzimmer zurück, wahrscheinlich unters Bett. Darauf erschien der Taubenstew und heißer, schwarzer Tee.

Von dem letzteren goß jeder einige Tropfen auf einen der schmutzigen Teller, schwenkte ihn aus und goß das fettige Aufwaschwasser einfach auf den Fußboden. Ich war nicht hungrig.

*

Und während die anderen Taubenstew essen, werde ich einmal abschweifen. Beim Trinken unterscheidet man

in Australien drei verschiedene Klassen. Da sind die regelmäßigen „nipper“ (Etymologie: to nip = einen kleinen Schluck nehmen), die in den Städten den Wirtshäusern nahe leben, der Quartalssäufer vom Busch und der absolute Teatotaler, dem aller Alkohol ein Greuel ist und eine Sünde vor Gott und den Menschen. Der britische Volkscharakter liebt eben die äußersten Gegensätze.

Verdenken kann man es den Menschen nicht, am wenigsten denen, die im Busch wohnen, wenn sie der hirnerweichenden und herzverhärtenden Eintönigkeit und Einsamkeit ihrer Vegetation auf künstliche Weise gelegentlich eine bunte Färbung (meistens knallrot) zu verleihen suchen. Gott weiß, daß der grausamste Krieg, die verzehrendste Armut, das bitterste Elend nicht so vernichtend auf die Menschenseele wirken als dieses gewürzlose Einerlei, dieses neutrale Bild, grau in grau gemalt, dieses Wüstendasein ohne Grenzpfosten und Meilensteine. An die Wand einer verlassenen Hütte im fernen Nordwesten habe ich einmal den folgenden Reim gekritzelt gelesen:

Ich bin bescheiden, ich verlange nicht,
Gott solle mir Genuß und Liebe geben;
Ich bitte ihn nur um ein Herzeleid,
Damit doch *etwas* lebt in meinem Leben!

Verdenken jedoch kann man es der Regierung, daß sie nicht strengere Aufsicht übt über den Groghandel. In einem Lande, das einen so hohen Zoll auf Spirituosen setzt, wie z. B. Queensland, kann man sich natürlich nicht wundern über die Verbreitung von ungesetzlichen Branntweinbrennereien, strafbaren Manschereien und all den anderen Auswüchsen des Getränkebetriebes. Aus einem neulichen amtlichen Berichte entnehme ich einige der beliebtesten Verfälschungsstoffe, die in Queenslandkneipen

festgestellt wurden. Da kommen vor: Anilinfarben, Olivenöl, Vitriol, Schwefelsäure, Tee, Cayennepfeffer, Kopperas (grüner Vitriol) usw. In einem Hotel in der Nähe Brisbanes (der Hauptstadt) sah der berichtende Beamte, wie der Gastwirt irgendeine Flüssigkeit unter die zum Verkauf bestimmten Getränke mischte und dabei einige Tropfen davon auf seinen Rockärmel verspritzte. Diese fraßen Löcher in das Tuch. Ein anderesmal entdeckte er ein Faß mit fünfzig Liter Bier, das acht Pfund feste Körper enthielt, und zwar Tabak, Zigarrenstummel, Gewürznelken, Ananas, Kartoffel, Fiber und Stückchen Stroh.

Es ist einfach unglaublich, in welch haarsträubender Weise gegen den allerdings gepanzerten Magen des Buschmanns gesündigt wird. Selbst der unter staatlicher Aufsicht in Australien hergestellte Rum und Brandy ist feurig, weil er zu jung in den Verbrauch kommt. Und das meiste eingeführte Feuerwasser würde einfach einen Kruneger umbringen. Dann bezieht so ein Mann, wie unser Freund Bill, der natürlich nicht den Erlaubnisschein, eine Schenke zu halten (für fünfzehn bis vierzig Pfund Sterling jährlich), aufbringen kann, vielleicht ein Dutzend Liter billigen Rum und macht hundert daraus. Bezahlen tut sich's schon, solange er eine Mark für den nip bekommt und nicht abgefaßt wird. Aber die Regierung hält es für unsagbar sündhaft, die Staatskasse zu beschwindeln, und da in einem so großen und wenig besiedelten Lande regelmäßige Aufsicht nicht leicht ist, macht sie das Leben des Gesetzbrechers beschwerlich, indem sie die hohe Geldstrafe mit dem Angeber teilt. Nicht sehr ehrenvoll vielleicht, aber doch wirksam! Solange jedoch der Schankwirt seine jährliche Abgabe bezahlt, kümmert sich eine väterliche Regierung nicht besonders darum, was für Zeug er an das Publikum verkauft.

Wenn nun, um ein Beispiel zu wählen, ein Grenzreiter auf einer großen, westlichen Schafstation, der alle Woche einmal den Proviantpacker auf einige Minuten zu sehen bekommt und im übrigen auf seinen Hund und seinen Gaul als Umgang angewiesen ist, plötzlich die Fratzen, die ihm aus jedem Gebüsch zugrinsen, die Stimmen, die aus dem ewigen Schweigen auf ihn einreden, die Gespenster, die am hellen lichten Tage den Busch durchwandern, nicht mehr ertragen kann, so reitet er einfach zur Hauptstation und teilt dem Aufseher mit, daß er auf Urlaub an die Küste gehe. Die konventionelle Lüge von der Küste, vielleicht sogar einer Reise nach Sydney oder Melbourne, wird stets aufrechterhalten. Aber der Aufseher weiß, jedermann weiß, und sogar der Grenzreiter selbst ahnt, daß es sich doch nur um die benachbarte Shanty (ungesetzliche Buschkneipe) handelt. Jedes Jahr nimmt der Einsiedler sich fest vor, an dem verruchten Gehöft vorbeizureiten; jedes Jahr steckt er den mühsam ersparten Scheck sorgfältig in die Tasche und verspricht sich einen frischen Trunk aus den Wassern der fernen, märchenhaften Zivilisation. Endlose, glühende Tage hindurch, einsame Nächte vor dem tanzenden, Bilder zaubernden Lagerfeuer hat er geträumt von der Herrlichkeit, die seiner wartet, dort fern am Meere, wo es Menschen, wie er, in Menge gibt und eine frische, kühlende Brise und wirkliche, lebendige Frauen und Mädchen von weißer Hautfarbe und hübsch und reinlich; und schließlich, wo man Wasser sehen kann, blaues, unendliches Wasser.

So wendet er denn seines Pferdes Kopf dem Osten zu und trabt frohen Sinnes, Staub und Hitze verachtend, die endlose weiße Landstraße entlang oder den sich windenden Saumpfad und freut sich im voraus auf die Ent-

täuschung, die er dem alten Schwindler in der Shanty bereiten wird, wenn er kühl lächelnd, mit einer höflich ironischen Verbeugung, vorbeireitet an der häßlichen Menschenfalle.

Dreißig Meilen — vierzig Meilen! Es ist doch sehr heiß und trocken, und die Pfeife will gar nicht mehr schmecken. Und dort taucht ja auch gerade das Rindendach der Kneipe auf. Na — ein Steigbügeltrunk wird ihm wohl nichts schaden!

„Hallo — Jim! Woher — wohin? Lange nicht hier gewesen! Komm runter von deinem alten Klepper und sauf! Der Harry aus Murumballah und eine Schar von Bekannten sind gerade dabei, ihre Schecks zu zerkleinern."

Der Kneipwirt ist herzlich, und seine Gemahlin schlägt die Hände über den Kopf zusammen vor Freude des Wiedersehens. Sie hat den guten Jim doch immer so gern gehabt! Und erst mal ihre Tochter, die Mary, ein blutloses, zerzaustes, blasses Geschöpf, mehr einem Großstadtgossenprodukt als einem Kinde des Waldes ähnelnd — die Mary hat sich halb tot gesehnt nach Jim. Ja, ja, seufzt die Mutter, der Jim ist auch ein ganz verfluchter Schwerenöter, und es wäre wohl am besten, sie schickte die Mary fort, ehe — und ein vielmeinender Blick schließt die schwulstige Anrede.

Inzwischen sind die betrunkenen Freunde aus der Bar geströmt, mehr oder weniger unstet und wildäugig; denn es ist ja schon Spätnachmittag, und man steht früh auf im Busch. Jim wird vom Pferde gerissen, das ein dem Hause angehöriger Neger sofort wegführt, und der Gastwirt läßt sich's nicht nehmen, zur Feier des Tages und der Wiedervereinigung mit seinem besonderen Freunde Jim ein, zwei,

drei Runden aufzufahren. Und Jim muß aus der Ehrenflasche trinken, aus der sonst nur Stationsverwalter und höhere Handlungsreisende bedient werden. Noch niemand hat drei Schluck von diesem Gebräu zu sich genommen, ohne zum Vieh zu werden. Ein witziger Neuling verglich einst die Dame des Hauses, die den Grog kredenzte, mit der Homerischen Circe, weil sie Menschen in Schweine verwandle. Denn der Gastwirt rühmt sich, daß er den stärksten Trinker mit einer einzigen Dosis hilflos machen kann. Es ist ein von ihm persönlich nach vielen Versuchen in höherer Manscherei und chemischer Analyse erfundenes Gehirn- und Nervengift. Und er ist sehr stolz darauf.

Und selbst wenn Jim den Grog vertragen könnte — er kann doch nicht dem Zauber menschlicher Gesellschaft widerstehen. Und gar erst weiblicher Gesellschaft! Er hat ja seit Jahren nicht, vielleicht niemals, ein frisches, unverderbtes, weißes Mädchen seines Standes gesehen. Der Schnaps auf seinen dem Alkohol so lange entwöhnten Magen, das Geschrei und Gelächter, die schmachtenden Weiberblicke, die neue tolle Umgebung vereinen sich zu einem Hexentanze um das paralysierte Empfindungsvermögen des Überraschten. Sein Verstand beginnt zu taumeln. Er weiß und fühlt und berechnet nichts mehr. Er wirft seinen Scheck auf den Bartisch und verlangt Getränke für alle Anwesenden. Und grimmig geht das Gelage weiter, unterbrochen manchmal durch Mißverständnisse, Keilereien und Versöhnungen, ein Pandämonium der tierischen Verrohung.

Acht Tage später erwacht der Brave auf der Landstraße vor der Kneipe. Sein Kopf wirbelt, und sein Gehirn scheint sich in glutflüssiges Blei verwandelt zu haben. Er fühlt sich zerschlagen und schmutzig. Seine neuen Kleider

sind zerrissen, ein Auge noch von den Prügeleien her zugeschwollen, und er vermißt zwei Vorderzähne. Die Hitze ist unerträglich; die Sonne brennt auf seinen unbedeckten Schädel nieder, und stöhnend erhebt er sich, wankt stieren Blicks der Bar zu und verlangt mit heiserer Stimme ein Glas Rum.

Der Wirt, wenn er ein anständiger Wirt ist, gewährt ihm den ersehnten Labetrunk. Während er ihn mit zitternder Hand heruntergießt, nennt ihn die Frau des Hauses einen besoffenen Kerl, und die liebliche Tochter geht mit gerümpfter Nase an ihm vorüber. Es wird ihm eröffnet, daß sein Scheck zu Ende gegangen, hundert Pfund Sterling vielleicht in einer Kneipe, die nie mehr als zum Werte von einigen fünfzig Mark Getränke hält. Aber wer kann's nachprüfen? Außerdem hat er Pferd und Sattel in seinem Rausche verkauft — „über die Bar gesprungen" ist der technische Ausdruck. Und dann wird er feierlichst rausgeschmissen, begleitet von den anzüglichsten Bemerkungen, und macht sich zu Fuß wieder zur Station auf, um den ewigen Zyklus seiner seelenzerstörenden Tätigkeit aufzunehmen.

Vielleicht aber, wenn die Entfernung groß ist, und es ist heiß und kein Wasser am Wege, dann wandert er abseits, gefoltert vom Delirium, in die pfadlose Ebene hinaus oder hinein in die nackten, glutatmenden Granithügel. Und plötzlich erfaßt ihn der Durst, und von Wahnsinn getrieben, von Spiegelbildern seiner zerrütteten Einbildung gereizt, irrt er im Kreise umher. Seine Besinnung verläßt ihn; er wird ein schreiendes, schäumendes Tier. Rasend reißt er seine Kleidung von sich, hilflos kaut er salzige Blätter und dürres Gras, scharrt mit Nägeln Löcher in den hartgebrannten Boden — und nächstes Jahr

vielleicht oder das Jahr darauf oder nach zehn Jahren findet man ein Gerippe im Busch. Und wenn man Zeit hat, begräbt man es auch.

Ein häßliches Bild, gewiß! Aber es ist keine Ausnahmeerscheinung. Es gehört zu den gewöhnlichsten Tagesereignissen. Und man darf nicht annehmen, daß dieser Jim nötigerweise von Geburt auf ein ungebildeter Halbmensch, ein verrohter Barbar des Busches gewesen. Zahllose Existenzen, die sich aus allen Lebenskreisen und aller Herren Ländern hierher geflüchtet, treten ein in diese Mühle als begabte, geistreiche Männer und werden am anderen Ende ausgestoßen als Wesen wie unser Jim. Denn der Busch ist eine Art moderner Oubliette.

Übrigens, im großen und ganzen trinkt die junge Generation von Australien wenig oder gar keinen Alkohol. Der eingewanderten Väter Sünden scheinen das Antitoxin gegen die Gelüste der Söhne geliefert zu haben.

*

Ich war hinausgetreten auf den Hof und betrachtete zum ersten Male mit Aufmerksamkeit die dunkle Brut von Kindern, die nackt, oder doch nur sehr sparsam bekleidet, im Sande spielte, unter der Aufsicht einer dicken und schauderhaft häßlichen Gin. Diese „Gouvernante" rauchte eifrig einen Kalkstummel und preßte etwas, in ihr zur Verletzung der öffentlichen Schicklichkeit aufgerafftes Kattunkleid gehüllt, gegen ihren Busen. Sie lächelte ungeniert, als ich näher trat, bis ihre Mundwinkel hinter dem Kopfe verschwanden, und bettelte mich um ein Stück Tabak an. Zur Belohnung zeigte sie mir das Baby, das sie nährte. Es war weiß.

„Gehört der Herrin!" berichtete sie. „Und die," fuhr sie im besten Pidgin-Englisch fort, mit einer großartigen Handbewegung die Kindergruppe bezeichnend, „die gehören alle mir."

Mein Interesse schien ihr zu gefallen. Sie ließ sich in Einzelheiten über die Vaterschaft der verschiedenen Sprossen ein.

„Das Pickanniny da, Vater heißt Kulamon, mein Mann. Das hier, Vater Chinese aus Cooktown; das hier," und sie brachte mit einem gewissen Stolz einen kleinen Bengel aus einer alten Kiste zum Vorschein, „Vater der weiße Herr!"

„Angespannt!" brüllte der Kutscher von der anderen Seite des Hauses.

Die gefällige Stammutter assortierter Nationalitäten schien den Wert der Familiengeschichte, die sie mir mitgeteilt, höher zu schätzen als ein Stück Tabak.

„Geben Sie Schilling!" bat sie.

„Wozu?"

„Kaufe Rum." Und sie schnalzte die Zunge im Vorgenuß. — —

„Trinken denn diese Ureinwohner auch Schnaps?" fragte ich den Kutscher, als wir uns wieder auf der Fahrt befanden.

„Na und ob! Da war einmal so ein alter Neger in Ingham, der ging den ganzen Tag an der Kneiptür rum in der Hoffnung, etwas zu erwischen. Natürlich ist's verboten, den Eingeborenen Grog zu geben. Aber als Bezahlung für kleine Dienste kriegen sie doch ab und zu die Rester, die sich so ansammeln. Schönes Gesöff muß es sein, Bier und Wein und Whisky und Limonade gemischt. Aber ein Neger kann alles vertragen. Well, mit diesem

Kerl wurde es aber schließlich doch zu toll, und da er selbst nichts mehr kriegen konnte, schickte er seine Frau in das Haus und ließ sie dort arbeiten. Zur Belohnung bekam sie dann ein Glas Rum. Das leerte sie, behielt die Flüssigkeit aber im Munde, lief hinaus und küßte inniglich ihren Herrn und Gebieter, der draußen auf sie wartete, und spritzte ihm dabei pflichtgetreu einen tüchtigen Schluck des Feuerwassers ein."

„Brr!" bemerkte ich.

„Ja, ja!" schmunzelte der Kutscher. „Das kann man wohl wahre eheliche Liebe nennen."

*

Ein letzter Höhenzug, schräg über den Berg geschoben wie eine Kulisse, und wir sahen vor uns im verzaubernden Lichte der Abendsonne das Palmer Goldfeld liegen.

Die Trockenheit der Luft vertuscht in Australien die grellen Farben der anderwärts weniger gebildeten Natur, lindert sie herab zu sanften Halbtönen, zu Anspielungen nur. Kein flammendes Rot hüllt den halben Himmel in drohende Glut. Australien ist viel zu alt, zu dekadent, um noch Gefallen zu finden an den elementaren Genüssen junger Barbaren wie Europa. Da zittert eine blasse Farbenkombination über das Firmament, das nur der Künstler verstehen kann, der Kulturmensch, das der Durchschnittssterbliche einfach schwach findet. Nuancen, zu denen das Auge erzogen werden muß, wie ein Geschmack auf Oliven, breiten sich liebend über die alternden Wangen der Landschaft. Die Schminke, die die intensiv weibliche Natur sich vor der Nacht auflegt, ist zart und raffiniert.

Und mitten hinein in diese vornehme, reservierte Schönheit drängt sich das manierenlose Bild eines großen

Goldfeldes, der Taumel niedrigster Lüste. Es kommt mir immer vor, wenn ich Australiens kurze Geschichte bedenke, daß wir Menschen doch eigentlich noch sehr unreif sind; daß der Vorwurf des tierischen Instinkts, mit dem wir stetig unsere Roheiten entschuldigen, doch täglich, stündlich (abendstündlich wenigstens) von den ernsten Augen der Allmutter zurückgewiesen wird. Wenn wir nur unser dummdreistes Besserwissen, unseren vorlauten Stolz vergessen könnten! Wir sind doch schließlich nur freche Parvenüs.

Da! Nur nicht moralisieren. Und ich bitte um Verzeihung. Aber Rum und Reue gehen Hand in Hand.

Nun war ich nahe dem Ziele meiner Fahrt.

Ich kam in Maytown, der verkommenen Zentrale eines verkommenen Industriezentrums, unter Peitschenknallen, zweifelhaften Adjektiven und vielem Staube an. Zwanzig weißgestrichene, einstöckige Holzhäuser, mit Wellblech bedeckt, eine breite, weißstaubige Straße entlang gebaut; ein einsamer Neger, auf dem Rücken, im Schatten eines Schuppens liegend; drei herzverzweifelte Hunde und ein (unvermeidlicher) Ziegenbock, der sich von den Etiketten der überall umherliegenden Bierflaschen nährt — das ist Maytown!

Ein Viehranch.

Die Postverhältnisse im Innern Australiens sind dürftiger Natur. Eine wöchentlich einmalige Verbindung mit der Küste ist ein wenig verbreiteter Vorzug. Aber auf der anderen Seite kann man von der Regierung der weniger volkreichen Kolonien kaum bessere Einrichtungen verlangen, als die bestehenden. Queensland allein setzt jedes Jahr etwa eine Million Mark an seinem Postdienst zu.

Die Regel ist, gewisse Strecken im Innern vorzuzeichnen und sie dann meist- (oder vielmehr geringst-) bietend zu versteigern. Ein Mann, der im Besitze vieler Pferde ist, nimmt sich dann einen Postreiter, nachdem er mit den Behörden einen Jahresvertrag abgeschlossen. Der ökonomische Niedergang während der letzten Jahre hat die Konkurrenz allerdings sehr scharf gemacht. Und obwohl Pferde so billig sind und sich ihr Futter selber suchen müssen und der Reiter wohl nur zwanzig bis dreißig Mark die Woche erhält und während der Tour auf die Gastfreundlichkeit der verschiedenen Stationen angewiesen ist, so bringt doch das Geschäft wenig oder nichts ein.

Die Postsachen werden, nachdem der betreffende Beamte der Abfertigungsstation sie zusammengepackt, auf ein Saumpferd geschnallt, und dann geht es los, dreißig

vierzig, fünfzig, ja oft achtzig Meilen den Tag, bis zum nächsten Bestimmungsort; und von da immer weiter, bis der Reiter im großen Bogen nach einer, zwei oder auch drei Wochen an den Ausgangspunkt zurückkehrt.

Wrotham Park, die Viehstation, zu der ich mich begab, hatte dem Mailman (Postreiter) ein Sattelpferd für mich mitgegeben und ihm aufgetragen, mich sicher durch die Wildnis zu geleiten. Der Mailman war ein Philosoph, aber trotzdem verheiratet. Und da seine Frau in Palmerville lebte, dreißig Meilen von Maytown und auf einer seiner Poststationen, so bestand er auf einen frühen Aufbruch. Ich hatte mein Bündel auch auf das Packpferd geschnallt, und es wurde von uns beiden getrieben. Außerdem folgten uns zwei ziemlich ruppige Köter. Ohne den Hund kann der Buschmann gewöhnlich nicht leben; auf ihn verschwendet er das ganze Bedürfnis der Liebe, des dem männlichen Wesen angeborenen Schutzinstinkts, das keinen anderen Auslaß in seiner Einsamkeit findet.

Das schwierige und höchst wichtige Thema „Hund" erinnert mich an ein Erlebnis des englischen Gouverneurs von Queensland, Grafen Lamington, auf einer Inspektionsreise durchs Innere. Überall wurde der Vertreter der Königin als solcher, als eine Unterbrechung der Eintönigkeit im allgemeinen, und schließlich als eine vorzügliche causa bibendi in loyalster Weise begrüßt. Und der Engländer drückt seine Gefühle meistens in Abordnungen aus.

Als Lamington daher in ein kleines Nest im Westen einritt, begegnete ihm ein überaus ernster Zug von bärtigen Reitern, die sich ebenso bequem im Sattel als unbequem in der Kleidung der Zivilisation zu befinden schienen. Der Tag war heiß und die Straße staubig; die ehr-

würdigen Bratenröcke und hie und da gar gestärkten Hemden der Honoratioren der Wildnis nahmen sich sehr komisch aus. Und jedem Reiter folgte sein Hund.

Lamington stieg ab, und im feierlichsten Stillschweigen folgte die Deputation seinem Beispiele. Mit einem Gesichte, als gedenke er nunmehr das Todesurteil mit Ehrverlust und Polizeiaufsicht über den Besucher zu verhängen, stellte sich der Wortführer, der wahrscheinlich seines Zylinders halber erwählt worden war, an die Spitze des Empfangskomitees, nahm seinen Hut ab und stellte ihn neben sich auf die Erde. Dann begann die Feierlichkeit.

Während die Augen der Gesamtheit an dem hohen Herrn hingen, hatte einer der Hunde den Zylinder berochen, ihn als unvorschriftsmäßig für örtliche Verhältnisse erkannt und seine Mißbilligung in einer unter Hunden üblichen, für den Zylinder aber schädlichen Art und Weise ausgedrückt. Mit verbissenem Lächeln bemerkte der Gouverneur das stumme Nebenspiel.

Der zweite Hund kam langsam herangetrabt, schnüffelte und wiederholte, wie es die Form unter gebildeten Hunden vorschreibt, was sein Vorgänger getan, langsam, gewissenhaft und in natürlichster Weise. Der Gouverneur begann sehr unruhig zu werden. Hund Nr. drei — während der Sprecher heldenmütig durch das Dokument sich arbeitete und die Sonne sein Hirn versengte — und der edle Lord hustete heftig. Vier — er bedeckte den Mund mit seiner Hand. Fünf — er blickte hilfeflehend zum Himmel. Aber der Himmel kannte kein Erbarmen. Sechs — sieben — acht — sachgemäß und ohne unnötiges Drängen — neun — und da endlich platzte der Gouverneur heraus. Er lachte der verblüfften De-

putation ins Gesicht, beide Hände auf dem Bauch, bis er zu zerbrechen drohte. Und das Komitee kam zum Beschluß, daß Ihrer Majestät Vertreter den Sonnenstich bekommen habe und eines „nips“ bedürfe. Der „nip“ ist australisches Universalmittel.

Der beleidigte Sprecher sah sich schweigend ringsum, halb wehmütig und halb entrüstet. Dann stülpte er seinen halbgefüllten Hut auf den Kopf . . . Seitdem, erzählt man sich, kann Lamington keinem Hunde begegnen ohne bedenkliche Nervensymptome.

*

Es begann eben hell zu werden, als wir uns in den Sattel schwangen und aufbrachen. Noch war der Busch kühl von seiner Nachtruhe, und das zarte Farbenspiel vom vorigen Abend wiederholte sich. Aber es schwamm ein kaum bemerkbarer, frischer Lebensodem in der Luft, ein erheiterndes Elixir, das, wenn auch nur entfernt, an die Frühlingsherrlichkeit eines gesegneteren Klimas erinnerte. Doch dankbar, wie ich war — für die schönen Minuten — schien es mir immer wie ein Abhauch nur einer lang vergangenen Jugend, einer Zeit, wo Australien noch des Lebens sich freuen konnte; wie ein plötzliches jungfräuliches Erröten, das über eine zerfurchte Wange huscht.

Die Pfeife schmeckte, und die Unterhaltung ward rege. Sie drehte sich meistens um das Pferd. Das Pferd wird vom Australier vergöttert. Und wie das ja auch anderen — hauptsächlich chinesischen — Göttern geht, wird es häufig schlecht behandelt.

Wenn der Buschmann der jungen Generation zum erstenmal in die Großstadt kommt, nachdem er Zeit seines

Lebens nichts als Vieh und Pferde und Koppeln und Wüste gesehen, so geht er gleichgültig an den Wundern einer großartigen Zivilisation vorüber und straft elektrische Straßenbahnen und Wachswerk-Schreckenskammern mit der gleichen Verachtung; er eilt schnurstracks zu Tattersalls oder den Viehmärkten, sitzt halbe Tage lang nachdenklich auf dem obersten Geländerbaum und verzehrt sozusagen Pferdefleisch. Dann geht er gesättigt nach Hause. Auf sein Geistesleben prägt das Pferd seinen Stempel so unauslöschlich ein, daß keine Leidenschaft ihn auszuätzen versteht. Selbst nicht der Rum.

Doch muß ich offen gestehen — und hoffentlich sieht er diese Zeilen nicht — daß die Anekdoten und Schnurren des Postreiters in keiner Weise unterhaltend waren. Ich zolle meine Anerkennung einer wirklich geschickten Lüge genau so gern, wie jeder andere empfängliche Mensch. Aber der Mailman log dumm, und das ist ein Verbrechen zugleich gegen die Gesetze des Himmels und der Welt. Ich versenkte mich daher in Beobachtung des Packpferdes, das wir vor uns hertrieben, und das, uns verstohlen bewachend, bummelte, aber stets den genauen Augenblick abpaßte, wenn wir in Peitschenbereich gekommen waren, und sich mit einem Ruck in Galopp versetzte. Das Packpferd kannte die Länge der Peitschenschnur bis auf den Bruchteil eines Zolles. Glücklicherweise verschloß die Hitze, die sich bald sehr fühlbar machte, meinem Gefährten den Mund, und er verlor sich in der geduldigen, nichts denkenden Erstarrung, die dem Buschmann eigentümlich ist.

Im Innern reist man zu Pferde und zu Fuß und neuerdings auch zu Rad und zu Kamel. Im ersteren Falle begnügt sich der Durchschnittsbuschmann mit einem

Pack- und einem Sattelpferd. Manchmal muß er dann das erstere führen, doch wenn es gut eingebrochen ist, folgt es wie ein Hund, und der Reisende, in sich zusammengesunken, mit losen Zügeln und an seiner ewigen Pfeife saugend (es ist nicht unbedingt nötig, daß die Pfeife gestopft sei), überläßt sich dem süßen Nirwana gänzlichen Stumpfsinns. Gewöhnlich kann das Pferd, das er reitet, den Weg besser finden als er — und wenn es dennoch mal auf einen anderen Pfad gerät, so tut das auch nicht viel. Übereilung ist schädlich in einem heißen Klima und außerdem auch unnötig in einem Lande, das so gut wie gar keinen Zeitbegriff kennt.

*

Hinter uns erhob sich eine Staubwolke, und im raschen Trabe, unter Peitschenknall und vielfarbiger Beredsamkeit näherte sich ein Reiter, zwei Eingeborene im Laufschritt vor sich hertreibend.

„Donner — ja! Jack!" rief er atemlos, „warum rückten Sie so früh aus Maytown aus? Ich wollte doch mitreiten."

Der Postreiter schüttelte leicht seinen Kopf — das ist die anerkannte Begrüßungsformel — und antwortete höflich: „Das wußte ich ja gar nicht, Herr Musgrove!"

Ich war erstaunt über das „Herr". „Wer ist denn das?" fragte ich leise.

„Ein Squatter, von Mt. Musgrove Station."

Darum also! Denn der Squatter, der Ranchbesitzer, ist, was der Junker früher war — und noch etwas mehr. (Beiläufig gesagt, im Nordwesten ist er jetzt meistens zum schlechtbezahlten Aufseher herabgesunken, und der Besitzer heißt Isaak Salomon Cohn und wohnt in Melbourne.)

Jetzt besah ich mir näher die zwei Schwarzen. Beide waren jung, einer ein Kind nur von ungefähr zehn Jahren. Sie waren staubig und schweißbedeckt, und einige verräterische Schwielen, von denen mein Auge unwillkürlich zu der schweren Peitsche des Treibers schweifte, zeichneten ihren Rücken.

Herr Musgrove bemerkte mein Erstaunen und erklärte: „Oh, diese Jungen sind mir von der Station durchgebrannt, und ich habe sie erst in der Nähe von Maytown wieder eingeholt. Waren zu ihrem Stamme zur Corroborri (Eingeborenen-Tanzfestlichkeit) gelaufen. Aber ich will ihnen schon zeigen, was tanzen heißt. Auf da! ihr verfluchten Hunde!" Und er knallte das kurzstielige, mit einer fast zwanzig Fuß langen, aus Känguruhleder geflochtenen Peitsche versehene Marterinstrument.

Ich war starr. War ich denn plötzlich in eine arabische Sklavenkarawane oder unter die Greuel aus „Onkel Toms Hütte" versetzt?

„Sie wollen doch diese Unglücklichen nicht bis nach Palmerville treiben?" Das war dreißig Meilen.

Er lachte kurz. „Ja, natürlich; und noch fünfzig Meilen weiter nach Mt. Musgrove, morgen. Und ich kann Ihnen sagen," setzte er grimmig grinsend hinzu, „sie werden etwas traben müssen."

Ich schwieg. Meine Entrüstung kämpfte mit der Furcht, mich als verweichlichter Neuling lächerlich zu machen; und zu meiner Schande muß ich gestehen, daß die letztere siegte. Später habe ich mehr gehört und erlebt, wie es dem Ureinwohner, dem erblichen Eigentümer dieses Bodens, unter dem weißen Eroberer geht.

Wenn ein Squatter, dem weiße Cowboys zu teuer sind, ein oder zwei Schwarze braucht, so fängt er sie ein-

fach ein nach der Methode, die er auf sein Vieh verwendet. Solch ein armer, von Natur fauler Mensch, vor allem wenn er jung eingefangen, wird oft ein ausgezeichneter Reiter, und, wenn er auch stets der Oberaufsicht bedarf, ein sehr nützlicher Cowboy. Dafür kriegt er hier und da mal ein Hemd und eine Hose, wird in schlechtem Tabak und schlechterem Essen gehalten, und wenn er ein guter Boy ist, so treibt ihm sein wohlgesonnener Herr irgendein Mädchen aus einem benachbarten Stamme in derselben summarischen Weise ein, gibt sie ihm zum Weibe und macht ihn seßhaft. Einfach, billig und landesüblich!

So sind denn auch die Australneger überall im Aussterben begriffen, aus angeborener Faulheit und natürlicher Ungeeignetheit wird amtlich erklärt. Ich möchte es anderen Ursachen zuschreiben; darunter: Bleivergiftung (die Dosis aus einem Büchsenlauf eingegeben), Schnaps, Opium, Syphilis und Sklavenhandel. Wie oft sind nicht große Treibjagden auf sie veranstaltet worden; wie oft hat nicht ein reisender Buschmann, dem sie Kleinigkeiten gestohlen, einfach einige Pfund Mehl (mit Arsenik vermischt) ganz zufällig stehen lassen! Durch die Verführung zu der schrecklichen Opiumsucht weiß noch jetzt der australische Arbeitgeber sich die völlige Abhängigkeit seiner Neger zu verschaffen. Doch davon ein andermal.

*

Um Mittag machten wir halt an dem einzigen Wasser zwischen Maytown und Palmerville. Gewöhnlich trägt man auf langen Wüstenstrecken einen Wassersack aus Segeltuch mit sich, den man einfach um den Hals des Packpferdes wie eine Glocke hängt; oder man trägt ihn

am Reitsattel. Der meinige, den ich in letzterer Art befestigt, war bald leer.

„Ja!“ rief der Postreiter, „kein Wunder — wenn Sie ihn so tragen!“

„Ich trage ihn doch genau wie Sie!“ wehrte ich ab.

Der Postreiter zuckte hoffnungslos die Achseln, aber der Squatter hatte Mitleid mit mir und erklärte: „Sie müssen ihn auf die Schattenseite hängen!“

Ich starrte ihn verwundert an. Rings lag die öde Hügellandschaft gebadet in grelles, weißes Licht, und nirgends ein Geviertmeter, den die Sonne nicht zerkrümelte.

„Auf die Schattenseite Ihres Gaules natürlich!“ erklärte der andere. Und dann blinzelte er dem Postreiter in vielsagender Weise zu, und beide lachten. Ich ärgerte mich. So stiegen wir ab, um einen Imbiß und einen Trunk Tee zu uns zu nehmen.

„Holen Sie etwas Wasser in diesen Topf,“ sagte der Squatter, „während Jack den Pack abnimmt und ich ein Feuer mache.“

Ich ging. Vor mir lag ein kleines, trockenes Bachbett, und in eine der vielen Windungen hatte der Strudel ehemaliger Überschwemmungen ein tiefes Loch in den roten Lehm gebohrt. In diesem Loche hielt sich eine dicke, gelbliche Masse auf, an Farbe nichts in der Welt so sehr als einer guten Erbssuppe ähnelnd. In der Erbssuppe lagen zwei tote und halbverweste Ochsen und das Gerippe eines wilden Hundes. Die Luft umher war auch dick. Aber nach Erbssuppe roch sie nicht.

„Solches Wasser können wir doch nicht trinken!“ bemerkte ich mit Entsetzen.

„Nicht trinken? Donnerwetter, wenn Sie so mäklig sind, dann kommen Sie nicht weit im Westen. Das

Wasser hat Nährwert. Geben Sie mal den Topf her!" Der Squatter nahm das Geschirr, stieg in das Loch hinab und dann, einen der verewigten Ochsen als Trittbrett benutzend, holte er sich eine Quantität des flüssigen Düngers heraus, gerade wo ehemals der Magen des Seligen gewesen war.

Bald kochte der Topf, und dann wurde das siedende Wasser fleißig abgeschäumt, bis es sich ziemlich geklärt hatte. Eine Handvoll Tee und eine andere braunen Zuckers hinein — und das Diner war fertig. Etwas kaltes, gekochtes Salzfleisch und ein Stück Aschbrot bildeten das Menü, die Pfeife den Nachtisch. Das Gebräu war pechschwarz und von einer in allen Regenbogenfarben schillernden Schicht überzogen; aber es erfrischte uns. Denn es ist Tatsache, daß nach einem heißen Vormittag, wenn die Sonne im Zenit steht, nichts in gleicher Weise den Durst löscht und den erschlafften Körper anregt, als dieser selbe heiße Tee. Natürlich ist er ein Nervengift ersten Grades.

Die beiden Schwarzen kriegten jeder eine Stulle; aber sie genossen das Wasser roh. —

Erst gegen drei Uhr nachmittags kamen wir nach Palmerville, wo wir übernachten mußten.

Die „Stadt" besteht aus einer baufälligen Kneipe, wo die Frau des Postreiters wohnte, und vielen langen, parallelen Reihen von gleichmäßig abgesägten Stümpfen. Diese sahen geheimnisvoll aus und erinnerten mich an die Marskanäle und ihr Rätsel. Man erklärte mir, daß auf ihnen früher einmal die Häuser der Goldsucher und Geschäftsleute gestanden. Aber bis auf diese Stümpfe ist alles verschwunden. Außerdem gab's natürlich Ziegen und leere Flaschen; auch, ehe ich's vergesse, in einiger Ent-

fernung eine Art vorstädtischer Villa aus alten Kisten und Petroleumbüchsen gezimmert, das Eigentum eines gewissen Ah-Sin-Fu.

Herr Ah-Sin-Fu versuchte mir einen Hut, aus den Fasern des berühmten Cabbage- (Kohl-) Baumes gefertigt, für fünfundvierzig Mark zu verkaufen. Das war nämlich sein Geschäft, und die Hüte, dem besten Panama ähnlich, sind den Preis wohl wert. Jedoch, ich war auch auf meiner Hut.

*

Unsere Pferde hatten wir losgelassen, nachdem wir ihnen die Vorderfesseln durch zwei Riemen und eine verbindende Kette von sechs bis zwölf Zoll Länge zusammengebunden. Eins von ihnen bekam eine Glocke um den Hals geschnallt, und dann hüpften sie munter los, in den Busch hinein, auf der Suche nach spärlicher Nahrung.

Gefüttert wird das gewöhnliche Buschpferd überhaupt nicht. Tags muß es arbeiten und nachts hat es frei. Da kann es schlafen oder fressen (wenn etwas zu fressen da ist). Morgens geht man dann aus, um seine Gäule wieder zum Lager zu bringen. Wenn man in der Nähe eines Platzes ist, den sie kennen, kann man mit Gewißheit darauf rechnen, wo sie hingehen. Aber in fremdem Gebiet packt sie manchmal die Erinnerung an ihre Zuchtheimat (denn ihr Ortssinn ist wunderbar) und trotz der kürzesten Fesselketten hüpfen sie oft in einer Nacht zwanzig oder fünfzig Meilen in gerader Linie darauf zu und nehmen etwaige fremde Pferde mit sich. Denn im allgemeinen schließen sich Pferde, die zusammen arbeiten, einander an und haben auch bald einen Führer, dem sie alle folgen.

Dann hat man am Morgen das Vergnügen, den Tag lang ihren Spuren zu Fuß zu folgen. Und oft verliert man sie überhaupt und hört jahrelang oder nie wieder etwas von ihnen. Ich selbst besitze noch drei gute Pferde in Queensland. Aber Queensland ist groß und — ein bescheidenes Angebot seitens irgendeines Sportsmanns wird von mir nicht verschmäht werden.

Hat man jedoch seine Pferde ordentlich im Zug und behandelt sie anständig, so hat man selten Schwierigkeiten. Die Grenze zwischen Tier und Mensch ist nicht so schroff, als der Mann in der Straße glaubt. Und der Umgang mit Pferden in der Einsamkeit des Busches lehrt einen bald, daß ein Tier einen Charakter hat, schlechte und gute Eigenschaften, Launen selbst, die man lernen und benutzen muß. Im allgemeinen aber bezahlt es sich, ein Stückchen Steinsalz mit sich zu führen und es abends am Zelteingang hinzulegen. Dann weckt einen morgens die Glocke des Leitpferdes, ehe noch die Sonne über dem Horizont erschienen ist. . . .

*

Des Postreiters Frau verkaufte zwar Grog, aber ein Nachtlager gab es nicht im Palmerville-Hotel.

„Als ich heiratete,“ erklärte sie mir, „hatten wir drei Fremdenzimmer. Aber jetzt haben die Kinder eins und die Gins eins, und eins haben die weißen Ameisen aufgefressen. Wenn Sie aber mit den Gins schlafen wollen —“

Ich wehrte entsetzt ab.

„Oder mit den Kindern —“

„Buh — huh! Mama! O — ho — ho — ho! Au! Mammie, Jacky schubst mich immer aus dem Bette!“

ertönte es in unharmonischem Durcheinander aus dem Hause.

Ich lehnte auch dieses Angebot dankbar ab und beschloß, im Freien zu schlafen. Nach dem üblichen Tee und Salzfleischessen verließ ich das Hotel, da der Postreiter und seine Gemahlin sich früh zurückzogen und daher meine Gesellschaft nicht für erwünscht zu halten schienen. Ich war nicht verletzt; kam doch der Postreiter nur einmal in zwei Wochen nach Palmerville.

So richtete ich mich denn auf meine erste Nacht unter freiem Himmel ein. Eine Zeltdecke war unnötig, denn Regen oder selbst Tau sind unbekannt um diese Jahreszeit. Ich warf einige dünne, blattreiche Zweige auf den hartgebrannten Boden, nachdem ich erst mit dem Messer mir ein Loch für die Hüfte gegraben, und dann polsterte ich das Ganze mit ausgerissenem, getrocknetem Gras. Hierüber kam eine Decke, und mit dem Bündel als Kopfkissen und einer zweiten Decke über mir — fertig war ich!

Aber ich hatte nicht mit den Moskitos gerechnet!

Was der Moskito in dem ausgedorrten Innern Australiens eigentlich will, hat mich immer sehr gewundert. Wo die Larven, die ja bekanntlich im Wasser leben, eigentlich ihre Existenz fristen, ist ein Rätsel, das ich nicht zu beantworten wage. Allerdings ist jedes kleine Wasserloch, jeder Regenbehälter, jeder Eimer selbst voll von ihnen. Aber das gibt noch lange nicht Rechenschaft über die Milliarden, die alle wüsten Plätze erfüllen. Meine Theorie ist immer gewesen, daß der nordwestaustralische Moskito ein Überbleibsel der tertiären Periode ist und überhaupt nicht stirbt. Die Größe und Raublust des Biestes allein stehen schon dafür ein.

Ich habe mal einen Mann gesprochen, der wollte die Moskitos am Golf von Carpentaria schlachten und zu Talg verarbeiten. Er hatte schon einen Prospekt über sein Unternehmen herausgegeben und war sehr hoffnungsvoll, daß die neue Industrie mit Unterstützung der Regierung eine bessere Ära im Norden einführen und Normanton zum Handelszentrum Australiens machen würde. Ich habe aber seitdem nichts von ihm gehört. Offenbar war die Börse feindlich.

Die Qualen, die das kleine Säugetier dem friedlichen Neuling bereiten kann, der sich ohne Netz in seinen Bereich gewagt, spotten der Beschreibungsfähigkeit.

Mit zufriedenem Lächeln sitzt er und betrachtet den Sonnenuntergang. Da erscheint der erste Moskito auf dem Schlachtfeld. Ssssss! tönt es schrill durch die abendliche Stille, und eiligst greift der Geängstigte zur Pfeife, um durch dichte Rauchwolken den Störenfried zu vertreiben. (Ich spreche jetzt nur von den Nichtraucher-Moskitos. Einzelne Abarten scheinen Tabak einfach zu vergöttern.)

Und wieder wird es still, bis die Pfeife ausgebrannt ist und Ssssss! Ssssss! Aufs neue beginnt die Musik; und nun entsteht ein eigenartiger Wettkampf: Der Geplagte ist schnell, aber der Moskito ist schneller. (Anmerkung: Ich habe in einer langen Laufbahn der ernstesten Moskitoverfolgung noch nie mit völliger Gewißheit den Tod eines dieser Tiere von menschlicher Hand feststellen können.)

So geht es nicht. Schon schmerzen Gesicht und Arme von einzelnen Stichen, und kleine Schwellungen werden an den unglaublichsten Körperteilen wahrnehmbar. Also wieder zur Pfeife. Rauch ist das einzige Mittel, und der Verteidiger raucht und raucht den

schweren, schlechten amerikanischen Stangentabak, bis er seekrank die Pfeife von sich wirft und hilflos die erneuten Angriffe abwartet.

Und seine Peiniger erscheinen schnell wieder. Er springt empor und eilt auf und ab. Aber die Tagesarbeit hat ihn ermüdet. Zu Bett also!

Er zieht die Decke über den Kopf und versucht zu schlafen. Er nickt auch wirklich ein, aber ein böses Alpdrücken plagt ihn. Er träumt, er sei gewaltsamerweise in einem türkischen Bade eingesperrt und werde nun bis zu seiner bald voraussichtlichen gänzlichen Auflösung gefangengehalten. Mit einem erstickten Schrei erwacht er, wirft die Decke weit von sich und findet sich in Schweiß gebadet. Denn bei fünfunddreißig Grad Wärme läßt sich schlecht unter einer wollenen Decke schlafen.

Begierig saugt er die frische Luft ein, denn ein geringer Windhauch ist gnädiglich erwacht und kühlt für einige Minuten die nasse Stirn. Da beginnt sie wieder, die höllische Musik; es klingt, als übe ein Anfänger die höchsten Töne auf der Violine. Es gibt Menschen, die dieser Melodie mit Seelenruhe zuhören können. Aber sie gehören zu einer glücklichen Familie, die man wissenschaftlich als Pachydermen bezeichnet.

Sssss! — Klatsch! Sssss!— Klatsch! — vorbei natürlich. Und rastlos tobt der Kampf. Dem uneingeweihten Zuhörer muß sich das Ganze wie ein Lied mit Beckenbegleitung anhören. Das Gesicht beginnt bedenklich anzuschwellen unter dem doppelten Einfluß der Stiche und der Backpfeifen.

Mit einem Wutschrei springt der Verzweifelte endlich auf und rennt wie irr umher; aber hinter ihm drein braust das unbarmherzige Heer von Mänaden. Und er stürzt

zusammen, hoffnungslos, und überläßt seinen Körper den Hyänen der Nacht.

*

Soweit war ich gekommen. Da erschien, wie ein rettender Engel, der Postreiter im Nachtanzuge auf der Bildfläche.

„Wollte mal sehen, wie Sie sich zurechtfinden," bemerkte er grinsend.

Der ganze Stolz war aus mir herausgesogen worden. Ich ergriff des Mailmans Hand und klagte ihm mein Leid.

„Eh — Oh — Ah! — Da kann Ihnen bald geholfen werden. Hätten sich aber ein Moskitonetz mitnehmen sollen."

Er netzte seinen Zeigefinger im Munde und hielt ihn hoch.

„Wind kommt von Westen. Also da —" und er zog einen Strich auf der linken Seite meines Lagers in den Sand — „da legen Sie jetzt mal schnell etwas Kuhmist entlang und stecken ihn hier an diesem Ende an!"

Ich wagte nicht zu staunen oder zu fragen. Er half mir den getrockneten Dünger, der in Menge umherlag, zu sammeln, und dann baute ich eine Mauer und steckte sie an einem Ende an. Sie begann wie Zunder zu glimmen und verursachte einen scharfen, dichten Qualm, der von der leichten Brise gerade über meine Lagerstätte getrieben wurde.

„Aber legen Sie das Zeug doch in einer geraden Linie," meinte der Postreiter, als ich mein etwas nachlässig gebautes Fort betrachtete.

„Das macht doch keinen Unterschied!"

„Aber es sieht so unordentlich aus!“ Und er kniete nieder und richtete die Mauer sorgfältig und liebevoll aus.

Selbst im Busch gibt es Pedanten!

„Und wird das Zeug die ganze Nacht hindurch brennen?“ fragte ich.

Der Postreiter maß die Linie mit ausgestreckter Hand ab und erklärte dann im Tone der Gewißheit, nachdem er seine Uhr zu Rate gezogen: „Bis ein Viertel nach sechs Uhr wird es brennen. Und dann sind wir schon beim Frühstück.“

Dann, ehe er wegging, machte er noch ein paar Querstriche in regelmäßigen Abständen neben der Linie in den Sand und prägte mir ein: „Sehen Sie, wenn das Feuer bis dahin gekommen ist, ist's Mitternacht. Hier ist's zwei — hier vier! Also, wenn Sie nachts aufwachen, wissen Sie immer, was die Zeit ist, ohne ein Streichholz anzustecken und nach der Uhr zu sehen.“

Dann empfahl er sich.

Beiläufig: der Buschmann, vielleicht aus dem übertragenen Instinkt einstiger bitterer Erfahrung, ist ein schrecklicher Geizhals mit Streichhölzern. Gewöhnlich, wenn er seine Pfeife abends gefüllt, steht er lieber aus seiner gemütlichen Lage auf, geht an die Hitze des Lagerfeuers, verbrennt sich die Finger mit glühenden Kohlen, und nach vielen Anstrengungen bugsiert er ein rotes Stück auf den Tabak — nur um ein Schwefelholz zu sparen. Käme im selben Augenblick ein Tröbler vorüber mit einer heimlichen Flasche Grog, so würde er eine Mark für den Schluck Gift bezahlen, ohne mit den Wimpern zu zucken.

*

Doch jetzt sind wir wirklich lange genug in Palmerville gewesen.

Ich hatte eine schimpfliche Nacht zugebracht. Denn an den Qualm hat man sich erst zu gewöhnen, wie der Mailman später, aber zu spät, dozierte. Mir schien es, als triebe ich den Teufel durch Beelzebub aus.

Wir stiegen nach einem Frühstück von Tee und Salzfleisch zu Pferde, und ich guckte gewissenhaft weg, während des Postreiters älteste Tochter, ein großes Mädchen von zwölf Jahren, mit Hilfe eines Beckens und eines Eimers auf der Frontveranda ihr Morgenbad nahm. Wäre ich etwas früher gekommen, so hätte ich der Mutter halber wegguсken müssen. Das wäre mir aber leichter geworden.

Baden ist im Innern oft ein unerschwinglicher Luxus. Auf den Goldfeldern Westaustraliens z. B. begnügte sich der Prospektor mit einem wöchentlichen Sandbade. Diese Prozedur hat vieles mit dem Schleifstein gemein oder dem Putzen einer verrosteten Maschine durch Emerypapier. Es ist kaum erfrischend und dürfte keinen allgemeinen Anklang finden.

Und nun, um mal in Wrotham Park endlich anzukommen, setze ich mich mit der Leichtigkeit, mit der man vergangene Mühseligkeiten, die Entbehrungen von gestern, vergißt, über die Reisewoche und ihre stumpfe, langwierige Eintönigkeit hinweg und erreiche nach achttägigem Ritte den von mir bevorzugten Viehranch.

Wrotham Park umfaßt etwa tausend englische Geviertmeilen Grasland. Die Bevölkerung bestand zurzeit meines Eintreffens aus vier Weißen, einem Chinesen, zwanzig Eingeborenen, vierzig Hunden, achthundert Pferden und fünfunddreißigtausend Stück Hornvieh.

Schaf- und Viehzucht bilden noch heute die Stapelindustrie von Queensland; und mit achtzehn Millionen Schafen und sechs Millionen Stück Hornvieh, trotz des

Texasfiebers, der furchtbaren Regenarmut der letzten Jahre und der damit verbundenen Vernichtung ungeheurer Herden, ist es nicht zu verwundern, daß selbst die Ausfuhr von Gold und Metallen nicht annähernd so groß und wertvoll ist als die von Wolle, Fleisch, Hörnern, Extrakt, Knochen, Talg, Fellen und all den anderen Erzeugnissen des Weidelandes.

Aber die Zucht von Schafen und die Zucht von Vieh sind ganz getrennte Gewerbe, und während die Küste, der Norden und der Nordwesten meistens der letzteren überlassen sind, so gehört der eigentliche Westen der Kolonie dem „Affen", wie der Australier das gemeine Wald- oder Wiesenschaf zu bezeichnen pflegt. Schafe verlangen besseres Gras, und vor allem Gras ohne die in den Bergen nach der Regenzeit so häufigen Grassamen: scharfen, lanzenartigen Körnern, die in die Wolle geraten und diese wertlos machen und selbst ins Fleisch eindringen und Tiere töten.

Der Grassamen ist überhaupt eine der Plagen des Busches. Überall in den Kleidern setzt er sich fest und sticht und reibt, bis man sich am Wege hinsetzt und anfängt Patience zu spielen — nämlich die Tausende von Stacheln einzeln herauszulesen. Überall und wohin man sich auch wende, lauert er einem auf. Und einmal ins Fleisch gedrungen, wandert er wie eine Nähnadel im ganzen System umher und hat oft schwere und schmerzhafte Leiden zur Folge.

Jedenfalls liefert er einen der Hauptgründe, weswegen man keine Schafe im Norden hat — und keine Frauen! Eine Frau und ein Feld reifen Grases bilden eine Kombination von Thematen, die ich zu riskiert für nähere Beschreibung halte.

Nur eine wahre Geschichte kenne ich, die sich erzählen läßt — von einem Mann und einer Maid und einem Sonntagsnachmittags-Spaziergang in einer Gegend, die ihrer Giftschlangen halber berüchtigt ist.

Er war scheu — sehr scheu, bis sie plötzlich mit einem Schreckensschrei zusammensank.

„Eine Schlange hat mich gebissen, oh Jim, eine Schlange," schluchzte sie. Sie hatte ihn vorher immer Herr Farrell genannt.

Und die Gefahr der Situation, die eilige Notwendigkeit von Schutzmitteln überkam alle gesellschaftlichen und jungferlichen Bedenken. Der Biß mußte sofort geschnitten und ausgesogen werden. Fremde Hilfe war nicht zu haben. Und die Folge war viel Gelächter und einiges Erröten, ein spätes Nachhausekommen und eine kleine Annonce unter den Familiennachrichten des lokalen Käseblattes.

Denn der Schlangenbiß war nur ein besonders bösartiger Grassame gewesen. In Australien schießt Amor mit im Busch gefertigten Pfeilen. —

Die großen Viehstationen des Innern sind gewöhnlich von der Regierung gegen eine sogenannte Rente gepachtet, und zwar auf einundzwanzig Jahre. Neuerdings sind aber viele parzelliert und an kleine Leute abgegeben worden. Es läßt sich ein glänzendes Geschäft mit Vieh machen, wenn das Wetter gnädig ist und der Regen nicht ausbleibt. Doch anders ist es, wenn der stahlblaue Himmel Monat auf Monat erbarmungslos herabbrennt auf das lechzende Land; wenn Kräuter und Gräser verdorren und die letzten Wasserlöcher langsam austrocknen. Dann hört man vielleicht abends und frühmorgens von ferne ein dumpfes Brüllen, das wie ein vorwurfsvoller Chorgesang

gen oben steigt, in die nackte, erbarmungslose Unendlichkeit: Das Gebet der Tiere um Wasser! Und man reitet tagaus, tagein auf einem halbverkommenen Gaule durch die weiße Einöde und zählt seine Verluste und sieht das arme Vieh, wie es einem stumm bittend nachschaut. Doch man ist ja so machtlos, so hilflos!

Und für diesen Lohn hat der Pionier alles, was das Leben schön macht, hingegeben. Hunger und Durst und Fieber hat er getrotzt, der endlosen Langenweile langsamer, bleifarbener Jahre. Dann, als seine Zukunft endlich gesichert schien, hat er seine Frau herausgebracht, hat ein Haus gebaut, hat seine Kinder ohne Gefährten heranwachsen sehen — zwei, drei Jahre nur noch, und er kann ja fortgehen, an die Küste, in die Zivilisation. Doch die Jahre kommen und gehen, und die Frau wird alt und hoffnungslos, und die Kinder wild und dumm und gleichgültig. Nur eine gute Regenzeit — aber sie kommt nicht. Statt dessen erscheint der Inspektor der Hypothekenbank und — —

Doch solche Lebensläufe sind nicht „interessant". Die Regeln und Vorschriften der romantischen Kunst verlangen Farben und Leidenschaften und Handlung. Und da draußen weiß man nichts von diesen dreien. Traurig ist's aber doch — und wahr! —

*

Der Stationsvorsteher von Wrotham Park war nur ein Angestellter und ein junger Mann. Er empfing mich mit besonderer Freundlichkeit, und ich muß gestehen, daß er — seinen Anschauungen gemäß — diese Freundlichkeit durchführte während meines ganzen Aufenthalts. Als Volontär bekam ich kein Gehalt, mußte aber doppelt soviel

arbeiten als die anderen. Wenn ich die Gerechtigkeit dieser Einrichtung nicht ganz einsehen konnte, so wurde der Vorsteher nicht etwa grob; er schob es einfach auf meine bedauerliche Unkenntnis des Lebens. Er konnte vollständig verstehen, daß Europäer oder ähnliche niedere Rassen sich nicht leicht in zivilisierte Verhältnisse zu fügen vermöchten. Er bemerkte aber, daß ich nicht untalentiert sei. Und er hoffte und sprach mir oft diesen Trost in trüben Stunden zu, daß unter seiner Leitung und mit Beobachtung meiner Umgebung doch schließlich noch etwas Gebildetes aus mir werden könnte.

Kurzum, der Stationsvorsteher war mein Gönner.

Leider jedoch ging es mir nicht so gut mit der zweitwichtigsten Persönlichkeit in Wrotham Park, dem chinesischen Koch. Ah-Fau verachtete den Kaukasier, weil er eine rohe Religion und keine Ahnen hat und außerdem den Gebrauch des Opiums nicht kennt.

Wie sehr ich ihm auch in den anderen Punkten recht geben muß, im letzten Falle irrt sich Ah-Fau. Wie der Mißbrauch dieses fürchterlichsten aller narkotischen Gifte in Australien unter der weißen Bevölkerung überhandnimmt, ist unglaublich. Und nicht nur der Busch und seine Abgeschlossenheit von allem geselligen Umgang ist diesmal an dem Laster schuld. In Großstädten wie Sydney und Melbourne gibt es unzählige (meist asiatische) Lokale, wo dem Genuß des schwarzen Saftes gefrönt wird. Und hauptsächlich sind es dort die Frauen und Mädchen, die ihm zum Opfer fallen. Mit geradezu teuflischer Berechnung werden die Unglücklichen verleitet, um den Zwecken irgendeines Mädchenhändlers zu dienen, und verfallen dann schnell in einen Zustand, den man nicht mehr viehisch nennen darf, ohne das Vieh zu beleidigen.

Die Ursachen sind wohl hauptsächlich erbliche Verderbtheit (das Verbrecherblut ist noch lange nicht aus den Strafkolonien ausgemerzt), das Klima und die Chinesen. Doch auf die Chinesen komme ich noch zurück.

Jedenfalls, Ah-Fau liebte mich nicht. Aber da es wirklich nicht menschenmöglich war, selbst für einen Mongolen, noch schlechter zu kochen, als er es bereits zu tun beliebte, so kümmerte mich seine Feindseligkeit eigentlich wenig.

Die ganzen Stationsgebäude waren aus dem üblichen Buschholz und Rinde gebaut. Doch der Wert einer Station, abgesehen von der Lage und den Regenverhältnissen, liegt nicht soviel in den Wohnlichkeiten, als den Koppeln und den Zäunen, die gewöhnlich bei weitem die größte Geldauslage darstellen. Eine Schafstation ist allerdings viel besser damit versehen. Aber Schafzucht steht der Viehzucht wie intensive Kultur einem Forstbetrieb gegenüber.

Grenzzäune kennt man gewöhnlich nicht auf einem Viehranch. Die Tiere werden, wenn sie zuerst auf ein neu „aufgenommenes" Stück Land versetzt werden, einige Wochen lang gehütet. Bald aber gewöhnen sie sich an die neue Umgebung, erwählen sich ein Wasserloch als regelmäßige Stammkneipe und verursachen dann wenig Mühe.

Nach der Regenzeit, wenn das Gras aufgesprungen ist, reitet man dann aus und treibt Kühe und Kälber heim in die Koppeln, um dort dem Nachwuchs die Stationsmarke aufzubrennen. Jeder Ranchbesitzer gibt der Regierung eine solche Marke an, die in Queensland z. B. aus zwei Buchstaben und einer Ziffer besteht, und die mit glühenden Eisen dem jungen Tiere auf einer vorgeschriebenen Stelle ins Fell gebrannt wird. Außerdem, um das



Vieh leichter vom Sattel aus unterscheiden zu können, werden die Ohrlappen noch in dreieckiger, viereckiger, Stern- oder anderer Form ausgeschlitzt.

Dieses „Branden" wird allerdings nicht in der rohen amerikanischen Weise mit dem Lasso betrieben. Dazu hat man besondere Koppeln, wo das Tier in eine enge Gasse getrieben und behandelt wird. Es geht schnell und ist verhältnismäßig wenig schmerzhaft (ich bin allerdings nie selber gebrandet worden). Aber es schadet dem Fell doch, und wer ein gutes und unschädliches Mittel zur Kenntlichmachung der Tiere erfinden kann, würde mit offenen Armen in Australien empfangen werden.

Die drei weißen Arbeiter auf der Station gehörten zu dem Volke der heimatlosen Nomaden, die hinter den Kulissen der Welt ihre karge Existenz fristen. Das sind Menschen, die vielleicht hohe Stellungen innegehabt oder wiederum vorgestern einem Gefängnis entsprungen sind. Menschen mit Erinnerungen und ohne Erinnerungen. Aber ich möchte bemerken, daß die unter ihnen, die sich keiner traurigen oder schlechten Vergangenheit erfreuen, eine solche bald erfinden und so oft und so umständlich beschreiben, daß sie zum Schluß selbst daran glauben. Wirklichkeit und Einbildung kennen keine scharfen Grenzen in einem Lande, wo selbst Leben und Tod ineinanderfließen.

Und so wandern sie die ewigen, wüsten Hinterwaldspfade entlang, ihr zerlumptes Bündel auf dem Rücken, einen Hund als Gefährten, ein Stückchen Salzfleisch am Abend in Aussicht, den Tod in dieser gottvergessenen Einsamkeit jeden Tag vor Augen. Und je länger sie wandern, desto mehr fliehen sie menschliche Gesellschaft, desto mehr verlieren sie Arbeitslust und Ehrgeiz, desto abgestumpfter werden sie gegen den Reiz aller Leidenschaften. Geistern

gleich, Gespenstern der nackten, grimmen Mittagshitze, wandern sie lautlos entlang, fleischgewordene Verdammte aus einer noch unbeschriebenen Hölle. Und im Takte mit ihren schleifenden, schlechtbeschuhten Füßen, Schritt für Schritt, klingt immer nur das eine Lied, der eine Kehrreim, den sie liebgewonnen haben trotz seiner Bitterkeit: Was ich hätte sein sollen! Was ich hätte tun sollen!

Für solche Leute gibt es doch wohl keine Strafe mehr, wenn dies ihr Dasein vorüber ist?

Die Stationen im Westen geben jedem Reisenden etwas zu essen und ein Nachtquartier. Es kostet dort, wo solche Reisende häufig sind, eine Menge Geld. Aber auf der anderen Seite wird dem Arbeitgeber dadurch der Arbeiter ohne Unkosten an die Tür gebracht, und das will etwas heißen, wenn man tausend Meilen von der besiedelten Küste wohnt und keine Eisenbahnen kennt. Auch sind diese Stationen doch nur schutzlose Riesen, von der Gnade jedes Fremden abhängig, jedes verbitterten Wanderers, der ein Streichholz in das trockene Gras werfen und Hunderte von Meilen Weideland und Zäune abbrennen kann. Außerdem:

„Nee!" sagte der Squatter, „das wird mir doch zuviel! Sie sind der achtzehnte heute, der mich um Fleisch gebeten. Ich halte kein Schlächtereigeschäft hier."

„Na, da verkaufen Sie mir ein wenig Salz," war die Antwort. Und der Mann lächelte unangenehm.

„Salz! Wozu Salz?"

„Eine Flinte hab' ich selber, und —"

Der Squatter gab ihm das Fleisch. Besser, ein paar Pfund weggeschenkt, als vielleicht das beste Stück Vieh auf der Station zu verlieren. Und so verhungert niemand — außer vielleicht der Ranchbesitzer.

Da gibt es ja heutzutage Talgwerke und Extrakt-fabriken, Knochenmühlen und, vor allem, Gefrierwerke; und wenn nur die Saison halbwegs anständig ist und das Vieh sich zum Bestimmungsort treiben läßt, ohne zu verdursten und zu verkommen, und wenn man das europäische Vorurteil gegen gefrorenes Fleisch vernichten kann, so bezahlt es sich, einen Viehranch zu haben.

Aber wenn man Frau und Kinder von sich abhängig hat und dabei nicht einer der wenigen Geldfürsten des Südens ist, und wenn man sein kleines Kapital irgendwo anlegen will, dann dürfte es im allgemeinen günstiger sein, in der königlich preußischen Staatslotterie zu spielen. Während man dabei aufs große Los wartet, ist man wenigstens nicht genötigt, im Fegefeuer zu leben und seine Söhne und Töchter langsam verbrennen zu sehen, geistig und körperlich.

Buschleben.

Cowboy ist ein Amerikanismus, der meine heiligsten Gefühle aufs tiefste verletzt. Außerdem verstößt der Ausdruck gegen die drakonischen Gesetze des Deutschen Sprachvereins. Darum werde ich ein neues Wort erfinden, ohne Patentschutz, und zwar „Herdenmann".

Die deutsche Sprache (mit Verlaub) würde überhaupt gut tun, mit der deutschen Weltpolitik Schritt zu halten. Sie ist aber zu vornehm, zu klassisch, vielleicht — im Flüsterton — zu pedantisch, um irgendeinen Wortemporkömmling, nötig wie er auch sein mag, in ihre Ahnengalerie aufzunehmen. Wenn der Engländer ein Wort braucht, stiehlt er sich's einfach. Wenn er irgend etwas anderes braucht, stiehlt er's auch; das gehört aber nicht zur Sache. Der Deutsche jedoch sträubt sich mit sehr anerkennenswerter, aber nicht immer sehr praktischer Hartnäckigkeit gegen jede Einfuhr fremder Elemente.

Also, der Haupt-Herdenmann auf Wrotham-Park-Station erzählte mir eine höchst merkwürdige Anekdote.

„Da kenne ich," sagte er, indem er träumerisch seine alte Pfeife mit einem verrosteten Messer auskratzte, „da kenne ich einen alten Einsiedler in der Gegend von Boulia. Nun, zu dem komme ich eines Tages, gerade als ich die hundertundfünfzig Ochsen von Noranside nach Winton trieb im Jahre 1875. Ich weiß noch genau —"

(folgen zwölfeinhalb Minuten lang nebensächliche Erinnerungen an die hundertundfünfzig Ochsen).

„Tag!" sage ich zu ihm. „Tag!" sagt er zu mir. „Schönes Wetter!" sage ich zu ihm. „Schönes Wetter!" sagt er zu mir, usw. in demselben Stile sieben Minuten fünfzehn Sekunden lang. (Dieses ist nämlich eine Mustergeschichte, die ich als wissenschaftliches Kuriosum wiedergebe und mit Hilfe einer Normaluhr beobachtet und festgestellt habe.)

„Wie ich das nun so sage," fuhr der Herdenmann fort, „unterbricht er mich plötzlich. Das erinnert mich, sagt er, an einen komischen Vorfall, an einen ganz komischen Vorfall, der mir mal in Mligarra passiert ist. Da kannte ich nämlich einen alten Mann —" (Wiederholung der gesamten Erzählung von dem „Einsiedler" an.)

„Und wie ich an den Fluß komme, ist er in voller Flut. Da hat's wohl oben in den Bergen geregnet, oder vielleicht hatte es unten bei Fort Bowen geregnet. Denn so ein Fluß —" (längere meteorologische Abhandlung über die australischen Wetterverhältnisse).

„Wie ich nun an den Fluß komme und rüberschwimmen will, da sehe ich plötzlich jemand, eine Viertelmeile weiter 'runter, zu Pferde das Ufer hinaufklettern. Hallo! sagt er zu mir. Hallo! sag' ich zu ihm. Und — hol' mich der Teufel — es war Jim! — —

So wahr ich lebe, das hat mir der Alte erzählt. Was sagen Sie nun dazu?"

Ich war baff. Offen gestanden, ich hatte der dramatischen Entwicklung nicht ganz folgen können. Ich machte dementsprechend eine schüchterne Bemerkung.

Der Herdenmann blickte mich nicht sehr freundlich an. „Ich wollte Ihnen doch erzählen, wie der alte Einsiedler

Jim kennengelernt hatte. Und Jim ist ein Kamerad von mir."

Ich befürchtete, mich noch mehr in der Hochachtung des Erzählers herunterzusetzen und schwieg. Aber wo die Pointe der Anekdote lag, habe ich erst sehr viel später erfahren.

„Solche Buschgarne haben überhaupt keine Pointe!" erklärte mir ein gewiegter Kenner australischen Lebens. „Und gerade darin liegt die Pointe!"

„Ach so!" sagte ich. Ganz habe ich es doch noch nicht eingesehen. Es scheint mir immer noch eine langwierige Art und Weise, interessant zu sein. Und wirklich, was der Buschmann sich so abends am Lagerfeuer erzählt, ins Unendliche ausgesponnen, ist im allgemeinen, großen und ganzen (mit Tränen in meiner Tinte schreibe ich es) zu borniert, um irgendwelche Elemente der Romantik oder der Fenimore Cooperschen Hinterwäldleridylle zu zeigen. Originell ist er nur in seiner Ausdrucksweise. Man sagt, daß das Arabische die vollkommenste Sprache sei, ein Urteil über unseren besten Freund mit gänzlich befriedigender Ausführlichkeit auszudrücken. Aber ich halte die Fahne des kolonialen Englisch hoch. Der Australier kann überhaupt keinen Satz aussprechen ohne eine durchaus überflüssige Einschiebung von Kraftworten.

„Infames Wetter heute!" sagte ich so beiläufig, um Konversation zu machen. Es war nach meiner ersten Ankunft in Cooktown. (Unglücklicherweise bin ich später noch verschiedene Male in Cooktown angekommen.)

„'n??"

„Schlechtes Wetter!"

„Wa—as?"

Ich wurde ungeduldig. „Verdammt miserables Wetter heute!" schrie ich den Fremden an.

Ein Lichtstrahl des Verständnisses huschte über seine müden Züge. Langsam nahm er seine Pfeife aus dem Munde, spuckte mir zweimal auf die Stiefelspitzen und bemerkte in einem ganz akademischen Tone:

„Ja, hol' mich der Teufel, Sie haben verflucht recht. Es ist — — Wetter! Weshalb in — — Namen sagten Sie das nicht gleich — —!!? Ich habe Sie voll — verdammt — ständig mißverstanden!"

Daß natürlich eine Sprache nicht von Natur dazu geeignet ist, zwanzig Minuten lang Flüche hervorzubringen, ohne sich einmal zu wiederholen, ist selbstverständlich. Sie muß erst vervollkommnet werden, mit ihren höheren Zwecken wachsen. Und so wird denn auch manch' an und für sich unschuldiges Wort durch Mißbrauch in dieser Richtung zum unsalonfähigen gestempelt. Ein Beispiel bietet das Adjektiv „blutig", das jetzt so ungefähr das Roheste alles Rohen bedeutet.

Ich erinnere mich, auf einem Dampfer der großen Britisch-India-Linie einst eine junge Dame, die ich sehr verehrte, durch meine Unkenntnis tödlich beleidigt zu haben. Sie las gerade ein Buch über den indischen Aufstand, ein Buch, in dem der Verleger zum mindesten zwei umständlich beschriebene Morde auf jeder Seite garantierte, abwechselnd mit einer Massenmetzelei.

„Lesen Sie immer noch das blutige Buch?" platzte ich Unglückseliger heraus. Und mein Schicksal war besiegelt . . . .

*

Der oberste unter den schwarzen Jungen auf der Station war ein ältlicher Herr, der unter dem Namen Mundingibar litt. Er war (ich bedaure, mich so schroff

ausdrücken zu müssen) der größte Lump im ganzen Distrikte. Und das wollte schon etwas sagen. Er konnte allerdings nichts dafür. Er war nämlich auf einer Missionsstation erzogen worden.

Ich versuche wahrhaftig nicht, billige Witze zu machen auf Kosten einer Institution, die so viele eifrige Christen für eine der heiligsten auf Erden halten. Aber meine Kenntnis von Missionaren und ihrer Tätigkeit beschränkt sich nicht auf Australien. Ich kenne sie in Papua, den Sundainseln, Mikronesien, Polynesien, China usw. Und mit Ausnahme vielleicht der Jesuiten (ich bin selber ein Protestant) stiften sie mehr Unheil als Gutes. Die Jesuiten nämlich arbeiten auf zwei Grundsätzen: erstens, daß nur die talentiertesten, gebildetsten Männer gut genug sind, den Wilden zu lehren, und zweitens, daß der Körper erst bekehrt werden muß, ehe man von einer Seele reden darf — auf deutsch, daß der Weg zum Herzen durch den Magen führt.

Es ist eine Sünde und Schande, Millionen und aber Millionen ins Ausland zu senden, um sogenannte Heiden zu retten, deren eigene Religion den ihnen eigentümlichen Existenzbedingungen viel besser sich anpaßt, als das Christentum, und die jedenfalls sich auf den Vorzug berufen können, daß sie den Lehren ihrer Religion gehorchen, was man bei uns zu Hause nicht gerade immer behaupten kann.

Und wie man ernstlich annehmen darf, daß ein paar Wochen theoretischen Unterrichts, radebrechend in einer ganz unzulänglichen Sprache, die keine Abstrakta kennt, den Steinzeitwilden über Jahrtausende schweren, langsamen Aufwärtsringens hinweg mit einem Ruck in unser Kulturstadium heben können, ohne welches unser Gott-



begriff schlechterdings unverständlich bleibt, ist mir nicht ganz erklärlich. Der Wilde lernt nur, daß es sich bezahlt, sich taufen zu lassen. Ganz unabsichtlich wecken die selbstlosen Missionsphantasten in ihrer Kurzsichtigkeit die schlimmsten Charaktereigenschaften des Tieres, das sie zähmen wollen. Sie setzen eben Einbildungskraft, Gemütsleben, reine Vernunft voraus — und die hat einmal so ein Nigger nicht; nur Instinkt und niedrigste Verschlagenheit.

Außerdem bestehen die Missionare immer darauf, die angeblichen Proselyten an europäische Kleidung zu gewöhnen, was einen bedauerlichen Mangel an Geschmack und Sinn für Humor voraussetzt. Und ein schwarzes Mädchen in flammendroten Kleidern, sich öffentlich bis an die Achseln schürzend, um im Flusse fischen zu gehen, sieht doch etwas — ahem — auffallender aus, als wenn sie nichts als ihre schwarze Haut an hätte. Und die schlimmste Folge dieser Verwöhnung ist die Überhandnahme der Schmucksucht; denn der Urmensch betrachtet Kleider nicht als Schutz-, sondern Schmuckmittel.

Beiläufig erzählt, zu einer deutschen Missionsstation in Südaustralien kam eines Tages ein alter Häuptling, um sich taufen zu lassen. Die Zeremonie ging auch feierlich vonstatten, aber die roten wollenen Decken, die sonst immer als Patengeschenke an die neuen Christen verabfolgt wurden, waren leider ausgegangen.

„Was?“ rief der entrüstete Täufling. „Keine roten Decken! Siebzehnmal habe ich mich jetzt taufen lassen, und jedesmal habe ich eine Decke gekriegt! Nu aber gehe ich zu den Katholiken. Damn!“

Doch brechen wir das peinliche Thema ab.

Mundingibar sprach fertig Englisch, mit einer schwerfälligen Förmlichkeit, die ja auch unter anderen „gebildeten" Farbigen so komisch auffällt, und z. B. in Indien den Namen Babu-Englisch erhalten hat. Von dieser seiner Fertigkeit ahnte ich aber nichts. War man näher mit ihm bekannt, verfiel er allerdings in das gewöhnliche Busch-Australisch. Mich beehrte er jedoch mit seinen feinsten und längsten Perioden.

„Hallo, Mundi," sprach ich, „du guter Reiter? Wo deine Gin? Willst du Tabak?" Er lag lang hingestreckt auf der Erde und sonnte sich. Seine Kleidung bestand aus einem Paar zerrissener und sehr schmutziger Reithosen. Bewaffnet war er mit einem penetranten Geruch.

„Mein Herr!" Er erhob sich würdevoll, mit einer großartigen Handbewegung das Stück Tabak ablehnend. „Sie können mich, ohne Mißverständnisse zu befürchten, in der herkömmlichen und grammatischen Landessprache anreden."

Ich wurde puterrot und bekam einen dicken Kopf.

„Da Sie jedoch augenscheinlich hier ein Neuling sind," fuhr der unvergleichliche Mundingibar fort, „werde ich Ihnen Ihren Fehltritt nicht übelnehmen. Aber Sie würden doch einem Gentleman nichts unter einer ganzen Stange Tabak anbieten!"

Kleinlaut rückte ich eine ganze (meine letzte) Stange 'raus.

„Sie erkundigten sich eben, wenn ich mich nicht irre, nach meiner hochgeehrten Frau Gemahlin." (Die Gin war fett und faul und von einer solch unglaublichen Häßlichkeit, daß man der Schmutzkruste, in die sie sich zurückgezogen hatte, wirklich dankbar sein mußte.) „Ich kann sie leider jetzt nicht vorstellen. Sie steht" — und er lächelte vielsagend — „mit einem Fuß in der Wiege."

(Sie gebar Zwillinge zwei Tage darauf, und Mundi erklärte mir freudestrahlend, daß seine „Frau Gemahlin" augenscheinlich mit einem Fuß in zwei Wiegen gestanden haben müsse. Was mit Berücksichtigung auf die Schuhnummer der Gnädigsten allerdings nicht unwahrscheinlich schien.)

Ich war geknickt. Ich fühlte, daß ich einen schrecklichen Schnitzer begangen hatte. Während ich noch eine Entschuldigungsrede ausarbeitete, verschwand plötzlich die gesellschaftliche Würde aus den Zügen meines Freundes. Mit einem pantherähnlichen Sprunge war er verschwunden.

„Du faules Luder! Ich werde dir mal wieder das Fell vergerben müssen," hieß es hinter mir.

Ich drehte mich um. Es war der Stationsvorsteher.

„Hat das alte Biest Sie wieder um Tabak angebettelt?" fragte er mich.

„Nei—n! Aber —"

„Na — aber?"

„Ich habe mir imponieren lassen."

Das befürchtete Hohnlachen traf nicht ein. Statt dessen erzählte mir der Vorsteher eine Geschichte, die wirklich eine Pointe hatte und zugleich eine Moral.

„Wissen Sie," sagte er, „auf solchen Leim sind schon bessere Leute gekrochen als Sie."

Ich bedankte mich. Aber er winkte ab.

„Da gab es unten in Viktoria einen Neger, der war von den Missionen jung eingefangen und nach Haus geschickt worden. Er wurde in Schottland erzogen und studierte zum Schluß auf der Universität in Aberdeen. Dann kam er wieder 'raus, um seinen Stammesgenossen die presbyterianische (keine andere echt) Religionsetikette

aufzukleben. Aber ein Neger bleibt immer ein Neger. Und so warf er denn eines Tages die schwarzen Kleider und den weißen Halswürger von sich und ging mit Speer und Bumerang bewaffnet in den Busch zurück.

Damals war ein alter schottischer Squatter mein Vorgesetzter. Der war eines Abends zu einer Kaledonischen Vereinigung in die Stadt geritten, und als er sich spät nachts, ziemlich angeheitert, auf dem Heimwege befand, begegnete er plötzlich diesem Kerl, der natürlich nackt war und genau wie jeder andere Neger aussah.

Die Schotten witzeln nur mit Schwierigkeit. Dem Squatter schien es der Gipfel des Humors zu sein, dem armen Schwarzen eine längere Ansprache in Gälisch zu halten, dem alten Schottisch, das kein Mensch heutzutage mehr spricht. Der Neger hörte aufmerksam zu, erhob sich dann höflich und antwortete in fließendem Gälisch!

Da glaubte der Squatter, daß er den Erbfeind in höchsteigener Person getroffen, und die Sporen in seinen Gaul schiebend, langte er auf der Station, der Auflösung nahe, an. Jetzt wollen wir 'mal einen heben."

Und wir hoben. —

*

Wenn man sich, wie ich es tat, das Leben auf einem Viehranch als ein Gemisch von Räuberromantik und Parforcejagd vorstellt, dann irrte man sich eben. Meistens besteht es aus harter Arbeit mit der Axt oder dem Spaten; langen, unendlich langen Ritten durch die gluterfüllten Ebenen oder Berge, Nachtwachen und ähnlichen Annehmlichkeiten. Auf einer Station muß man eben alles können. Da ist ein Zaun entzwei oder ein Ochse in den Sumpf geraten; da sind Kühe zu melken und wilde Hunde zu ver-

giften; da ist ein Sattel auszubessern oder ein minderwertiger Bulle oder Hengst, die die Herde schädigen, zu pürschen.

Nur zu gewissen Jahreszeiten, wenn Regen gefallen ist (falls überhaupt Regen fällt), wird die eigentliche Arbeit des Herdenmannes in Angriff genommen. Und dann geht es hinaus in den Busch, auf ein oder zwei Wochen jedesmal, bis man eine Anzahl ungebrannter Kälber oder fetter Ochsen zusammen hat und auf die Station zurückkehrt.

Da schläft man auf dem harten Erdboden, von Moskitos zerfressen, von Millionen Ameisen überkrochen und gebissen. Und morgens früh, ehe es noch hell ist, geht man aus, durch das hohe, nasse Gras, zitternd vor Kälte, den Zaum überm Arm, die Pferde zu suchen. Dann der heiße, endlose Tag, meist ohne Wasser, die Augen geblendet von dem grellen Licht der Sonne, jeden Augenblick eines Galopps durch den oft dichtgewachsenen Wald gewärtig und schließlich in Wolken beißenden Staubes gehüllt, fluchend und schreiend, mit trockener Kehle und brennenden Lidern hinter einigen hundert Stück Vieh her im langsamsten Schritt dem Lagerplatz zu.

Und zum Schluß kommt die Nachtwache; denn Koppeln gibt's nicht überall. Todmüde kreist man um die unruhige Herde und dankt seinem Schöpfer, wenn die Tiere nicht durchbrechen. Das Südliche Kreuz dreht sich langsam um seine Achse — so furchtbar langsam — bis es endlich auf Mitternacht zeigt. Ah — abgelöst! Und man sinkt nieder, ohne sich zu waschen oder auszuziehen, und schläft.

Da — plötzlich — ein lauter Ruf! Ich werde an der Schulter geschüttelt, fahre auf und reibe mir die Augen.

Es ist spät, und das Lagerfeuer ist fast ausgegangen. Von Ferne kommt ein Geräusch wie Donner. Die Erde scheint zu zittern. Eine „Stampede!"

Ich greife nach dem Zaum und der Peitsche, die neben dem Kopfkissen (einem halben Sack Mehl) liegen, und springe in die Dunkelheit hinein. Der erste Gaul, den ich finde, wird gefangen. Die Fesselketten ab, den Zaum an und dann drauf und hinterher, durch den dunklen Wald, sein Leben und seine Kniescheiben der Intelligenz des Pferdes anvertrauend.

Da, neben mir liegt jemand. Tier und Mensch rollen übereinander. Aber ich darf nicht warten.

Jetzt kann ich die Herde der Nachzügler erkennen. Meine Hacken in die Flanken des Gauls, und ich fliege an ihnen vorbei zur Front. Mein Pferd hat ein angenehm scharfes Rückgrat, und ohne Sattel reitet sich's schlecht. Ich lehne mich über den Hals und klammere mich an die Mähne, während es im tollsten Lauf durch die Nacht geht. Die Baumstämme gleiten an mir vorüber, sehr nahe manchmal, wie Telegraphenstangen an einem Schnellzug. Und nun fallen wir der wahnsinnigen Herde in die Flanke.

Gerade vor uns liegt ein trockenes Flußbett mit unterhöhlten Ufern. Wenn das Vieh bis dahin kommt, dann haben wir am Morgen nichts als einen Haufen Rindfleisch. Und so schwenken wir sie denn herum, immer im Kreise, bis sie sich ausgelaufen haben.

Einer von uns, ein tollkühner kleiner Junge, ist in der Dunkelheit vor die wahnwitzigen Tiere gekommen. Er hat um sein Leben geritten, aber das Pferd war kaputt. Im Frühlicht, ehe wir zum nächsten Lager gehen, begraben wir ihn oder wenigstens, was noch von ihm übrig

ist. Und ich lege mir vierzehn Tage lang meine Decke als Polster auf den Sattel.

Was die Tiere auf einmal so ängstigt, ist oft schwer zu sagen. Alte Buschleute schwören, daß sie Gespenster sehen. Es gibt auf den großen Viehstraßen, die das Innere durchziehen, gewisse Lagerplätze, wo jede Herde, auch die ruhigste, durchbricht. Eine wissenschaftliche Erklärung der Erscheinung kenne ich nicht. Ganz urplötzlich scheint ein Schreckschuß wildester Todesfurcht durch die gesamte schlafende Herde zu zucken, mitten in der stillsten Nacht; und ehe man sich's versieht, sind Hunderte oder Tausende auf und davon.

Im allgemeinen jedoch, wenn Hornvieh zu Markt getrieben wird, der Küste oder den großen Plätzen des Südens zu, oder nach einem der gewaltigen Gefrierwerke (oft zweitausend Stück oder mehr in einer Herde, die oft ein Jahr oder selbst achtzehn Monate unterwegs ist) besteht die alte Regel: wenn man sie während der ersten vierzehn Tage ohne Stampede durchkriegt, so ist die Gefahr eines Unheils vorüber.

Für die Treiber heißt es auf solchen Touren: achtzehn bis zwanzig Stunden im Sattel, Tag für Tag. Aber man gewöhnt sich bald daran, und wenn irgendwo ein überschwemmter Fluß wochenlang den Weg abschneidet, oder ein Stückchen guten Graslandes heimlich abgeweidet werden kann (das Gesetz zwingt eine reisende Herde, wenigstens sechs Meilen den Tag zu machen), dann gibt es auch ein wenig Ruhe. Denn die erste Pflicht des Treibers ist, für sein immer hungriges und manchmal verhungerndes Vieh Gras zu stehlen, wo er kann. Homerisch sind oft die Kämpfe zwischen dem entrüsteten Squatter und seinem natürlichen Feinde.

Dann wieder — Kehrseite — krepieren Hunderte von Tieren vor Durst, schleppen sich mühsam die tote Wüste entlang, bis selbst die schwere Peitsche, die ihnen messerähnlich das Fell zerschneidet, sie nicht mehr vorwärts martern kann und sie zurückgelassen werden, um im glühenden Sande zu verenden. Wer da noch so etwas wie ein Herz unter seinen Habseligkeiten verpackt mit sich trägt, dem geht es schlecht, sehr schlecht. Man malt grimme Bilder von der Grausamkeit des Krieges. Aber eine solche Szene, in der todstillen Einsamkeit einer baumlosen, wasserlosen Ebene, ist unsagbar schrecklicher als das schrecklichste Schlachtfeld. Man kämpft ja gegen unsichtbare, unhörbare, ungreifbare Feinde. Die stummen, gefolterten Tiere, die sich nur mit einem vorwurfsvollen Blick unendlichen Jammers gegen ihre rohen Peiniger wehren; die abgejagten, klapperdürren Pferde; die grelle, in den Hitzstrahlen tanzende Landschaft; die verzweifelte Langsamkeit des Fortkommens, die brennend trockene Luft; die gierigen, schwarzen Teufel, die Krähen — und fünfundzwanzig Meilen bis zum nächsten Wasser!

Neulich nur, aus einer Herde von neunhundert Stück, die von einer Station im Innern nach Bourke, der nordwestlichsten Stadt in Neusüdwales getrieben wurde, starben sechshundert innerhalb drei Tagen an Durst!

Und ungefähr um dieselbe Zeit krepierten bei Pullaming Station, gleichfalls in Neusüdwales, aus einer Herde von tausend Stück fetten Ochsen, die nach Sydney getrieben wurden, in einer Nacht siebenhundertfünfundachtzig an einer Giftpflanze, einer Art Distel, die in Menge in der Nähe des Lagerplatzes wuchs. Vieh, das in Gegenden gezüchtet ist, wo Giftpflanzen wachsen, rührt diese nicht an; aber zu-

getriebene Herden fallen den ihnen unbekannten Kräutern oft zum Opfer.

*

So schlichen die endlosen Tage auf der Station dahin: ein Leben neutraler Färbung, ohne Anregung, ohne Wechsel. Die erdrosselnde Faust der Alltäglichkeit drückte enger und enger um meine Kehle. Die Poesie hat bis jetzt immer nur mit Leidenschaften, mit Freude und Qual gerechnet. Ich begriff zum erstenmal die Möglichkeit einer Tragödie des Negativen. Und ich schauderte vor einem Dasein, das selbst den Schmerz als Luxusartikel betrachten muß.

Dabei fällt mir ein alter Grenzreiter ein, bei dem ich einmal im fernen Westen übernachtete. Er war zutraulich und begann sich sofort für seine langwierige Einsamkeit zu rächen. Aber da er nicht gewohnt war, in seinen Ansprachen an den Hund von diesem unterbrochen zu werden, auch der Teekessel nichts gegen seine Ansichten über den neuen Zolltarif einzuwenden hatte, so war es mir unmöglich, ein Wort meinerseits einzuzwängen. Endlich gegen Mitternacht, und trunken von seiner eigenen Beredsamkeit, verriet er mir im Flüstertone das Geheimnis seines Lebens. Es war die alte, abgedroschene Geschichte, die doch immer wieder neu ist: ein Liebesverhältnis, harte Eltern, ein reicher Freier, gebrochene Treue, Tränen, Vorwürfe — und Vergessen. Aber er im Busch vergaß nicht, und das Gespenst der alten Liebe ritt hinter ihm auf seinem Pferde und saß neben ihm am Lagerfeuer und sang alte Melodien, bis die ganze Landschaft umher zur Gedächtniskapelle wurde und das Echo immer nur einen Namen rief.

„Das war vor vierzig Jahren," seufzte er.

Als ich am nächsten Morgen von dem weißbärtigen Alten Abschied nahm, zeigte er mir noch eine beschmutzte Photographie unbestimmten Datums. Ich ritt nachdenklich zur Hauptstation. Mit Gastfreundlichkeit wurde ich aufgenommen. Der Besitzer fragte mich, wo ich denn übernachtet hätte. Als ich den Grenzreiter nannte, lachte er unbändig.

„Hat er Ihnen eine Photographie gezeigt?"

„Allerdings!" bestätigte ich, etwas betroffen.

„Minny!" rief er. „Hier ist Herr X. Herr X. — meine Frau!"

Ich blieb mitten in meiner Verbeugung stecken und starrte die liebliche, junge Erscheinung an. Es war das Original der Photographie.

„Wo er das Bild hergekriegt hat, weiß ich nicht. Aber meine Frau, die erst fünf Jahre in Australien ist, hat sich schon halb tot geärgert über den verrückten Kauz. Und mich behandelt er immer mit einer wehmütig vergebenden Würde, als hätte ich mich schwer an ihm versündigt, aber er verzeihe mir alles, alles. Die Sache ist ganz riesig spaßhaft; sei doch vernünftig, Minny!"

Und dann lachten sie beide.

Aber spaßhaft fand ich es nicht. Ich sah den Totenschädel hinter der lachenden Narrenmaske. —

Weihnachten war vorüber, und nun fragte es sich: wird die Regenzeit kommen oder nicht. Jedoch — dieses Jahr kam sie, vielleicht aus Zerstreutheit, und siehe da, wie auf Zauberwort veränderte sich das Land umher. Die nackten Sanddünen, denen man nie einen Keim zugetraut, die öden, von der Hitze gespaltenen Ebenen und die grimmig toten Granithügel kleideten sich in das Gewand des Frühlings — nein des Sommers. Frühling gibt es

so wenig wie eine Dämmerung in dem Innern Australiens. Bald stand das Vieh bis über den Rücken in Gras und kräftigen Kräutern, und ein feuchtwarmer Brodem der Befruchtung zog über die Weite. Überall Blumen und junge Blätter, Zufriedenheit und Fülle. Wer hätte geglaubt, angesichts dieser wogenden Gefilde, daß hier noch vor kaum vierzehn Tagen eine lechzende Wüste das Blut aus allen Lebewesen sog!

❦

„Nun wollen wir mal Känguruh jagen gehen, ehe die Überschwemmung kommt,“ meinte der Stationsvorsteher. Das Vieh hatte sich noch nicht genügend von der Dürre erholt, um getrieben zu werden. Der dürstende Boden aber hatte in tiefen Zügen den Regen getrunken, noch ohne Übersättigung. Es war ja auch gar so lange trocken gewesen! Die klaffenden Spalten hatten sich geschlossen und die eiserne Erdrinde eine jugendliche Elastizität angenommen, die man selbst auf dem faulsten Gaule fühlen konnte.

„Jetzt fällt man wenigstens nicht mehr so hart,“ sagte ich mir mit einem Schmunzeln innigster Befriedigung.

Auf Wrotham Park gab es einige vorzügliche Känguruh-Hunde, Tiere, wie das Windspiel gebaut, aber viel größer und knochiger, gröber. Und nachdem wir uns so gut wie es die Zeiten gestatteten, beritten gemacht hatten — wir hatten ja die Auswahl unter achthundert Pferden — ging es eines Morgens vor Sonnenaufgang los, Tier und Mensch erfüllt von einem ganz neuen Gefühl der Energie, der Lebenslust.

Wir folgten dem schnurgeraden Stacheldrahtzaun, der, etwa vierzig Meilen lang, die Station in zwei Hälften teilte; auf der einen wurden die Mastochsen, auf der anderen das Zuchtvieh gehalten. Am anderen Ende des Zaunes lag eine kleine Außenstation, mit Wrotham Park durch Fernsprecher verbunden, indem der Induktionsstrom über den Stacheldraht geleitet wurde. Diese Einrichtung ersparte auch einen Grenzreiter, da ein Bruch sofort von der Station aus entdeckt werden konnte. Rechtwinklig durchschnitt der große Mitchellfluß, der in den Golf von Carpentaria mündet, den Zaun, das ganze Gebiet vierteilend.

Übrigens, als der große Überlandtelegraph quer durch Australien gebaut wurde, erschien eines Tages ein alter Neger, eine Autorität in allem, was die Viehzucht betrifft, auf der Bildfläche und beobachtete lange kopfschüttelnd die Drähte. Endlich wandte er sich entrüstet ab.

„Weißer Mann viel Schafskopf. Macht Draht so hoch, alles Vieh läuft drunter weg!"

Sprach's und schlug sich seitwärts in die Büsche.

Als wir über den Fluß setzten, rieselte mitten durch das gewaltige, über fünfhundert Meter breite, tief eingeschnittene Bett ein dünner Faden Wasser, wie ein sehr kleiner Junge in den Hosen seines sehr beleibten Vaters einherstolziert. Aber es war doch wenigstens fließendes, lebendes Wasser. Ich sprach meine Verwunderung aus über das scheinbare Mißverhältnis zwischen Bett und Strom. Aber der Vorsteher lächelte nur und sagte: „Warten Sie mal ab!"

Kurz darauf sichteten wir die ersten Känguruhs.

In Wrotham Park waren die Marsupien ziemlich selten. In anderen Gegenden dagegen werden sie vielfach zur Landplage. Seitdem der Neger, der sie jagte, vor der

„Zivilisation" verschwunden ist, haben die Tiere oft unglaublich überhandgenommen. Fast jeder Distrikt im Innern legt sich eine Steuer auf, die nach der Kopfzahl des Viehbestandes berechnet wird, um einen Kriegsfonds gegen diese Vernichter des Weidelandes zu gründen; und Hunderte von Menschen leben lediglich vom Känguruhschießen. Für den Skalp erhalten sie einen gewissen Preis, und das Fell verkaufen sie auch noch, oft zu fünf bis sechs Mark das Stück.

Der Känguruhjäger muß ein sicherer Schütze sein und dazu ein guter Pfadfinder. Auf seinem Pferde sitzend, verfolgt er mit dem Repetiergewehr eine Familie, vom Sattel eine nach der anderen der hüpfenden Riesenratten erlegend. Dabei darf er, um das Fell zu schonen, nur die Kugel benutzen. Dann kehrt er nach einer Jagd von vielleicht zehn Meilen auf seinen eigenen Spuren zurück und balgt die Beute ab, wo sie gefallen ist, das Pferd mit den Häuten beladend. Habichte, Krähen und Hunde teilen sich in das Fleisch. Im Lager angekommen, spannt er die Felle dann auf dem Boden in der Sonne aus, die Innenseite nach oben, und bestreut sie mit Salz und Asche, bis sie getrocknet und zum Versand bereit sind.

Auf wilde Hunde, die viel Schaden unter den Herden anrichten, steht ein oft sehr hoher Preis. In Südaustralien bezahlte die Regierung vor einiger Zeit zwanzig Mark für den Skalp, während das benachbarte Westaustralien zehn Mark zahlte, aber die Rute als Wahrzeichen verlangte. So taten sich denn die wilden Schützen in beiden Kolonien zusammen, und es entstand ein lebhafter Handel in Ruten und Skalps. Scheinbar zogen allerdings die Westaustralier dabei den kürzeren. Wie die Herren das ausgeglichen haben, weiß

ich nicht. Jedenfalls kostete den Regierungen der Hund dreißig Mark.

Wir kletterten das steile Ufer im Zickzack empor und landeten auf einer weiten, baumbestandenen Ebene. Plötzlich schlugen die Hunde an, und nicht hundert Schritt vor uns sprang ein Rudel Känguruhs entsetzt auseinander. Die Hunde suchten sich ein großes Tier aus; es war jedenfalls der Stammvater, grau, sechs Fuß hoch, technisch genannt ein „alter Mann". Mit gewaltigen Sätzen, den dicken Schwanz wie ein Ruder nach hinten gestreckt, flog er in den Busch hinaus und hinter ihm her die Meute. Tief über den Sattelknopf gebeugt, die Zügelhände am Gurt, mit den Augen sorgfältig das Gelände nach Löchern und Baumstümpfen abstreifend, sausten wir durch den jungen Morgen dahin, Pferd sowohl als Reiter von Jagdlust beseelt, nicht achtend der vorüberhuschenden Bäume, der überhängenden Zweige, die uns das Gesicht zerpeitschten und die Kleider zerfetzten.

Die Meilen flogen vorbei, aber der „alte Mann" zeigte noch keine Ermattung. Das Terrain wurde schwieriger, denn wir näherten uns den Hügeln. Steine und loses Geröll brachten die Pferde zum Stolpern, und hier und da prellte nackter Fels die unbeschlagenen Hufe. Es ging bergauf, und das Känguruh begann zu gewinnen. Wir setzten die Sporen ein, und die Hunde keuchten mühsam höher.

Endlich war der Kamm der Hügelkette erreicht, und nun ging es wieder bergab. Zwei — drei gewaltige Sprünge machte das Wild, und dann fiel es auf einmal auf die Nase und rollte einige Meter den Abhang hinunter. Wieder sprang es auf, und wieder schlug es einen Purzelbaum. Känguruhs können nicht gut bergab laufen.

Da verlieren sie das Gleichgewicht, und der Schwanz ist ihnen im Wege.

„Er hat sich gestellt!" rief plötzlich der Vorsteher, der, allen voraus, und am besten beritten, dicht hinter den Hunden geblieben war. Und wirklich, von der Vergeblichkeit seiner Fluchtversuche überzeugt, hatte der „alte Mann" seinen Stand mit dem Rücken gegen einen mächtigen Felsblock genommen und erwartete kampfbereit seine Verfolger.

Kläffend fielen die Hunde auf den bejahrten Herrn. Aber heulend flohen sie wieder, und einer von ihnen wand sich, von der schrecklichen Klaue des Hinterfußes aufgeschlitzt, im Todeskampfe auf dem Boden.

Jetzt kam der Vorsteher zu Hilfe. In voller Karriere hatte er den rechten Steigbügel und Riemen aus der Sattelschnalle geschlüpft, und, die schwere Waffe um den Kopf schwingend, zielte er, während er so nah wie möglich an dem Känguruh vorbeijagte, nach dessen Hinterschädel — und fehlte!

Es ging alles so schnell, ich sah es kaum. Durch die Wucht des Schlages hatte er wohl das Gleichgewicht verloren und war geradeswegs in die kurzen Arme des großen, aufrechtstehenden Tieres gefallen. Wie ein Bär packte ihn der „alte Mann", und eines seiner kräftigen Hinterbeine fuhr empor, um das Opfer aufzuschlitzen wie den unglücklichen Hund. Im selben Augenblick sauste der Hauptherdenmann vorbei, seinen Bügel schwingend, und wie von einer Kugel getroffen brach das prächtige Wild zusammen und wälzte sich, noch immer mit dem Vorsteher in den Armen, auf dem Grase umher.

Nun stürzten die Hunde darauf los, und zerfetzt und blutig machte sich der Vorsteher aus der Umarmung frei,

erhob sich — und fluchte. Er fluchte wirklich schön. Er rief die Rache des Himmels herab auf das Känguruh und alle seine Verwandten, selbst bis in das vierte Glied. Er verwünschte des Känguruhs Vorfahren zu den tiefsten Tiefen des Ozeans und wandte sich dann an die umliegende Landschaft. Er sprach sich mißbilligend über die Granitblöcke aus und benahm sich höchst unehrerbietig gegen das Klima. Er schimpfte über die Regierung der Kolonie und die Zuverlässigkeit des Sattlers. Er schwor, den Gaul, der ihn getragen, sofort zu erschießen und verprügelte gewissenhaft alle Hunde, die noch am Leben waren, und den einzigen Neger, der uns gefolgt.

Es war herzerhebend. Und offenbar tat es ihm wohl.

Der Vorsteher sagte, daß Känguruhjagden nur für Neulinge und Stadtgigerl wären, und er für seine Person ginge jetzt nach Hause. Wir sollten uns aber nicht stören lassen. Offenbar gefiele es uns ja. Aber seine Mißstimmung wirkte ansteckend. Nur der Herdenmann lächelte, während er seinen Steigbügelriemen an den Sattel schnallte.

Der Steigbügel-Morgenstern ist eine ebenso einfache wie furchtbare Waffe in den Händen eines geübten Mannes. In einer der Zuckerstädte an der Queenslandküste kam es vor einigen Jahren während eines Rennens zu Ausschreitungen seitens der betrunkenen farbigen Plantagenarbeiter. Diese waren in zehnfacher Übermacht und mit langen Buschmessern und Speeren bewaffnet. Aber die anwesenden Weißen sprangen auf ihre Pferde, lösten den Bügelriemen aus und veranstalteten eine Kavallerieattacke auf die schäumenden Wilden mit glänzendem Ergebnis. Selbst ein Negerschädel widersteht einem solchen Hiebe nicht. Das Bügeleisen ist auch in den schwächsten

Händen eine gefährliche Waffe — selbst bei unseren Frauen.

*

Schweigend ritten wir zum Fluß zurück, wo wir einen Neger mit dem Frühstück zurückgelassen hatten. Das Pferd des Vorstehers war über den Horizont verschwunden. Aber da es immer auf der Station gefüttert wurde (ein besonderer Luxus, den sich der Vorsteher leistete) und seine Krippe nur zu gut kannte, so war Verlust des Sattels nicht zu fürchten. Der Schwarze mußte einfach zu Fuß gehen.

Ingrimmig rannte der Vorsteher seine Sporen in das Pferd des Negers. Und das war sehr nett von ihm, wenn auch nicht sehr diskret. Denn nun konnte ich in Ruhe das Schauspiel eines richtigen, kernigen Buschpferdbockens genießen, ohne selber in Mitleidenschaft gezogen zu werden.

Der australische Sattel ist wie der englische gebaut, hat aber an beiden Seiten unter dem Knopfe Knieschützen. Außerdem reitet man gewöhnlich mit Schwanzriemen. Die Knieschützen gewähren natürlich einen sehr sicheren Sitz; aber was so ein Gaul an Verrenkungen leisten kann, würde den Schlangenmenschen vor Eifersucht rasend machen. Schwanz eingeklemmt und Kopf zwischen den Beinen, den Rücken wie ein Flitzbogen, springt er mit allen Vieren in die Höhe und kommt wieder zu Boden mit einem harten, unnachgiebigen Ruck, der dem Reiter wie ein Erdbeben durch das Rückgrat fährt. Er dreht sich und steigt, sucht die Füße in den Steigbügeln mit den Zähnen zu packen, und wirft sich schließlich in maßloser, schnaubender Wut

auf die Erde. Da heißt es schnell sein und sich seiner Haut wehren.

Wenn die schwere Arbeit der Saison auf der Station vorüber ist, werden die meisten Pferde fürs Jahr laufen gelassen. Wenn man sie dann wieder braucht, sind sie oft ganz verwildert und bocken sich einfach das Fell vom Leibe, ganz abgesehen von Reiter und Sattel. Und wiederum gibt es liebenswürdige Vierfüßler, die den ganzen Tag milde wie ein Lamm einherschreiten und plötzlich, genau um 4 Uhr 25 Min. nachmittags, wenn man halb im Schlafe Schritt dahin bummelt, mit einem Male das Bedürfnis empfinden, auf dem linken Hinterbein zu tanzen. Dieses ist sehr unangenehm.

Der Vorsteher hatte oft behauptet, daß das Pferd des Negers ganz fromm sei, und nur das schweinemäßige Reiten seines geliebten farbigen Bruders verursache alle etwaigen Mißhelligkeiten. Deshalb war es uns interessant, daß nach etwa dreißig Sekunden dieser Luftturnerei der Vorsteher etwa fünf Meter in die Höhe schoß und dann unsanft im mittleren Hintergrunde landete. Lange saß er da und starrte stumm gen Himmel. Inzwischen fingen wir den Gaul, der sich ausgetobt hatte, und dann erhob sich der Gefallene schweigend, bestieg sein Roß wieder schweigend und ritt uns voraus dem Fluß zu, schweigend.

Die englische Sprache langte nicht mehr.

Da kam uns der Neger, den wir zurückgelassen, entgegengesprengt. „Der Fluß kommt runter, Herr, der Fluß kommt runter!" schrie er schon von weitem.

Mit einem Ruck setzte sich die ganze Kavalkade in Bewegung und galoppierte davon. Doch wir waren zu spät. Gerade als wir am Ufer anlangten, stürzte sich mit donnerähnlichem Gepolter eine hohe Wasserwand an uns

vorüber, Bäume und Steine mit sich reißend, und stürmte das Flußbett hinab. Ein wildes Durcheinander von Strudeln und Gischt; eine gelbe, brodelnde Flut, die immer höher stieg; ein Getöse und Geräusche, als ob der Ozean durch eine Düne bräche — die Überschwemmung war ge kommen. Das gewaltige Bett füllte sich bis obenan, und vor uns lag eine taumelnde See, die mit schwindliger Schnelligkeit an uns vorüberschoß.

Der Vorsteher blickte wehmütig auf das wirbelnde Wasser. Dann drehte er sich langsam im Sattel um und sagte, ehrfurchtsvoll seinen Hut hebend: „Gott segne dieses Land!"

Ein paar Stück Vieh trieben an uns vorbei, und auf einem mächtigen Baumstamm ein wilder Hund, zähnefletschend auf und nieder trippelnd, um jedesmal, wenn er das Ende seines Flosses erreicht, die Nase nach oben zu werfen und in ein schauerliches Geheul auszubrechen.

„Wir müssen eben warten und sehen, ob die Flut abnimmt."

„Und wenn sie es nicht tut?"

„Schwimmen!" war die kurze Antwort.

So fanden wir uns denn in das Unabänderliche und beschlossen, zu frühstücken. Der Vorsteher gestand, er sei sehr hungrig geworden. Er hatte aber eben heute seinen unglücklichen Tag. Das Frühstück befand sich zurzeit ungefähr zwanzig Meilen westlich auf dem Wege zum Golf von Carpentaria. Der Neger hatte den Tee unten im Flußbett gekocht, an dem friedlichen kleinen Strom, den wir am Morgen überschritten. Und dann war er erschreckt weggeritten, um uns die Flut zu melden. Organisationstalent gehört nicht zu den Geisteseigenschaften des australischen Ureinwohners.

Der Vorsteher verdrosch den Neger mit sachgemäßer Ruhe, und wir holten unsere Pfeifen hervor, setzten uns und rauchten, zu sagen war ja da nicht viel.

*

Es ist eines der meteorologischen Wunder dieses Landes größter klimatischer Gegensätze, wie plötzlich die gewaltigen durstigen Flußadern sich mit dem wogenden Schwall füllen. Weit oben in den Bergen ist vielleicht ein schwerer Wolkenbruch gefallen, und wie eine solide Mauer stürzt das Wasser dem Tale zu. Frachtwagen, die für die Nacht im Bette an einem Wasserloch ausgespannt haben (denn der Himmel war blau, und die Dürre herrschte ringsumher), werden in wenigen Stunden einige hundert Meilen weiter expediert, Häuser fortgerissen, Vieh und Menschen überrascht und von den heimtückischen Wassern im Schlafe gemordet. Da sind nur äußerste Gegensätze — Darben oder Überfülle. Man verdurstet oder man ertrinkt.

Im Zentrum Australiens gibt es große Flüsse, die überhaupt keine Mündung haben, die sich in der Wüste verlieren, so ganz beiläufig, wie so viele tausend Existenzen dort. Und die Zukunft des Kontinents gründet sich auf eins: die Wasserkonservierung. Jeder Regen, der fällt, wird sofort in das Meer abgeführt oder sickert in totem Sande ein. Und mit Ausnahme der schmalen östlichen Küstenregionen heißt das ganze Vaterunser jedes Australiers: Wasser!

Abgesehen von einigen Strömen im Südosten bilden die Flüsse zur Sommerszeit nur eine Kette von Wasserlöchern, die immer mehr zusammenschrumpfen, bis schließ-

lich die Fische darin mit den Händen gefangen werden können. Unter dem Sande ist gewöhnlich durch Graben auch noch Wasser zu finden; aber es ist nicht leicht, mit einem blechernen Trinkbecher ein fünfzehn Fuß tiefes Loch in den lockeren Sand zu machen. Und über manch solchem immer wieder einfallenden Schacht hat schon ein Nachkomme der Danaiden sein Leben ausge—ge—ge— nun, ich werde sagen, ausge—haucht.

*

Der Mensch ist ein Gewohnheitstier. Er fühlt sich unglücklich, wenn das hergebrachte Frühstück einmal ausfällt. Und wenn es gar Mittag und Abend wird, ohne daß die seit undenklichen Zeiten für diese Stunden bestimmten Mahlzeiten eintreffen, so bemächtigt sich seiner eine gewisse Unruhe. Das ist lediglich die Macht der Gewohnheit.

Wir saßen und lagen im Grase am Rande des Flusses umher und beobachteten gespannt die Wasser. Aber die Wasser stiegen stetig, unerbittlich. Wir hatten unsere Pferde abgesattelt und in Fesselketten gehen lassen und bereiteten uns auf die Nacht vor. Da geschah eine Katastrophe. Unser Tabak ging aus!

Der Buschmann kann jede Entbehrung geduldig ertragen; nur diese nicht. Das geht zu weit. Und wundersam und grausig ist der Ersatz, den er in der Tabaksnot für seine Geliebte, die Frau Nikotin, findet. Tee ist sehr erträglich, wenn auch etwas bitter, und getrocknete Blätter verschiedener Kräuter helfen einem über den Mangel. Das originellste in dieser Richtung jedoch ist wohl eine Mischung von Kurrypulver und getrocknetem Kuhdünger,

die sich ganz vorzüglich raucht. Schafdünger ist etwas zu scharf für meinen Geschmack; aber ich bin eben kein schwerer Raucher.

Noch war die Sonne nicht untergegangen. Und nachdem wir zum siebenten Male unsere Taschen ausgekrempelt, beschlossen wir einstimmig, zu schwimmen. Die Lage war eben sehr ernst geworden, und man durfte unter solchen Umständen schon etwas wagen. Wir fingen also unsere Pferde, sattelten sie und suchten uns dann einen günstigen Platz zum Übersetzen aus.

Ich gestehe, daß mir das ganze Unternehmen etwas unheimlich vorkam. Ich bin ein guter Schwimmer, aber die gärende, kochende Flut vor mir, mit den Baumstümpfen und dem treibenden Kleinholz, flößte mir wenig Vertrauen ein.

„Sind Sie schon mal hier herübergeschwommen?" fragte ich den Hauptherdenmann.

„Ich kann überhaupt nicht schwimmen," teilte der mir mit.

„Wa—as?"

„Nein! Ich halte mich einfach am Schwanz meines Pferdes fest. So geht es schon. Aber nu mal los, ehe es dunkel wird."

Ich biß die Zähne zusammen und trieb meinen schnaubenden Gaul in den Strom. Plötzlich kam ein riesiger alter Baum auf mich losgesegelt. Ich wandte mich nach rechts und erhielt sogleich von hinten einen Stoß in die Rippen, der mich aus dem Sattel ins Wasser warf.

„Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim!"

„Na, na!" mahnte der Vorsteher. „So schlimm brauchen's auch nicht zu fluchen!" Offenbar war er neidisch.

Man schwimmt, mit einer Hand auf dem Sattelknopf und den Zügeln, neben dem Pferde einher, aber auf der Seite, von der der Strom setzt, um nicht verletzt zu werden, falls das Pferd das Gleichgewicht verliert und im Wasser kentert. Das Flußbett, das ja gewöhnlich fünfzig Wochen im Jahre leer ist, trägt einen starken Bestand von Bäumen, meistens Titree (Papierrinde) und Kasuarinen, und gar leicht verwickelt man sich in den Wipfeln, die von den Wirbeln unter der Wasseroberfläche hin und her geschleudert werden. Dann muß man auf das herabkommende Treibholz, oft mit scharfen, lanzenähnlichen Spitzen drohend, aufpassen; und schließlich, wenn man im Mitstrom ist und das jenseitige Ufer pfeilschnell an einem vorüberfliegt, darf man nicht schwindlig werden und die Richtung verlieren.

Mit uns ging alles gut. Selbst der Herdenmann, der ein vorzüglich schwimmendes Pferd besaß, landete in Sicherheit, allerdings drei Meilen von dem Platz, von dem wir absetzten.

Es war bereits dunkel, als wir uns alle wieder versammelt hatten und im Sattel saßen. Und dann ging es heimwärts, naß und kalt und hungrig.

„Känguruhjagden sind verfehlt!“ sagte der Vorsteher. Und diesmal stimmte ich ihm bei.

Gegen zehn Uhr abends kamen wir nach Hause. Die interessanteste Persönlichkeit in unseren Augen war zurzeit Ah-Fau, der chinesische Koch. Ich fühle, daß ich diesen Herrn vorher zu leicht übergangen habe, und möchte ihm nachträglich einige Zeilen widmen.

Ah-Fau rauchte Opium, aber es bekam ihm scheinbar gut. Er war fett, selbst ölig, und sein ganzes Wesen hauchte Zufriedenheit aus (neben anderen untergeordneten Gerüchen). Ah-Fau ist mir immer ein psychologisches Rätsel

geblieben. Sein Antlitz trug einen stumpfen, verlassenen Ausdruck, wie eine Badeanstalt im Winter, und seine Figur schien nach sezessionistischen Mustern gebildet zu sein. Sein langer Zopf, den er durch reichlich eingeflochtenes Roßhaar ergänzte, war in kühnen Ringen um sein rasiertes Haupt drapiert. Seine Anstellung hatte er der Mythe zu verdanken, nach der jeder Chinese notwendigerweise ein Koch sein muß. Schmutzig genug war er dazu.

Er schien keinen besonderen Ehrgeiz zu hegen, außer einmal in China begraben zu werden. Die Gins verehrten ihn abgöttisch. Er schaltete und waltete in seinem kulinarischen Reiche als alleiniger Machthaber, und selbst der Vorsteher konnte ihm nicht imponieren. Ich glaube, sogar das Jüngste Gericht wird keinen besonderen Eindruck auf Ah-Fau machen.

Als wir in das Heiligtum der Küche drangen, fanden wir den Mongolen gerade damit beschäftigt, ein Stück Braten „abzuschrecken". Zu diesem Zwecke nahm er jedesmal einen Schluck Wasser in den Mund und sprühte es kunstgerecht über das zischende Fleisch.

„Macht es gut knusprig!" belehrte er uns. Dann spuckte er in die Hände und begann kleine Klöße als Zugericht zu rollen.

„Das ist noch gar nichts!" bemerkte der Vorsteher auf meine entsetzte Klage. „Sie sind zu verwöhnt für diese Gegend."

Nichtsdestoweniger, Ah-Fau war wirklich sehr unreinlich. —

❀

Ehe es noch an das Branden der Kälber ging, wurde eine Anzahl junger Pferde gefangen, um eingeritten zu

werden. Es gehört ja kaum unter den Titel „Jagd", dieses Eintreiben von ungebrochenen Pferden. Aber ich glaube nicht, daß es in der ganzen Welt einen besseren Sport gibt, als in der Flanke einer Herde flüchtiger „Brumbies" herzujagen, ihre Schwenkungen bald auf der einen und bald auf der anderen Seite abzuschneiden, durch vorsichtiges Reiten und gegenseitige Unterstützung die zähen Tiere mürbe zu machen, sie auf allen möglichen Umwegen in die Nähe der Koppel zu zwängen und sie schließlich mit einem Anlauf durch das mit trichterähnlichen Flügeln versehene Tor in ihr Gefängnis hineinzuwerfen, wo sie zitternd und schnaubend den Boden scharren und mit gesträubter Mähne und lang ausgestrecktem Halse die ungewohnten Zaunpfähle beschnuppern.

Und dann kommt die Arbeit des „Brechens". Eins der Tiere wird abgesondert und in eine benachbarte Koppel getrieben und lassiert. Dann wird es mit einer langen Stange gekitzelt und bestrichen, bis es zu müde ist, um noch zu reagieren. Wutschreiend stürzt es sich auf den Brecher los, so oft der sich zu nähern wagt; aber mit einem geschickten Wurfe hat er die Lose des Lassos um eine Hinterfessel gewunden und das Ende an der Schleife um den Hals befestigt. Nun ist es mit dem Keilen und Bäumen zu Ende, denn jede Bewegung zieht die Halsschlinge zusammen oder bringt das erstaunte Tier zu Fall.

Alle diese Takelage wird aus ungegerbten Fellen gedreht und ist einfach unzerreißbar. Rohhaut gilt überhaupt als Universalmittel gegen alle Schäden und Brüche, die auf einer Viehstation vorkommen. Sei es eine Deichsel oder ein Zaumzügel, ein Sessel oder eine Dachrinne, die der Ausbesserung bedürfen; immer heißt es: nehmen Sie doch ein Stück Rohhaut!

„Ich komme," sagte der rotnäsige Buschpfarrer salbungsvoll, „um das eheliche Band zwischen Herrn James Curran und der Jungfer (?) Kulima zu knüpfen."

Die „Jungfer" Kulima war nämlich eine der Gins auf der Station und der biedere James ein weißer Buschmann, der an der Möglichkeit einer weißen Ehehälfte verzweifelte und sich das mehr oder weniger alleinige Recht auf wenigstens eine Schwarze erwerben wollte. Anderweitig wäre das Monopol zu zersplittert gewesen für seine Eifersucht.

„Gut!" sagte der Vorsteher. „Trinken Sie einen Whisky?"

„Danke — ich muß aber auch eine Bibel haben!"

„Bibel — Knoten — nehmen Sie doch ein Stück Rohhaut!" —

Es ist übrigens im allgemeinen selten, daß der Weiße eine schwarze oder farbige Frau heiratet — standesamtlich. Und wenn es häufiger vorkommt, daß weiße Frauen sich in dieser Weise gegen ihre eigene Rasse vergehen, ist der Grund meist in Opiumsucht oder Trunkenheit zu finden.

Es scheint mir, daß die Grenzwache gegen solche Überschreitungen hauptsächlich die Nase hält. Der Geruchssinn ist einer der mächtigsten Faktoren in Sachen der Geschlechtsanziehung. Die Evolution des Kusses z. B. aus dem Wittern der Tiere, mit dem Nasenreiben asiatischer Völker als Mittelstufe, ist ja bekannt. Und wer je einen Neger gerochen hat, und wenn derselbe noch so reinlich ist, der wird die Rolle der Geruchsnerven in der geschlechtlichen Zuchtwahl verstehen. Die Herren Poeten möchte ich besonders darauf aufmerksam machen, der Nase endlich die ihr zukommende hohe Stellung angedeihen zu lassen und jenen schalen Betrüger, das Herz,

in die äußerste Finsternis des Überbrettls hinauszustoßen. Allerdings reimt sich „Nase" nicht so gefällig. —

Während dieser erfreulichen sozialökonomischen Abhandlung dürfte sich der Brumby etwas beruhigt haben. Ich kehre also mit Zuversicht zu ihm zurück. Er wird gesattelt, gezäumt, und dann schwingt sich der Brecher auf seinen Rücken. Bocken kann er nicht, da er den Fessellasso anhat. Aber beißen tut er und sich hinwerfen und wälzen, bis er sich schließlich, ganz erschöpft, ergeben muß. Nun wird der Rohhautstrick abgenommen, das Tor geöffnet, und hinaus geht es in den Busch. Die freie Welt umher reizt ihn, noch einmal sich gegen seinen Zähmer aufzulehnen. Aber es ist umsonst, und nach einem langen Galopp über die Ebene kehrt er schaumbedeckt zurück, dem Zügel gehorsam. Das meuterische Licht in seinen Augen ist erloschen.

Am nächsten Morgen wiederholt sich die Prozedur. Aber das Schlimmste ist vorüber, und nach einigen Tagen wird er unter gebrochene Pferde in das Zuchtbuch der Station eingetragen. Gebrandet ist er schon als Jährling worden.

Pferde brandet man gewöhnlich nur einmal; aber Vieh, besonders wertvolle Zuchtbullen, werden nach Verkauf an eine andere Station wieder mit der Marke des neuen Besitzers versehen. Und wenn ein solcher Besitzwechsel mehrere Male eintritt, so kann man dem Neuling schon verzeihen, der höchst erregt eines Tages nach Hause kam und von einem außerordentlichen Tiere berichtete, das mit längeren lateinischen Inschriften versehen die Umgegend unsicher mache.

Der Wert der Felle wird durch das Feuerbranden bedeutend beeinträchtigt, und australische Squatter verlieren

jährlich mehrere Millionen Mark dadurch. Viele andere Mittel sind schon versucht worden; aber keins hat sich bewährt. Es werden jetzt Proben mit einer Dampfmarkierungsmethode vorgenommen; aber von Erfolg darf man heute noch nicht reden.

Als die schwere Arbeit der Saison vorbei war, die Kälber gebrandet und die fetten Ochsen nach den Gefrierwerken, die mageren und die alten Kühe nach den Talgfabriken entsandt waren, ging der Vorsteher auf Urlaub an die Küste. Und dann geschah etwas Unerhörtes. Ein Brief kam an, adressiert an den Hauptherdenmann, der den Vorsteher in seiner Abwesenheit vertrat, und kündigte das baldige Eintreffen des hohen Vorgesetzten nebst — Gemahlin an!

„Er hat sich verheiratet," jammerte der Herdenmann, „mit einer wirklichen weißen Dame aus der Stadt." Und er blickte mich vorwurfsvoll an, als ob ich etwas dafür könnte.

„Na, und?"

„Himmel, Hagel, Donnerwetter. Er will sie ja mit sich bringen. Er schreibt, ich sollte die Station in Ordnung bringen und alles für den Empfang bereithalten. Und die Gins sollen Kleider kriegen und —" Da brach er zusammen.

Was die Baulichkeiten betraf, so ließ sich allerdings nicht viel machen. Aber die Gins — ja! Die meisten trugen überhaupt kein nennenswertes Gewand außer einer Kalkpfeife. Einige unter ihnen, die gut reiten konnten und hie und da auf der Station zum Viehtreiben benutzt wurden, besaßen zwar ein Paar lederne Reithosen. Aber ich versicherte dem Herdenmann, daß eine schwarze Dame in weißen Reithosen und sonst nichts der stadterzogenen

Frau Vorsteher noch auffälliger scheinen müßte als in eingeborener Buschtoilette.

Der Herdenmann schüttelte den Kopf, aber ordnete sich meiner umfangreichen Kenntnis gesellschaftlicher Gebräuche unter. Wir beschlossen also, Kleider für die Gins zu schaffen.

*

Und gerade hier fällt mir die Geschichte von dem Führer des Buschpredigers ein. Der neuernannte Seelsorger war ein blutjunger Mann aus England, und er traf unglücklicherweise in seiner Diözese um die geschäftigste Zeit im ganzen Jahre ein. Der Distrikt, den er mit geistlichem Trost zu versorgen hatte, war riesig, und ein Rundbesuch auf allen Stationen nahm Wochen in Anspruch. Aber je weiter er nach Westen reiste, desto unzuverlässiger wurden die Wege, und als er schließlich auf Ulola ankam, sah er sich gezwungen, um einen Führer zu bitten.

Ulola war eine böse Junggesellenstation. Aber der Vorsteher, obwohl er alle seine Leute so nötig brauchte, erbarmte sich des Neulings, und am nächsten Morgen erwartete ein fescher junger Schwarzer den geistlichen Herrn. Mit vielen Dankesbezeugungen ritt der Prediger weiter auf seiner Mission. Der Junge war intelligent und kannte den Busch in- und auswendig.

Doch nachdem der Pfarrer Ulola verlassen, änderte sich plötzlich die Art und Weise, mit der er auf den Stationen empfangen wurde. Man schien ihn und sein heiliges Amt als eine Art Zirkus zu betrachten. Seine Ermahnungen und Ansprachen fanden absolut keinen Anklang. Es schien, als habe er eine scharfe Demarkierungslinie überschritten, die die christliche Bevölkerung von einer

Sippe hoffnungsloser Heiden trennte. Und er verstand die Sache nicht ganz.

An seinem letzten Halteplatze, einem Lager von Viehtreibern, die ihrer Herde einige Tage Rast gönnten, wurde er geradezu offen beleidigt. Er hatte versucht, den Leuten die Sünde des unehelichen Verkehrs mit der schwarzen Weiblichkeit zu Gemüte zu führen, aber sie lachten ihn einfach aus und erklärten rundweg, er solle nur den Mund halten, er sei ein scheinheiliger Quacksalber und viel schlimmer, als sie selber je gewesen.

Entrüstet ritt der arme Mann davon. Der Tag war heiß, und als ihm gegen Mittag eine schöne Lagune unter schattigen Bäumen entgegenblickte, beschloß er, dort sein Lager aufzuschlagen. Das kühle Wasser lockte zum Bade. Bald plätscherte er behaglich in den Wellen.

„Hallo, Timmy, komm doch auch rein!“ rief er seinem schwarzen Führer zu.

Dieser war schnell bereit. Er warf seine Kleider ab — und der Prediger in der Wüste wäre fast ertrunken.

Der Junge, den ihm der Vorsteher von Ulola mitgegeben, war — eine verkleidete Gin!

Es half alles nichts. Das Mädchen war sofort erkannt worden, wo immer der Prediger eingekehrt war. Und schließlich mußte er sich nach Süden versetzen lassen, denn er konnte keine Andacht mehr abhalten, ohne daß die Gemeinde von Lachkrämpfen bedroht wurde.

*

Wir fanden eine Rolle billigen Kattuns, sowie mehrere alte Mehlsäcke, und fertigten mit Hilfe von Packnadeln und Bindfaden und natürlich auch der nützlichen Rohhaut eine Reihe von geschmackvollen Roben an. Sie



fielen etwas eng aus, aber auf solche Kleinigkeiten konnte es in Wrotham Park nicht ankommen. Der Stil war jedenfalls edel; wenn ich mich nicht irre, Empire.

Die Wohnung des Vorstehers, ein Rindenhaus, wurde auch so schön wie möglich gemacht, was ja allerdings nicht viel sagen wollte. Wir brannten einige der umstehenden toten Bäume nieder, die wie gebleichte Gerippe ihre weißen, dürren Äste anklagend gen Himmel hoben, vergifteten eine Anzahl der unmelodischsten Hunde und machten uns anderweitig auf den Einzug des Brautpaares bereit.

Um eine Station herum, und vor allem in den Koppeln, vernichtet man den Baumwuchs, um dadurch den Weidewert des Bodens zu erhöhen. Den Bäumen wird einfach ein Streifen Rinde rings um den Stamm abgeschält, und dann läßt man sie sterben. Mir sind diese großen Ansammlungen von toten Bäumen immer unheimlich gewesen. Wie ein grimmer Protest gegen die Roheit des Menschen recken sich ihre drohenden Gestalten empor, gespensterhaft.

Einen Baum zu fällen, das ist schon recht. Aber ihm hinterlistig die Nahrung zu entziehen, ihm feige die Lebensader abzuschneiden, während oben noch die grünen Blätter fröhlich im Winde flattern, die tändelnden Zweige ahnungslos miteinander spielen — das scheint mir ein häßliches, herzloses Gewerbe zu sein. Am nächsten Tage noch blinkt es frisch und grün von den Ästen; aber wer genau hinsieht, der weiß, daß ein Gefühl unerklärlichen Schreckens schon durch das große Lebewesen gezogen ist. Die Lust, die Ausgelassenheit sind dahin. Eine drückende Angst scheint auf der Krone zu lagern.

Und dann wieder einen Tag später. Jedes Blatt sieht aus wie das schmerzverstellte Gesicht eines Tod-

kranken. Die Stille der Verzweiflung ist in die Seele des Baumes eingezogen. Ein krampfhaftes Zittern nur läuft manchmal den Stamm hinauf und verliert sich in den Ästchen und Stielen. Das ganze Bild atmet stummen Vorwurf gegen den Meuchelmörder.

Wieder ein Tag, und der Baum ist tot. Und dann kommt die langsame Verwesung. Die Blätter fallen ab, und die Rinde schält sich in langen Streifen von dem Holz. Aber man kann doch wenigstens vorbeigehen, ohne schuldbewußt die Augen niederschlagen zu müssen. Denn jetzt endlich ist ja der Baum tot. —

*

Je näher der hohe Tag rückte, desto bedrückter schien der Hauptherdenmann zu werden. Auch sein Untergebener, der zweite Herdenmann, teilte die Unruhe. Ich konnte lange mir nicht klar werden über den Seelenzustand dieser beiden Buschsprößlinge. Endlich aber kam ich hinter das Geheimnis.

Sie fürchteten sich vor der weißen Frau.

Wie eine alte Jungfer, die die Liebe so lange von dem abstrakten Standpunkte der Romantik und der Poesie betrachtet, bis sie sich losgelebt hat von der Wirklichkeit, hatten diese Wüstenkinder ihre ganze Kenntnis des Weibes aus Schauernovellen geschöpft, und die Wirklichkeit traf sie wie ein Schlag auf den Schädel. Es schien ihnen geradezu unmoralisch, eine weiße Frau ihres Nimbus zu berauben und sie wirklich zu heiraten. Sie erröteten bei dem bloßen Gedanken. Eins dieser Märchenwesen auf die materielle Stufe der Alltagsgin herabzuzwängen, war wie eine Lästerung, eine Entheiligung. Und ihr Einsam-

keitsinstinkt wehrte sich krampfhaft gegen die Beteiligung an einem solchen Vorgang.

Wenn der Vorsteher nicht unangemeldet zwei Tage vor dem angesetzten Datum erschienen wäre, glaube ich wirklich, die beiden Herdenmänner hätten ihren Scheck im Stich gelassen und wären fortgelaufen. Aber wie er kam, mußten wir die Gins schnell in ihre neuen Gewänder stopfen, und als die junge Frau aus dem Wagen stieg, empfing sie eine höchst pittoreske Schar von dienstbaren Geistern. Selbst Ah-Fau, wenn er auch seine Alleinherrschaft bedroht sah, hatte sich festlich gekleidet, und sein öliges Haupt schimmerte in allen Regenbogenfarben.

Die Frau des Vorstehers war entzückt von der idyllischen Einfachheit ihres neuen Heims. Und die Gins waren ein besonders großartiger Erfolg.

„Na," fragte der Vorsteher, „wie gefällt Ihnen denn meine Frau?"

Der arme Herdenmann verschwand hinter einer fetten Schwarzen, und über ihre Schulter hinweg erklärte er mit einer linkischen Verbeugung: „Verwünscht gut — eh — ah, saumäßig hübsch!"

Die Frau lachte. „Mein Mann sagt mir, daß all diese Mädchen famos reiten können."

„Ganz verflucht gut können die —! Frauenzimmer reiten! Wollen Sie's mal sehen?"

„Oh ja! ja! bitte!"

„Hallo da! ihr!? — Fanny, Lizzie, fangt euch ein paar Gäule und reitet mal was vor!"

Einige der Pferde in der Koppel hatten sich um die Küche gruppiert und leckten den nackten Erdboden, wo Ah-Fau das Wasser, in dem er Salzfleisch gekocht, auszugießen pflegte. Im Nu hatten zwei beleibte Damen

Zäume ergriffen und sich je eins der Tiere gefangen. Dann, ehe wir es noch hindern konnten, lagen die geschmackvollen, wenn auch etwas engen Gewänder der Zivilisation im Grase, und die schwarzen Schönheiten sausten in Evas Kostüm auf den ungesattelten Pferden in kühnen Schwenkungen um die erstaunte Frau herum.

Der Vorsteher lachte nur. Aber der Hauptherdenmann zog sich eiligst zurück. Abends, als der Vorsteher allein auf der Veranda saß und seine Pfeife rauchte, kamen die beiden Buschmänner und verlangten sofort ausbezahlt zu werden. Den Grund ihrer plötzlichen Unzufriedenheit wollten sie nicht angeben.

Am nächsten Morgen waren sie verschwunden.

Eine Küstenlandschaft.

Wenn es dem Manne schon herzlich schlecht geht in der Abgeschlossenheit des Busches, so leidet eine Frau, die von der Großstadt in die Einsamkeit der Wüste versetzt wird, noch viel mehr. Die eintönige Runde ihrer Pflichten wechselt nie auch um einen Finger breit von der Routine des gestrigen Tages; vor sich, so weit sie sehen kann, erstreckt sich eine schematische Öde, mit keiner Abwechselung, keiner Überraschung. Stunden lassen sich nur nach dem Thermometer unterscheiden: heiß, sehr heiß, verdammt heiß! — ! — ! — ! heiß.

Ohne benachbarte Geschlechtsgenossinnen ist sie lediglich auf den Verkehr ihres Mannes angewiesen, und das soll auch in den zivilisierten Gegenden abstumpfend wirken. Die kleinen Freuden des weiblichen Lebens kennt man dort draußen nicht. Nippsachen und hübsche Kleider verirren sich unter keinen Bedingungen auf eine Station im fernen Westen. Die Alltäglichkeit der Existenz wird vielleicht durch die Regenbogenfarben der ersten Liebe etwas geschminkt, aber solches leichte Zeug hält nicht lange, und bald schabt sich an allen Ecken und Kanten die häßliche Wirklichkeit durch.

Und einen Mann in schmutzigen Reithosen und Schmierstiefeln ohne Strümpfe kann man auch nicht auf ewig in Romantik hüllen.

Das von den Philosophen verachtete Kleingeld des täglichen Umgangs mit Menschen erhält erst in der Einsamkeit seinen wahren Wert. Wir vermissen dort am allermeisten die sogenannten nichtigen Förmlichkeiten des Gesellschaftslebens.

Der Frau des Vorstehers ward die Entbehrung der Luxusartikel ihres früheren Lebens auf die Dauer unerträglich; denn Luxus bedeutet nicht notwendigerweise Verschwendung. Daß sich ihre Bekannten in der Stadt die Hände wuschen, ehe sie sich mit ihr zu Tisch setzten, war auch ein Luxus gewesen, wie sie jetzt mit Erstaunen erkannte. Ihr Mann war mehr wert, das wußte sie, als alle Gigerl in den Straßen Sydneys zusammengenommen; aber manchmal ist eben ein reinlicher Gigerl angenehmer als ein schmutziger Ehemann.

Und da eine Frau ihre Gefühle grundsätzlich nicht analysiert, schob sie ihrem Gatten die Schuld an ihrer Enttäuschung in die Schuhe. Ihr Herz, so glaubte sie, habe sich geirrt. Aber es war nur ihr Geschmack, der beleidigt wurde, nicht ihre Liebe.

Wie das gewöhnlich der Fall ist, sah ich als Zuschauer mehr von der ganzen komischen Tragödie als die Beteiligten. Und schließlich wurde es mir peinlich. Mir war zumute wie einem Hörer, wenn plötzlich der Redner stockt und in Verlegenheit gerät.

Die Sache geht einen ja gar nichts an, aber man übernimmt doch unbewußterweise eine Art Verantwortung für alle Vorgänge, deren Zeuge man ist. Wenn ich vierzehn Tage in einer Stadt wohne, ärgere ich mich unsagbar über die abfällige Meinung eines Fremden und suche eifrigst mein Schutzkind in das beste Licht zu stellen. Es würde mich damals höchst unangenehm berührt haben,

wenn jemand behauptet hätte, daß die tödlichen Sandstürme in der Sahara verwüstender wirken, als die Willywillies in Zentralaustralien.

Zu den unerquicklichen Verhältnissen im Hause des Stationsvorstehers kamen aber auch noch äußere Umstände, die mir das Weitervegetieren auf Wrotham Park unerträglich zu machen begannen. Vom Golf von Carpentaria drang allmählich das Texasfieber, durch Millionen Viehläuse verbreitet, unter den Herden ein und vernichtete Hunderttausende Stück Vieh. Drei Monate nach dem ersten Erscheinen der verderblichen Insekten auf Wrotham Park waren trotz aller Gegenmittel von fünfunddreißigtausend Tieren nur noch ungefähr zweitausend am Leben. Auch Pferde starben, wenn sie nicht regelmäßig mit einer Mischung von Petroleum und Fett bestrichen wurden. Das ganze Land glich, obwohl die Saison vorzüglich war und das grüne Gras überall wogte und jeder Fluß noch rinnendes Wasser enthielt, einem großen Schlachtfeld. Und die Hekatomben rochen nicht sehr angenehm in meinen Nüstern.

Tragödien sind langweilig, wenn sie zu keiner Katastrophe führen. Und ein Trauerspiel in unzähligen Szenen im Hause, ein anderes in nur einem Akte draußen im Freien war etwas zuviel für meine Nerven. Außerdem erhielt ich kein Gehalt.

Natürlich, das veranlaßte mich nicht, meinen Abschied einzureichen.

Ich huldigte der Überzeugung, eine genügende Menge kolonialer Erfahrung eingeheimst zu haben, um einmal auf eigene Faust mein Glück zu versuchen. Allerdings nicht in der edlen Viehzucht. Und so kündigte ich also meinen Vertrag.

„Das ist etwas plötzlich," bemerkte der Stationsvorsteher mit hochgezogenen Augenbrauen.

„Ja, aber Sie können mir dafür drei Monate Gehalt abrechnen!"

„Das hilft mir doch nichts! Sie bekommen ja gar kein Gehalt!"

Er war ganz entrüstet. Für Ironie war er nicht immer zugänglich.

Später, am Abend tat es mir eigentlich leid, daß ich so schroff gewesen war. Von meiner Lagerstätte aus hörte ich den Vorsteher in seinem Zimmer unruhig auf und ab gehen und fluchen, während zwischen zufälligen Pausen, wenn er einem der Hunde in die Rippen trat, das herzbrechende Schluchzen seiner armen Frau vernehmbar wurde.

Ich erhob mich, klopfte meine Pfeife aus und trat ein. Der Vorsteher blieb stehen und starrte mich unwirsch an. Aber ich sah nur das tränenüberströmte Antlitz der Frau, und in mir reifte ein ritterlicher Entschluß.

„Es tut mir leid —" begann ich stotternd.

„Das hilft mir nichts. Was wollen Sie eigentlich?" fuhr mich mein Vorgesetzter an.

Fast wäre ich wieder zu Stahl geworden. Aber ein ermutigendes Lächeln der jungen Frau, das wie ein Sonnenstrahl durch Regenwolken drang, verhinderte den chemischen Prozeß.

Und so fuhr ich unentwegt fort:

„Ich habe mir die Sache mit meinem Fortgehen überlegt. Da Sie" — und ich blickte die Dame des Hauses innig an — „sich meinen Entschluß so sehr zu Herzen zu nehmen scheinen, will ich noch einige Zeit bleiben. Ich — ich — —"

Weiter kam ich nicht. Der Vorsteher brach in ein wüstes Gelächter aus, und seine Frau, nachdem sie mich

noch einige Sekunden ohne Verständnis angesehen, folgte seinem Beispiel, allerdings in einer melodischeren Tonart.

Je mehr diese Leute mich anschauten, desto mehr lachten sie. Ich muß gestehen, daß ein Blick in den billigen Spiegel mir gegenüber allerdings einigen Anlaß zu dieser anderweitig sehr unangebrachten Heiterkeit verriet. Ich sah nicht gerade intelligent aus.

Durch immer wiederkehrende hysterische Lachsalven unterbrochen, klärte man mich endlich über den Grund dieser schimpflichen Farce auf. Ich stürzte in die Dunkelheit hinaus, verfolgt von dem unausstehlichen Gemecker. Lange faßte ich den ganzen Umfang meiner Demütigung nicht. Aber als ich endlich zu mir kam, ahmte ich das Beispiel der beiden Herdenmänner nach, und am nächsten Morgen, als die Sonne aufging, war ich bereits drei Meilen von Wrotham Park auf dem Wege nach Süden.

Nicht über meine Abreise grämte man sich. Ah-Fau, der schmutzige chinesische Koch, hatte gekündigt!

*

Meine beiden Pferde waren ruhig und wohlgenährt. Und so ritt ich denn in den jungen Morgen hinein. Schritt natürlich, doch ungefähr in einer Gangart von fünf Meilen die Stunde. Aber obwohl ich von der Knochenmühle hinter mir auf immer Abschied genommen hatte, obwohl die ganze Welt offen vor mir lag und die Abenteuerlust und die Freiheit mich beseelten, fehlte doch ein Etwas, das man stets im australischen Busch vermißt: das instinktive Gefühl der Lebensfreude, der Dankbarkeit für das bloße Atmen, die nackte, schöne Existenz. In der Luft des herrlichsten australischen Sommertages schwebt nie etwas Be-

rauschendes. Kein Wunder, daß man diesen Mangel durch Rum ersetzt.

Ich freute mich jedoch, daß ich frei war. Ich vergab sogar der Frau des Vorstehers. Sie mußte ja schließlich in Wrotham Park bleiben, auf Jahre vielleicht, und das war Strafe genug.

Wo ich eigentlich hin wollte, wußte ich noch nicht. Wenn man in Australien eine Reise antritt, ist das Ende ganz unabsehbar. Außerdem ist es gleichgültig. Ein Bekannter, der eines Tages von einer Station in Nordqueensland zur nächsten abritt, kam aus Versehen nach sechsmonatiger Wanderung in Westaustralien an. Er hatte die Richtung verpaßt, und umkehren ist langweilig. Zu versäumen hatte man ja doch nichts, und seine ganze Habe trägt man mit sich. Der Zufall ist ein großer Gott dort draußen.

Die gesamte Bevölkerung, auch in den Städten, scheint mehr und mehr unter den Bann einer überschwenglichen Wurschtigkeit zu geraten. Vor einem Richter in Melbourne erschien neulich eine junge Dame, die den Antrag auf Ehescheidung von ihrem Herrn Gemahl stellte.

„Seit vier Jahren habe ich nichts von ihm gesehen", klagte sie.

Beim Verhör stellte es sich heraus, daß sie den Mann eines Tages auf der Straße getroffen und sich mit ihm verabredet, ihn am nächsten Tage zu heiraten (einen Aufruf hat man nicht nötig). Darauf hätten sie ein Zimmer genommen und in Frieden gelebt, bis der Gatte plötzlich nach acht Tagen verschwand, so ganz zufällig. Offenbar war er der Sache müde.

Die Verlassene war auch zu müde, Nachforschungen anzustellen. Sie behandelte die ganze Episode als ein

Alltagsereignis. Ungefähr sechs Monate später traf sie den Flüchtling wieder ganz zufällig auf der Straße. Sie unterhielt sich einige Minuten über das Wetter mit ihm; dann trennten sie sich. Seitdem habe sie nichts von ihm gesehen. Sie wolle jetzt wieder heiraten und beantrage daher die Scheidung.

Auf Befragen konnte sie keinerlei Auskunft über die Verwandten ihres zufälligen Mannes geben oder seine Stellung, seine Herkunft. Er hatte gesagt, er heiße August Schmidt, und das war ihr genügend gewesen.

Und der erstaunte Gerichtshof, der sich über die Verhältnisse dieser müden jungen Dame nicht ganz klar werden konnte, trennte einfach die zufällige Ehe.

Das ist keineswegs ein übertriebener oder auch nur ein alleinstehender Fall.

*

Und nun komme ich auf ein sehr schmerzliches Thema zu sprechen: Die Buschküche. Sie ist klassisch in ihrer Einfachheit. Aber ich bin nie ein Freund der Klassiker gewesen. Auf der Schule fand ich Xenophon schon unverdaulich. Und die Buschküche steht weit über Äschylus.

Salzfleisch, Mehl, Tee, Backpulver und Zucker bilden die Ingredienzien, aus denen die Speisen im Westen hergestellt werden. Das einzige Küchengerät ist ein leichter Blechtopf; das Eßbesteck: ein Blechbecher, das Taschenmesser und die zehn Finger. Es gibt Protzen, die einen Emailleteller und gar einen Löffel mit sich führen. Aber solche Leute sind selten, und ich erwähne ihrer nur, um zu zeigen, daß neuerdings im Busch der Verweichlichung gefrönt wird.

Wenn ich gegen Abend ein Wasserloch erreicht habe, sattle ich die Pferde ab und lasse sie laufen. Dann mache ich ein mächtiges Feuer, packe meine Habseligkeiten aus und richte mich für die Nacht ein. Falls Regen droht oder schwerer Tau, werden ein paar Gurte und Riemen zusammengeschnallt, zwischen zwei Bäumen befestigt, dann das Zelt lose darübergeworfen und am Boden festgeklammert.

Inzwischen hat das Feuer sich ziemlich ausgebrannt und einen Haufen glühender Holzkohlen hinterlassen. Ich rolle ein Stück Schafleder auf dem Boden aus, schütte etwas Mehl darauf, untermische es mit einer Prise Backpulver (doppelkohlensaures Natron und Weinsteinsäure), rühre Wasser hinein, knete es in kleine Kuchen aus und lege diese auf die Kohlen. Nach einigen Minuten ist mein Brot fertig.

Falls man recht viel heiße Asche hat, etwa auf ein altes Lager stößt, bäckt man auch einen ganzen Laib. Da wird der Teig völlig in der Asche vergraben und je nach der Menge in einhalb bis eineinhalb Stunden gebacken.

Wer kein Schafleder zum Mischen besitzt, muß sich eben anderer Aushilfsmittel bedienen. Ein Stück vom Baum getrennter Rinde ist sehr praktisch. Goldsucher (Prospektors) tragen gewöhnlich ein Zinnbecken mit sich, in dem sie nebenbei den metallhaltigen Kies und ihre Hemden waschen.

Ich stieß eines Tages auf ein Lager am Flusse, wo drei oder vier Reisende es sich gemütlich machten und fischten. Man lud mich ein zum Mittagessen. Auf einem Gerüst über dem Feuer hing eine alte Hose, mit dem einen Beinzipfel in einem Topf kochenden Wassers.

„Was macht ihr denn da?“ fragte ich wißbedürftig.

„Oh, einen Plumpudding!“ war die Antwort. „Wir haben nämlich kein Tuch, um den Teig hineinzuwickeln, und da haben wir ihn in das Hosenbein geschnürt.“

Ich nahm mir felsenfest vor, keinen Plumpudding zu essen.

„Donnerwetter, nur haben wir nicht mehr genug Brot. Da muß ich mal gleich“ — die weiteren Äußerungen meines Wirtes verloren sich in den Falten eines sehr schmutzigen Hemdes, das er rasch auszog und auf den Boden ausbreitete. Im Nu hatte er dann ein paar Handvoll Mehl auf den hinteren Zipfel geworfen, und ehe ich mich noch von meinem Erstaunen erholt, war der „Damper“ bereits in den Kohlen, und mein Freund zog sich sein Hemde in aller Gemütsruhe wieder an.

Da fiel mir plötzlich ein, daß ich ein äußerst wichtiges Stelldichein etwa zwanzig Meilen den Fluß hinunter hatte, und floh. Natürlich, damals war ich noch verhältnismäßig ein pedantischer Neuling. Später gewöhnt man sich an solche Kleinigkeiten. . . .

Denn das kommt da zu Lande in den besten Familien vor. Ich wurde eines Sonntags bei einem wohlhabenden Farmer in Viktoria zu Mittag geladen. Während der Suppe fiel dem Jüngling der Löffel auf den Fußboden, und er kroch unter den Tisch, um ihn zu suchen.

Mit hochrotem Kopf tauchte er endlich auf. „Ich weiß, was es heute für süße Speise gibt!“ rief er triumphierend.

„Na, und?“ fragte ich nachsichtig lächelnd.

„Plumpudding!“ behauptete der Kleine auf das bestimmteste.

„Wie weißt du denn das?“

Er machte sich eifrig an seine Suppe, nachdem

er den Löffel sorgfältig auf meinen Beinkleidern abgewischt hatte.

„Mama hat nur einen Strumpf an", bemerkte er in einem Ton, der jeden Widerspruch ausschloß.

*

Wie gesagt, das Brot ist fertig. Habe ich das Glück, ein Stück frisches Fleisch auf der letzten Station erhalten zu haben (aber man schlachtet gewöhnlich nur alle sechs Wochen auf einer Viehstation), so wird es ebenfalls auf den Kohlen geröstet. Anderenfalls esse ich Salzfleisch, das ich nach dem Abendbrot aufs Feuer hänge und die Nacht hindurch schmoren lasse.

Ich brauche nur noch Tee. Der Topf kocht, eine Handvoll der schwarzen Blätter wird hineingeworfen; dann folgt eine Handvoll Zucker — und das Mahl ist bereit. Es gibt Schlemmer, die kondensierte Milch führen. Aber die sind selten.

Der Verbrauch von Tee in Australien, in den Städten sowohl wie im Busch, ist ungeheuer. Wenn ich Statistiken nicht geradezu haßte (das Gefühl beruht auf Gegenseitigkeit), würde ich schier unglaubliche Ziffern anführen können. Morgens, mittags und abends wird Tee getrunken, schwarz wie die Nacht und durch langes Auslaugen so tanninverbittert, daß selbst ein Doppelquantum Zucker den Geschmack nicht verbergen kann.

Den Neuling mutet es sonderbar an, selbst in den größeren Tropenhotels sein Rindfleisch, Kartoffeln und Kohl mit einer Tasse süßen Tees hinunterspülen zu müssen. Aber bald gewöhnt er sich so an das Nervenreizmittel, daß er ohne dieses nicht mehr leben kann. Er trinkt das Zeug

literweise, und abends im Busch braut er sich eine Extraportion, nippt die ganze Nacht hindurch und raucht schweren amerikanischen Tabak dazu. Und dann wundert er sich, wenn er an Nervenzerrüttung leidet.

Ehe man morgens aufbricht, wird das Feuer sorgfältig ausgelöscht. Vor allem während der regenlosen Monate hält der Herdenmann stets Ausschau nach verdächtigen Rauchwolken am Horizont oder während der Dunkelheit nach dem drohenden roten Widerschein am Himmel, der ihm sagt, daß wieder einmal ein nachlässig weggeworfenes Zündholz oder ein verwehter Funke das Gras in Brand gesetzt. Mitten in der Nacht geht es dann manchmal zu Pferde, um das Feuer zu bekämpfen. In rasendem Lauf wälzt sich das Flammenmeer vor dem Winde her, stetig sich ausbreitend, geängstigte Tiere vor sich hertreibend, alle Vegetation vernichtend.

Löschen ist oft eine Unmöglichkeit. Man steckt Gegenfeuer an, versperrt den Flammen den Weg und drängt es vielleicht auf diese Weise in ein Flußbett hinein. Oder wenn man nahe genug an die Angriffslinie des roten Teufels herankommen kann, wo das Gras etwas spärlich wächst, oder wenn der Wind einmal Atem holt, schlägt man die Flammen mit grünen Zweigen aus oder breitet nasse Säcke darüber. Tagelang kämpft man oft gegen die Gefahr und kehrt todmüde, versengt und schwarz nach Hause zurück, nur um zu entdecken, daß ein glühender Baumstumpf, der übersehen wurde, das Feuer wieder entzündet.

Schlimmer noch steht es mit Waldbränden im Süden, wo große Holzbestände alle Löschversuche unmöglich machen, wo viele Menschen und unzählige Tiere ihr Leben verlieren, wo ganze Niederlassungen ausgebrannt

werden und Hunderte Morgen Mais und Getreide den Flammen zum Opfer fallen. Wer nie einer solchen Katastrophe beigewohnt, dem ist es schlechterdings unbegreiflich, wie diese weiten Strecken saftig grünen Baumwuchses überhaupt Feuer fangen können. Der hohe Ölgehalt der Eukalyptusarten ist wohl zum Teil an dieser auffallenden Brennbarkeit schuld.

Mutwillige Brandstiftung ist sehr selten. Aber natürlich — vorkommen tut so etwas auch. Während des großen Schafschererstreiks anfangs der Neunziger, der in eine kleine Revolution auszuarten drohte, bedienten sich die Ausständigen vielfach dieser Waffe.

„Gott sei Dank!" rief ein erbitterter Ranchbesitzer. „Noch gibt es Zuchthäuser und Gefängnisse."

„Ja wohl," war die liebenswürdige Antwort — „und Streichholzfabriken!"

Doch einen Brandstifter, der einfach Feuer anlegt, kann man gewöhnlich fassen, indem man seinen Spuren folgt, ehe er einen zu großen Vorsprung gewonnen hat. Da gibt es aber andere Mittel. Eine mit Wasser gefüllte Flasche wird so kunstvoll neben einen Haufen trockenen Zunders gestellt, daß am nächsten Tage zu einer gewissen Stunde die konzentrierten Sonnenstrahlen das übrige tun. Probatum est!

In den großen baumlosen Ebenen des Westens ist der Reisende oft in Verlegenheit um sein Brennholz. Dünger ist brauchbar, aber langsam. Erzählte da einmal vor Gericht ein wegen Brandstiftung angeklagter Buschlateiner, daß er keineswegs cum dolo gehandelt habe, sondern lediglich auf eine ganz großartige Idee verfallen sei. Er habe das Gras angesteckt und den Kochtopf über die Flammen gehalten, das wandernde Feuer verfolgend.

Aber es war ein windiger Tag. Immer schneller eilten die Flammen dahin, bis der Erfinder im vollsten Galopp hinterher rasen mußte. Sein Atem verging ihm fast, seine Schuhsohlen begannen zu glühen, er war bereits vier Meilen gelaufen; da endlich kochte das Wasser.

Freudig griff er in die Tasche — und fand, daß er den Tee im Lager vergessen hatte!

Es tut mir leid, daß der hohe Gerichtshof dieser Erzählung nur mit höchstem Mißtrauen gegenübertrat. Der Mann verdiente ein besseres Geschick, als drei Jahre Gefängnis, wenn auch nur seiner vorzüglichen Kleinmalerei wegen.

*

Auch auf der Landstraße gibt es Standesunterschiede. Der Reisende mit Pack- und Sattelpferd blickt auf den Mann mit nur einem Gaul herab, und dieser wiederum kennt den Fußgänger nicht, der sein Bündel auf seinen eigenen Schultern trägt.

Auf Schusters Rappen reitet aber doch die Mehrzahl der Wanderer des Westens. Mit dem Wassersack in einer Hand, den Teetopf in der anderen (und im Teetopf manchmal ein junger Hund, der die Mühsal und Hitze des langen Tages noch nicht ertragen kann), schreitet der Einsame auf seinem langen Wege daher. Wenn sich zwei dieser Ritter des Bündels treffen, gibt es eine lebhafte Unterhaltung, die gewöhnlich mit der Frage beginnt, ob der andere zufällig ein Stück Tabak bei sich habe, und mit einem genauen Wegplane endet. Dieser Wegplan beschäftigt sich nicht so sehr mit der Geographie des Landes als einer nützlichen Beschreibung der verschiedenen benachbarten Stationsvorsteher und ihrer Köche.

„Brown in Abolada, der gibt nur eine Handvoll Mehl und ein Stück Fleisch. Aber der alte Jones auf der nächsten Station, das ist ein guter Kerl. Bei dem brauchst du nur tüchtig auf die Regierung zu schimpfen, und du kriegst, was du nur haben willst."

Wohlgemerkt, diese Leute sind keine gewerbsmäßigen Bettler. Aber sie sind eben während der Arbeitssuche von der Gastfreundschaft der Stationen abhängig. Kein Wunder, daß ein solches Dasein allmählich eine Zunft von Landstreichern heranzieht, die nichts auf der Welt als die Arbeit fürchten.

Zwischen all diesen Leuten besteht eine Art Geheimbund, den die Sympathie des Unglücks geschaffen hat. Sie helfen einander, wo und wie sie können, sie tauschen Erfahrungen aus und geben sich gute Ratschläge. Sie rekrutieren sich aus aller Herren Ländern und allen Gesellschaftskreisen, aber das Bündel auf dem Rücken macht sie alle zu Brüdern. Ungezählt sind die Kniffe, sich Nahrung und Tabak zu verschaffen. Den Reitern, den Kapitalisten der Heerstraße, schenken die Stationen nichts. So schlägt der sparsame Mann denn einfach sein Lager diesseits der Station auf, läßt seine Pferde laufen, nimmt sich irgendein Bündel auf den Rücken und kommt als Fußgänger an. Wenn er dann am nächsten Morgen hoch zu Roß vorbeireitet, flucht der Stationsvorsteher natürlich nicht wenig; aber helfen tut ihm das nicht viel.

Schließlich ist mancher Reiter ebenso arm wie der ärmste Bündelträger. Und wenn er seine Pferde verkauft, so gibt ihm die Station nur ein Zehntel vielleicht ihres Wertes, und sein Sattelzeug, sowie den größten Teil seiner Habe muß er dann auch zu Schleuderpreisen los werden, weil er sie nicht weiterschleppen kann.



Pferdediebstahl ist ein schwer geahndetes Verbrechen im Busch. Und es ist auch verhältnismäßig selten. Da alle Tiere gebrandet und meist noch dazu numeriert sind, ist die Identität eines jeden trotz der starken Pferdezucht und der gewaltigen Ausdehnung des unbewohnten Weide- und Wüstenlandes besser gewahrt als die der Menschen.

Jede Station hat ihre bei der Regierung eingetragene Brandmarke, die in Queensland z. B. aus zwei Buchstaben und einer Ziffer besteht. Wrotham Park führte W 5 P, wenn ich nicht irre. Dazu erhält ein Pferd eine zweite laufende Nummer, die im Zuchtbuch eingetragen wird, während Vieh nur die Jahreszahl seiner Geburt aufgebrannt erhält. Geht daher ein Pferd verloren, so benachrichtigt man die Polizei, und in kurzer Zeit wird überall im Lande nach einem braunen Wallach, fünf Jahre alt, W 5 P Nr. 897 Ausschau gehalten. Und wehe dem Mann, der ohne Quittung auf dem Gaul gefunden wird.

*

Durch den Zufall geleitet und vielleicht von einer unbewußten Sehnsucht nach dem „großen Wasser" getrieben, schwenkte ich nach Südosten ab. Wochenlang ging die Reise durch dieselbe eintönige Parklandschaft des großen Hochplateaus, das von der Wasserscheide, die parallel der Ostküste läuft, langsam nach innen, in das wüste Zentrum Australiens abfällt.

Der ganze Erdteil gleicht einem gewaltigen Krater. Untrügliche geologische Merkmale deuten darauf hin, daß das Innere einst ein großes Meeresbecken gewesen ist. Seemuscheln und Versteinerungen von Meertieren findet man in Menge, sowie gewaltige Salzablagerungen und die

flachen Salzseen, welche wohl die letzten Überbleibsel des einstigen Ozeans darstellen.

Sobald man die östliche Wasserscheide überschritten hat und den steil zur Küste abfallenden Bergketten hinab folgt, ändert sich auch die Landschaft wie auf Zauberwort. Der Baumwuchs wird dichter, ja er artet an manchen Stellen sogar in Urwald und Dschungeln aus; das Gras ist grüner, wenn auch nicht so zuträglich für das Vieh; das Klima beginnt schwüler und drückender zu werden, und endlich trifft man auch hie und da eine Palme — man merkt, daß man in den Tropen ist.

Der Regenfall über dem schmalen Streifen zwischen der Wasserscheide und dem Meere ist ausgezeichnet, zum Teil sogar, z. B. in Cairns und am Johnstone, übermäßig. Die hohe Gebirgswand fängt eben die Wolken und Niederschläge auf, die vom Stillen Meer hereintreiben, und schließt das segenspendende Naß von dem Innern aus. Wie ein gefangener Riese lechzt das gemarterte Herz Australiens hinter den unerbittlichen Kerkerwänden der Küstengebirge. (Ich bitte dieses schöne Gleichnis ganz besonders vor Nachdruck zu schützen.)

Ich kann nicht gerade behaupten, daß solche poetischen Gedanken mich bewegten, als ich den Herbertfluß hinab dem Meere entgegenritt. Ich hatte vollauf zu tun, meinen Weg nicht zu verlieren, denn Chausseen und Wegweiser gibt es im Busch nicht, und abseits der größten Verkehrsstraßen leitet nur ein mehr oder minder deutlicher Saumpfad den Reisenden zu seinem Ziele — wenn er ein Ziel hat.

Die einfachste Methode, einen Weg zu machen, besteht aus einem Mann und einem Tomahawk. Hie und da in gewissen Abständen wird ein Einschnitt in einen

Baumstamm gehackt, und an diesen Merkzeichen tastet man sich entlang. Meistens jedoch hat man sich auf die verworrenen Landkarten, die einem der Buschmann mit dem Finger in den Staub zeichnet, oder seinen eigenen Ortsinstinkt zu verlassen. Und solange man Wasser nicht verfehlt, schadet es nicht viel, wenn man sich wirklich auch mal verirrt.

Dieser selbige Pfadfinderinstinkt ist eine Gabe Gottes, die sehr ungleichmäßig verliehen ist. Manche Menschen können sich nicht verlieren, wenn sie es versuchen würden. Andere wieder werden „gebuscht", wie der technische Ausdruck lautet, in einer Tausend-Morgen-Koppel. Aber wunderbarerweise wandern alle, die vom Wege und der Richtung abgekommen sind, in Kreisen von größerem oder kleinerem Durchmesser umher.

Auf den waldlosen Ebenen ist man dann gewöhnlich verloren. Dutzende von Männern werden jedes Jahr verdurstet in der Wildnis gefunden. Wo es aber Bäume gibt, kann man sich, wenn man den Kopf und den Mut nicht verliert, aus dem Labyrinth herauspeilen. Man sucht sich die wahrscheinlichste Richtung aus (die natürlich die allerschlechteste ist), nimmt dann die entgegengesetzte und beginnt wie ein Vermesser eine gerade Linie von Bäumen zu visieren und durch Einschnitte auszulegen. Irgendwo und irgendwann muß man auf diese Weise auf einen Weg stoßen, und selbst australische Wege führen gewöhnlich zu etwas; oder doch auf ein Bachbett, das man stromabwärts verfolgt. Denn selbst in manchen australischen Flüssen gibt es hie und da ein wenig Wasser. Natürlich nicht in allen.

Ein Neuling, der sich auch verirrt hatte, benutzte Streifen, die er aus seinen Taschentüchern herausriß und

um die Bäume band. Als die Taschentücher ausgingen, marschierte er einfach zurück und sammelte ein paar Meilen gebrauchter Streifen, um sie wieder weiterhin zu benutzen. Er kam auch glücklich aus der Klemme.

„Das war ein ganz geschickter Buschmann," erlaubte ich mir zu bemerken. „Wie wissen Sie denn, daß es ein Neuling war?"

„Sonst hätte er doch keine Taschentücher gehabt", sagte mein Gewährsmann.

*

Endlich das Meer! Von ferne schon sah ich es glitzern wie einen blauen Spiegel, und mein vertrocknetes Auge badete sich in der kühlen Flut. Aber ich bewies meine Charakterstärke, indem ich es vermied, die Katabasis zu zitieren.

In der Küstenstadt Ingham machte ich die Bekanntschaft einer anderen Stapelindustrie Australiens. Eingekeilt in ein Dreieck von hohen Bergen bildet das Delta des Herbertflusses eine der fruchtbarsten Küstenflächen des Nordostens. Ingham liegt nur wenige Fuß über dem Meeresspiegel, und wenn gelegentlich Springflut und Flußüberschwemmung zusammentreffen, dann liegt es sogar einige Fuß unter dem genannten Strich.

Auch die alle Tage wiederkehrende gemeine Wald- und Wiesenflut dringt tief in das Land ein und hinterläßt dabei beträchtliche Mengen kleiner Fische. In dem feuchtwarmen Klima wirkt eine solche Ablagerung sehr auffallend auf die Geruchsnerven, wie zuträglich sie auch dem Boden sein mag. Die Luft, die man atmet, scheint manchmal reichlich genug gedüngt zu sein, um Kürbisse darin zu pflanzen.

Vom landschaftlich künstlerischen Standpunkte aus ist Ingham, wenn man sich die Nase zuhält und auf Eis unter einem Moskitonetz sitzt, entzückend schön. Ich erinnere mich eines Abends, wie der kleine Küstendampfer nach Townsville die Landungsstelle verließ, gerade als die Sonne unterging. Die violetten Bergketten hoben sich scharf ab gegen den Purpur des Westens, und im Vordergrunde atmete die weite Ebene, mit einem wogenden, goldgrün schimmernden Meere von Zuckerrohr bedeckt. Hie und da ragte eine dunklere Insel grotesker Schraubenpalmen hervor. Aus den Plantagen klangen, durch Entfernung geheimnisvoll herabgestimmt, die Gesänge der feiernden Kanaken und Malaien.

„Wie süß!“ hauchte die kleine, bleichsüchtige Lehrerin, die neben mir über die Reling lehnte.

„Das kann ja auch gar nicht anders sein,“ antwortete ich träumerisch, „wo so viel Zucker wächst!“

Im übrigen ist Ingham nicht anziehend. Die übliche breite, staubige Straße, die üblichen Wellblechhäuser, die üblichen Ziegen und die üblichen Kneipen.

Der Gastwirt einer Küstenstadt unterscheidet sich im allgemeinen vorteilhaft von seinem Kollegen im Busch. Er gibt wenigstens manchmal Gemüse als Zulage zu dem ewigen Salzfleisch, und er besitzt auch einige Fremdenzimmer. Aber er verdient auch weniger. Er gewöhnt sich nach und nach denselben vagen, hoffnungslosen Blick an, denselben stumm duldenden, blöden Ausdruck, der sich in den Mienen der Bummler spiegelt, welche auf der Veranda sitzen und auf einen Schnapsspender warten. In seiner ganzen Haltung liegt eine träumerisch dumme Abgespanntheit; selbst seine Hosen hängen in müden Falten herab.

Er steht gewöhnlich mit den Händen in den Taschen vor der Tür und wartet. Der Fremde wandelt die Straße herab. Der Wirt wittert seine Beute. Seine Haltung wird strammer, sein Antlitz verklärt sich mit einem Lächeln der Hoffnungsfreudigkeit, das immer stärker wird, je näher der zögernde Fremde kommt. Um es wissenschaftlich auszudrücken, die Freude des Wirtes auf seinen Verdienst und die Angst des Fremdlings vor seiner eigenen Schwäche stehen in umgekehrtem Verhältnis zum Quadrate ihrer gegenseitigen Entfernung.

Mit einem aus Verzweiflung geborenen Mut schreitet der Fremde an der Schenke vorüber, und langsam verzerren sich die Züge des enttäuschten Schnapsbrauers. Erstaunen, sich gegen das Unglaubliche sträubende Überzeugung, Zorn, Schmerz und endlich milde Wehmut folgen einander wie Bilder einer magischen Laterne, je weiter sich der Fremde entfernt; und langsam verfällt der Gesichtsausdruck wieder in seine stumpfen Alltagslinien, nach dem oben erwähnten astronomischen Gesetze.

Aber schon sieht der Fremde ein zweites Trinklokal und einen zweiten Wirt vor der Türe, dessen Antlitz eben die Morgenröte der jungen Erwartung zu färben beginnt. Das stumme, aber herzzerbrechende Schauspiel wiederholt sich. Wenn der Fremde einen Kiesel in seiner Brust trägt, hält er es fünf bis sechs Kneipen lang aus. Ich fiel schon nach der dritten.

„Ich möchte ein Glas Kognak haben!" rief ich, als ich eintrat.

„Gibt's nicht," sagte der Herr des Hauses, ohne die Hände aus den Taschen oder die Pfeife aus dem Munde zu nehmen.

„Na, dann etwas Whisky!"

Der Wirt schüttelte den Kopf.

„Genever!"

Diesmal erhielt ich überhaupt keine Antwort.

„Was haben Sie denn eigentlich?"

„Rum!"

Und Rum war es! Ich verfluchte das Zeug, verbrannte mir die Zunge und zahlte. Der Wirt zog eine Hand aus der Tasche, goß den Rest meines Glases in die Flasche zurück und nahm seinen Posten an der Tür wieder ein.

*

Eine der unangenehmsten Sitten in Australien ist das „shouting", die Aufforderung zum Trinken. Es geht so weit, daß man in einer kleinen Stadt anständigerweise nie seinen Durst allein löschen darf; das unerbittliche Herkommen schreibt vor, entweder irgendeinen Bekannten oder den ersten besten Unbekannten einzuladen, sich an der Liquidation zu beteiligen. Kein Geschäft wird ohne Whisky abgeschlossen. Wenn man bei einem Schneider ein Paar Hosen kauft, müssen sie erst begossen werden. Wenn man sich verheiratet, läßt man die Braut an der Ecke stehen und geht erst mit dem Standesbeamten an die Bar. In vielen Fällen nimmt man auch die Braut mit. Aber dafür gibt es keine feste Regel.

Übrigens liegt mir gerade ein kleines Dokument vor, das ich aufgehoben habe, weil es eine ganze Predigt in drei Zeilen bedeutet. Es ist eine Quittung und stammt von einem Queensland-Schankwirt, der zugleich eine Tischlerei besitzt:

An Erfrischungen	. . .	63,50
„ 1 Sarg	. . . . . .	50,—
	Sa.	113,50

Betrag dankend erhalten.

Erst Rum — dann 'rum!

Die Temperenzler arbeiten natürlich mit Leibeskräften, aber wenig Erfolg gegen dieses Übel. Ihr wohlgemeintes Vorgehen scheitert eben an ihrer eigenen Unmäßigkeit.

In Dunedin, einer bedeutenden Stadt Neuseelands, wo man den Verkauf und Gebrauch alles Alkohols verboten hatte, wurde ich einmal bei einer Familie gastlich aufgenommen. Bei Tisch wurde mir feierlichst eröffnet, daß es nichts Stärkeres als Tee im Hause zu trinken gäbe. Ich ertrug die Mitteilung mit männlichem Mute. Aber abends lud mich der Vater ein, das Haus zu besichtigen, und nachdem er mich vereidigt hatte, zog er aus einer verborgenen Ecke eine Flasche Whisky hervor, und wir stärkten uns. Später bat mich die Mutter, doch einmal ihren Hühnerhof zu besuchen, und nachdem mir wieder einmal die allergrößte Verschwiegenheit auferlegt, kam eine Flasche Gin aus dem Brutkasten zum Vorschein, und wir stärkten uns. Beim Zubettegehen geleiteten mich die beiden Söhne auf ihr Schlafzimmer, und noch einmal wußte ich mir durch einen eindrucksvollen Schwur das gänzliche Vertrauen der biederen Temperenzler zu erwerben. So kam denn eine dritte Flasche, diesmal Rum, an das Licht, und wir stärkten uns mehrere Male. So ging es in jedem Dunedinhause zu.

Ein eifriger Apostel des kalten Wassers erzählte einst in einer nördlichen Buschstadt seinen Zuhörern die Geschichte seines eigenen Lebens. „In dem großen Geschäft, dessen Direktor ich jetzt bin, hatte ich Vordermänner, die dem Alkohol frönten. Und sie gingen alle unter, der eine am Delirium, der andere an Schulden, der dritte an Unfähigkeit, bis ich obenauf stand.“

„Was also", rief er begeistert, „hat mir meine jetzige Stellung verschafft?"

„Der Schnaps!" lautete die einmütige Antwort.

Außer den Kneipen bilden die Bankfilialen, einige Läden, viele Kirchen und die Kunstschule den Kern einer kleinen Stadt.

Den Predigern in solch kleinen Gemeinden geht es gewöhnlich finanziell sehr schlecht, und wenn sie schließlich unter der chronischen Hungerkur niederbrechen, werden sie Versicherungsagenten, Journalisten oder gar Politiker. Ich nehme natürlich die englische Landeskirche und die katholische Geistlichkeit aus, bei denen das Pfarramt einen Lebensberuf bedeutet und einer hohen Vorbildung bedarf.

Auch anderweitig haben es die Herren vom schwarzen Rock nicht leicht. Ein junger Pastor der Baptisten besuchte eines Tages die mit sechs Kindern gesegnete Familie eines Farmers und begann den Eltern gehörig den Text zu lesen, weil keiner der Sprößlinge getauft war. Der Vater hörte aufmerksam zu, und nach längerem Zögern schlug er ein kleines Geschäft vor; der Pastor solle die Kinder taufen und dafür einen ausgedienten Karrengaul in Tausch nehmen.

Der Pfarrer, ein eifriger und warmherziger Mann, schlug lächelnd ein.

„Aber — da ist noch etwas anderes!" bemerkte der Farmer, dessen ausgeprägter Geschäftssinn keine Gelegenheit zum Handeln vorübergehen lassen konnte. „Das Pferd ist ein sehr gutes Pferd. Ich sage Ihnen, das Pferd hat ein Pedigree!" und er rollte seine Augen in Verzückung.

Der Pastor lachte. „Das will ich schon mal glauben," sagte er mit einem etwas zweifelhaften Blick auf das Ge-

rippe, welches sich lebensmüde an den Zaun lehnte und die Nase gedankenvoll auf den Boden stützte.

„Wissen Sie, Ehrwürden, ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Ich gebe Ihnen noch einen Halfter zu, dann trauen Sie mich und meine Frau auch gleich. Es geht ja alles in einem hin.“

Der Seelsorger schlug entsetzt die Hände zusammen. „Sie — sind — nicht — verheiratet?“ stammelte er Und dann, in gerechtem Zorn, begann er eine Vorlesung über die Unsittlichkeit eines solchen Verhältnisses.

Da kam er aber bei der Frau an die Unrechte. Die Arme in die Hüften gestemmt, das Kinn in die Höhe, die Augen trotzig herausfordernd auf den Geistlichen gerichtet, trat sie hervor.

„Was sagen Sie da? Unanständig? Gemein? — Ich möchte Ihnen hiermit die Mitteilung machen, daß wir sogar eine sehr anständige Familie sind. Mein Mann und ich sind verlobt!“ —

Die Kunstschule ist der Mittelpunkt der geistigen Kultur und verborgt Kolportageromane. Es ist eine Art Gesellschaftshaus und dient zu vielen verschiedenen Zwecken. Wie verschieden diese Zwecke sind, mag das folgende Programm, das ich einer kleinen Zeitung in Südaustralien entnehme, beweisen:

„Sonnabend nachmittag: Versammlung der Hoffnungsbande, mit Gebet. Abend: Faustkampf. Sonntag morgen: Predigt. Nachmittag: Sonntagsschule. Abend: Heilsarmee, große Halleluja-Versammlung. Montag morgen: Handelskammer. Nachmittag: Der lokale Jockei-Klub. Abend: Methodistischer Teeabend.“ — Etwas gemischt!

*



Der Zuckerbau Australiens beschränkt sich auf die Ostküste und ist zum größten Teil monopolisiert. Die Regierung hat zwar große Summen zum Bau von Staatsfabriken ausgegeben, die sie für Farmer errichtet und deren Land sie dagegen in Pfand genommen hat, aber den Markt beherrscht doch eine Privatgesellschaft. In Ingham z. B. ist sie souverän. Und die Pächter und kleinen Bauern, die fast alle ohne Kapital auf Darlehen angesiedelt wurden, sind völlig von ihr abhängig.

Ich habe nicht die Absicht, mich hier auf eine Abhandlung über den Rohrbau einzulassen. Darüber klären Fachschriften auf. Aber ich glaube, daß der Industrie eine große Zukunft bevorsteht, weil der östliche und gegen die Außenwelt geschützte Markt ansehnlich und in steter Zunahme begriffen ist. Dabei ißt der Australier dreiundvierzig Kilogramm Zucker das Jahr. Mit Rüben hat man es in Viktoria auch versucht, ist aber trotz aller Staatsunterstützung bedenklich dabei hereingefallen.

In Queensland wird auch eine Menge Rum hergestellt. Aber der wird ebenfalls an Ort und Stelle verbraucht. Ein zweites Nebenerzeugnis bildet Eßsirup. Der Pachtfarmer lebt hauptsächlich von Brot und Sirup, wenn man den Nährwert der Ameisen, die gewöhnlich zu Tausenden in dem goldigen Schmierstoff Selbstmord begehen, außer Betracht läßt. Denn der Pachtfarmer lebt einfach, manchmal sogar geizig.

Ich aß einmal zu Abend bei einer der um Ingham angesiedelten Familien.

„Sie werden einen Augenblick auf den Sirup warten müssen", erklärte mir der Gastgeber mit verbindlicher Miene.

„Ah, Sie lassen ihn wohl kaltstellen!“ Draußen voltigierte nämlich das Thermometer in der höheren Mathematik umher.

„Nein,“ schrie das „Enfant terrible“, „Mama hat den Topf aufs Feuer gesetzt, daß der Sirup dünn wird und wir nicht so viel aufs Brot schmieren können.“

Hinter der Zuckerindustrie jedoch steht das Gespenst der farbigen Einwanderung.

Tausende von Chinesen, Afghanen, Hindus und sonstigen gemischten Nationalitäten sind zwar auch auf anderen Gebieten der Arbeit in Australien vertreten. Aber die Zuckerindustrie behauptet, von der Einführung billiger Sklaven abhängig zu sein. In einem Klima, wo Thermometer und Hygrometer um die Wette eifern, eine orchideenfreundliche Temperatur festzustellen, könne ein Weißer nicht ohne erhebliche Gesundheitsschädigung mit der Muskel arbeiten. Die Ausschließung von Kanaken, eine der ersten Maßregeln der neuen Föderation, würde daher den ganzen Zuckerbau vernichten.

Erstens ist es nicht wahr, daß der Weiße unfähig ist, die Felder des tropischen Queenslandes zu bestellen. Im Gegenteil — er leistet sogar mehr als der Kanake oder der Papuaner. Aber er verlangt auch höhere Bezahlung; und das würde die Einnahme der Gesellschaft vermindern. Der kleine Farmer z. B. arbeitet gewöhnlich ohne fremde Hilfe, pflügt und pflanzt selbst, und es bekommt ihm gesundheitlich nicht schlecht. Nur sein Geldbeutel leidet oft an der Schwindsucht.

Aber ganz abgesehen davon: die Masseneinfuhr billiger und tiefstehender Arbeitskräfte würde unglücklich auf die nationalökonomischen Verhältnisse des jungen Landes wirken und vor allem von dem Standpunkt der

Rasse ein geradezu verdammenswertes Verbrechen sein. Sie würde ein verweichlichtes, energieloses Mischvolk hervorrufen, wie man es in Südamerika findet — mit dem Unterschiede, daß die Mischung in einem weit großartigeren Maßstabe vor sich gehen würde und der Australier des nächsten Jahrhunderts sich eines genealogischen Stammbaumes erfreuen dürfte, der selbst dem sorgfältigsten Anthropologen ein unlösbarer Rösselsprung bleiben müßte.

Denn schon jetzt kann man an einzelnen Stellen alle Farben der Welt vertreten sehen — mit Mischstufen. In der Umgegend von Ingham begegnet man Polynesiern, Papuanern, Salomoinsulanern, Mikronesiern, Malaien, Filipinos, Chinesen aus allen Teilen des großen Reiches, Singhalesen, Hindus, Afghanen, Parsis, Arabern, afrikanischen Negern und Himmel weiß, was noch.

Dabei bringt unser farbiger Bruder nur selten seine weibliche Ergänzung mit sich. Und die weißen Mädchen und Frauen sind leider nur zu oft bereit, den Lüsten der soviel niedriger stehenden Asiaten usw., die sich noch dazu in ihrem eigenen Lande aus den untersten Klassen rekrutieren, willig zu sein.

Dabei spreche ich noch gar nicht einmal von den dunkleren Kapiteln dieses Themas — wenn es überhaupt Abtönungen im Pechschwarzen gibt — der Polyandrie, der Syphilis usw. Nur die furchtbare Überhandnahme der Gewaltverbrechen, bei der Schutzlosigkeit der meisten Frauen und Kinder im einsamen Busch, wo der syrische Hausierer umherzieht, oder in den abseits gelegenen Farmgebäuden der Küste, wo der Kannibale aus den Hebriden seinen Opfern auflauert, möchte ich erwähnen und als Beleg eine kleine Geschichte erzählen, die sich

während meiner Anwesenheit in Ingham zutrug und die für Queensland bezeichnend alltäglich ist.

Er war drei Jahre lang auf den Goldfeldern in Westaustralien gewesen, und wenn er auch nicht als Millionär zurückkehrte, so hatte er doch genügend erworben, um sich ein Heim zu gründen und seine Braut endlich zu heiraten. Sie war die Tochter eines armen Zuckerfarmers bei Ingham und hatte geduldig auf ihn und das Glück gewartet.

Eines Tages landete er in dem Hafenorte Dungeneß und fuhr sofort zu einem Hotel in Ingham. Er wollte seine Braut überraschen und hatte ihr nichts geschrieben von seiner Ankunft. Vor dem Hotel traf er einen alten Bekannten, und natürlich mußte diese Begegnung benetzt werden.

Als die beiden in die Bar eintraten, wurden sie von einem betrunkenen Kanaken, der aus der Seitentüre kam, angerempelt. Es ist zwar verboten, Farbigen Alkohol zu verabreichen, aber getan wird es doch.

Der Heimgekehrte bürstete entrüstet die unangenehme Berührung von seinem Ärmel ab. In der Wildnis von Kimberleys Goldfeldern hatte man die Ebenbürtigkeit der schwarzen Haut noch nicht anerkannt. „Widerliche Kerle!“ murmelte er. „Ja!“ stimmte der Freund bei. „Aber wir haben sie einmal hier.“

„Na, als verheirateter Mann, wie du, würde ich nicht unter solchem Gesindel leben!“

„Schon recht,“ entgegnete der andere nachdenklich. „Ganz recht. Erst neulich ist wieder einmal ein ganz gemeiner Fall hier vorgekommen. Eine Anzahl dieser schwarzen Tiere überfiel am hellichten Tage ein junges Mädchen. Meistens hört man ja nie davon, weil die

unaussprechliche Scham das arme Wesen zum Schweigen zwingt. Aber diesmal gab es einen Augenzeugen. Ich wohnte der Verhandlung im Gericht bei und sah das unglückliche Mädchen. Ich hoffe, nie in meinem Leben wieder etwas Ähnliches, etwas halb so herzbrechend Jämmerliches sehen und hören zu müssen. Natürlich war eine Identifikation unmöglich. Kein Mensch kann diese Bestien voneinander unterscheiden. Aber na — lassen wir das Thema fahren. Arme Mary March!"

„Was! Mary — March — sagst du? Mensch!" und der Goldgräber sprang wild empor.

„Was ist denn los mit dir? Kennst du sie denn? Ja, Mary March war das Opfer! Aber —"

„Laß mich! Laß mich!" Und er verbarg sein Gesicht in den Händen.

Der Hausknecht trat mit dem Gepäck ein.

„Soll ich die Sachen auf Ihr Zimmer bringen, Herr?"

Als der Fremde aufblickte, schien er um zehn Jahre älter geworden zu sein.

„Nein," sagte er kurz. „Schicken Sie es zurück zum Dampfer. Ich fahre heute abend weiter." —

Die alten Inselfehden zwischen den verschiedenen Stämmen werden auch auf den neuen Wohnort übertragen, und so gibt es oft blutige Schlachten zwischen den Plantagenarbeitern. Gelegentlich wenden sie sich auch gegen ihre weißen Aufseher. Mir passierte es einmal, daß mich zwanzig Kanaken mit langen Buschmessern, die zum Abernten des Rohres benutzt werden, eine gute englische Meile weit hetzten. Und wenn man nicht in „training" ist, dann bekommt es schlecht, an einem heißen Nachmittage dreimal im Rekordtempo um ein Tausendmorgenfeld laufen zu müssen.

Und weil ich gerade trübselig gestimmt bin, will ich noch eine andere der klassischen Begebenheiten aus der sonst so uninteressanten Geschichte Australiens von Stapel lassen.

Eines Sonntags nachmittags umzingelten einige Dutzend Plantagen-Kanaken das sehr abgelegene Wohnhaus eines Aufsehers, der sich bei den kolorierten Herren sehr unbeliebt gemacht hatte. Sie hatten beschlossen, sich ihrer heimatlichen Sitte gemäß zu rächen. Das Strafgesetzbuch studiert man nicht in Malikolo.

Der Aufseher war ein ganz jung verheirateter Mann, und nur er und seine Frau bildeten die Garnison der Festung. Aber sie hielten wacker aus. Die Frau lud die Revolver, und der Mann schoß auf jede schwarze Gestalt, die sich zeigte. Sie vertrauten darauf, daß der Lärm Hilfe von den Nachbarfarmen bringen würde.

Aber sie sahen sich getäuscht. Immer näher schlichen die Angreifer, und plötzlich gingen sie zum Sturm über. Die Patronen waren nämlich im Hause ausgegangen.

Nur ein Schuß noch im Revolver und den Tod für sich, für sein Weib ein weit schrecklicheres Schicksal vor Augen!

Die tapfere Frau bittet, aber er lehnt entsetzt ab. Nein — nur nicht das! — Und doch — was kann sonst helfen? Er blickt noch einmal hinaus auf die wütend eindringende Schar. Dann küßt er sein Weib zum Abschied, wendet sich halb weg — und die letzte Kugel hat ihr Ziel gefunden. Zu seinen Füßen liegt ein zuckender Körper.

Da — eine Salve — ein lautes Hurra! Wie Streu stieben die Kanaken auseinander, heulend.

Der Entsatz war gekommen. Die Nachbarn hatten die Schüsse gehört und waren zu Hilfe geeilt.

Wenn der Zufall einen Witz macht, hat derselbe immer eine scharfe Pointe. Nur manche Leute haben so wenig Sinn für seinen Humor, daß sie solche Witze auf ihre Kosten nicht verstehen können. —

Die Anwerbung der Kanaken auf den Inseln der Südsee wird ganz systematisch unter der Ägide der Regierung betrieben. Der Menschenhandel ist gesetzlich geschützt, und die schönen Geschichten, die man sich von diesen Sklavenschiffen, den „black birders“ erzählte, sollen heutzutage nicht mehr vorkommen.

Aber — um einmal den Spieß umzudrehen — wer den Einfluß der europäischen Kultur auf das einstmalige Paradies des Stillen Meeres verfolgt hat, der wird das ganze System der Arbeiteranwerbung auch im Interesse der unglücklichen Polynesier verurteilen. Und wenn auch die Aufsicht eine strenge ist, so kann doch nicht verhindert werden, daß die Häuptlinge und Ältesten der Inselstämme gegen eine gewisse Vergütung die jüngeren Männer und Frauen einfach zwingen, nach Queensland zu gehen, um dort gewöhnlich zu verkommen, gesundheitlich und sittlich.

Jedoch Polynesien gehört noch nicht zu Australien. Und daher kann ich der Versuchung, mich auf Abwege zu begeben, um so leichter widerstehen. Denn wenn ich einmal anfinge, Südseeanekdoten zu erzählen, würde das Papier streiken und die milde und geduldige Typographmaschine hysterisch werden.

Außerdem mache ich keinen Anspruch darauf, das Thema zu erschöpfen — nur die Leser. Darum Vorhang!*)

*) Die „Commonwealth“ hat nunmehr die Einführung farbiger Arbeiter verboten.

In den Bergen.

Für Landwirtschaft habe ich mich nie sehr interessiert. Aber eine so gänzliche Abneigung, wie ich sie nach einigen Wochen gegen das besondere Fach des Zuckerbaues empfand, ging denn doch schon in das krankhafte über. Ich ging eines Tages von Ingham aus auf einen Kontrakt ein, einige hundert Morgen schweren Rohrbestandes zu „trash“, d. h. die Stengel von den überflüssigen Blättern vor der Ernte zu befreien.

Die Sache schien mir sehr einfach und gewinnbringend. Man wandert, so sagte ich mir, frohen Herzens und mit einem schelmischen Liede auf den Lippen durch die herrlichen Reihen des anmutig im Zephir flüsternden und wogenden Rohres, mit leichter und liebevoller Hand die Blätter abstreifend, und meldet sich nach vollbrachter Arbeit an der Kasse, um einen größeren Scheck in Empfang zu nehmen. Drei Mark fünfzig den Morgen, mit vierhundertfünfzig multipliziert, durch den blauen Himmel veredelt und die linden Lüfte versüßt — das schien mir geradezu ideal.

Aber leider kam es anders. Das Rohr ragte hoch über meinen Kopf, und in der Morgenkälte, von schwerem Tau durchnäßt, fror ich wie ein Polarreisender im Badeanzug. Mittags hingegen, von dem feuchtwarmen Brodem erstickt, von dem geringsten Windhauch abge-

schnitten, war mir, als säße ich im Pelz und gestärktem Oberhemde in einem Dampfkessel. Dabei schnitten die Blätter wie Rasiermesser. Mein Gesicht sah am ersten Abend aus, als hätte ich sämtliche Mensuren aller studentischen Verbindungen seit dem Jahre achtzehnhundertfünfzig gefochten, und meine Hände, obwohl sie durch drei Paar aus Segeltuch gefertigte Handschuhbeutel geschützt waren, glichen einem Beefsteak à la tartare. Kurzum, ich kam zur Einsicht, daß zwischen einem reifen Rohrfeld und einer sehr erhitzten Wurstmaschine wirklich wenig Unterschied zu finden ist.

Nichtsdestoweniger arbeitete ich ingrimmig weiter. Als ich jedoch nach einer Woche die Bilanz zog und es sich ergab, daß ich gerade elf Mark fünfundsechzig verdient und dreizehn Mark siebzig für mein Essen verausgabt hatte, überkam mich die obenerwähnte Verachtung für den Zuckerbau, und ich zog von dannen, in die Berge hinein. Zur Landwirtschaft, sah ich ein, gehört sehr viel Geduld und ein noch viel dickeres Fell.

*

Die ganze Küstenkette vom Golf von Carpentaria bis zum Südmeer ist reich an Mineralschätzen: Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Kohle, Arsenik, Eisen usw. Die alluvialen Ablagerungen von Gold haben ja eine Weltberühmtheit erworben. Aber wie bei allen Schurffeldern ist der Höhepunkt bald überschritten, und nach einer kurzen Lebenszeit sinkt das eben noch mit Tausenden von Zelten bestandene Flußtal in die frühere Buscheinsamkeit zurück. Nur einige wenige Überreste der großen Menschenwelle, die sich vorbeigewälzt hat, bleiben zurück und vegetieren weiter von den Überresten des reichen Mahles. Und

hinter dem Ansturm der goldgierigen Menge, dem „rush“, folgt als Aasgeier der Chinese, der die gewaschenen Sandhaufen noch einmal verarbeitet und das feine Gold, das darin zurückgeblieben, gewinnt, oder hier und da ein Stückchen unversehrten Bodens entdeckt.

Die Metallsucher (digger) kann man in drei Arten einteilen, die der Reihe nach der Vorhut, dem Hauptkörper und den Nachzüglern angehören. Die ersteren sind die eigentlichen Pioniere der Wildnis, die Bahnbrecher der Zivilisation, die im vereisten Norden Amerikas und in den fieberdünstenden Dschungeln Indiens zu finden sind, die auf eigene Faust sich den Weg machen, allen Gefahren und Entbehrungen trotzen, wenig Erwerbssinn besitzen und gewöhnlich arm sterben — verdurstend in der Wildnis, verblutend unter den Speeren der Eingeborenen, selten in einem Bette. Abenteuerlust, der mittelalterliche Rebellengeist, der die Umschreibungen und Satzungen des Alltagslebens nicht ertragen kann, der Entdeckungseifer, dem wir die Herrschaft der Welt verdanken, sind es, welche diese Männer zu ihrer undankbaren Aufgabe anspornen, und nur in wenigen Fällen ist es Habgier und Geldsucht. Die Heroen der Arbeit und der Kultur, des stillen, schrecklichen, immerwährenden Krieges gegen die ungezähmte Natur, durch kein Trompetengeschmetter zum Kampfe gefordert, durch keine milde Frauenhand von ihren Wunden geheilt, durch keine Siegesfanfaren festlich empfangen, durch keine Fürsten und Völker belohnt, leben sie wie die Hunde und sterben — wer weiß, wie sie sterben?

Die zweite Art weist keinen besonderen Typus auf. Sie ist von einem Schiff weggelaufen oder von einer Schule; sie stammt aus aller Herren Ländern und handelt

aus Gewinnsucht. Wenn sie von einer neuen Entdeckung hört, packt sie ihre wenigen Habseligkeiten zusammen und wandert dem Glück entgegen. Diese Leute sind höchst uninteressant. Und da sie mich in anderer als offizieller Stellung nichts angehen, lasse ich sie hiermit feierlichst laufen.

Nummer drei dagegen! Ich habe von den ewigen Juden des westlichen endlosen Wüstenpfades gesprochen, von den Herdenmännern und den Grenzreitern. Aber die wahre Verkörperung des australischen Milieus ist Nummer drei. Ein Prachtstück für den Dichter des Häßlichen, und doch wieder rührend in seiner Einfachheit, ein ungewaschenes Idyll, ein psychisches Rätsel mit dem Verdauungsorgan eines Straußen. Nummer drei ist einer Beschreibung wert. Und nichts beschreibt klarer als ein Exempel. Also:

Seit Jahrzehnten war das gewaltige Palmer Goldfeld, dessen ich bereits an anderer Stelle gedacht, von den Diggern verlassen, selbst die Chinesen waren davongezogen, und nur einige alte „Hatters", wie man die Einsiedler des Busches nennt, hausten noch immer in der Öde, welche durch die halbverwachsenen Reste und Zeichen ehemaliger Bewohntheit nur noch viel einsamer und verlassener schien. Zehn Meilen von Maytown lebte ein alter Mann in seiner Rindenhütte, umgeben von einem kleinen Garten, in dem er Melonen und Kohl zog, und den er außer seinem Hunde über alles in der Welt liebte. Sein Name war Bill. Sonst nichts. Aber man munkelte, daß er früher ein reicher und gebildeter Mann gewesen. Man behauptete, daß unglückliche Liebe ihn in das Verderben getrieben. Man hatte ihn beobachtet, wie er alte verblichene Photographien und Briefe liebevoll durchblätterte. Aber etwas Genaues wußte man nicht;

denn Bill war der Redseligkeit genau so abhold wie der Seife.

Durch harte Arbeit im Flußbett erwarb er sich genug für das nackte Dasein. Er trank und rauchte nicht. Er schien nur in der Vergangenheit zu leben. Seine Augen sahen immer über einen hinweg in das Endlose. Vielleicht infolge einer Art Wahlverwandtschaft ähnelten seine verwitterten Züge den zerbröckelten Granitfelsen, unter denen er hauste. Sein Bewußtsein, seine ganze Seele, schienen sich aufgelöst zu haben in der grausen Einsamkeit, wie ein Regentropfen im Weltmeer. Seine Identität war in das endlose Nichts um ihn her zerflossen.

Nur ein Ideal begeisterte ihn noch. Oberhalb seiner Hütte lag ein Stück unberührten goldhaltigen Sandes, das zwar ganz erträglich zu sein schien, aber nur gewonnen werden konnte, wenn man die breite Steinbarre, die sich dort durch den Fluß zog und das Wasser anstaute, mit Dynamit durchschoß. Diese Arbeit kostete mehr Geld und Zeit, als der Boden wert zu sein schien, und deshalb hatte sich niemand bis jetzt an das Werk getraut. Doch Bill hatte so oft davon geträumt, bis das Durchschießen der Barre zu seinem Lebensziel geworden war. Bisher war er immer zu arm gewesen, um den Durchstich zu unternehmen.

Aber zweifellos, wenn er abends vor seiner Hütte kauerte und in die zarten Farbenschleier der kurzen Dämmerung starrte, hörte er im Traum die dumpfen Sprengschüsse durch das Tal poltern und sah das Wasser langsam unter den Bereich der Barre sinken.

Da, eines Tages, verbreitete sich in Maytown das Gerücht, Bill habe eine große Erbschaft gemacht. Und wirklich hatte ihm ein Verwandter in England ein ansehn-

liches Vermögen hinterlassen. Der Neid, den die Nachricht erweckte! In ihrer Vorstellung sahen die Verbannten des Busches die Herrlichkeit eines anderen, schöneren Lebens, das gleißende, unerreichbare Glück, die Tränen der Freude in den Augen ferner Mütter und Frauen. Wenn all die Träume, die Bills Tausende in den verhungerten Herzen von Maytown und Umgebung erweckt, sich verwirklicht hätten, es wäre aus den nackten Bergketten des Palmer ein irdisches Paradies emporgesprossen.

Als man sich einigermaßen erholt hatte, begann man Mutmaßungen anzustellen, wohin Bill nun ziehen würde. Natürlich nach Hause oder wenigstens nach Melbourne oder Sydney. Und ebenso natürlich mußte er vorher eine genügende Quantität des bei jeder festlichen Gelegenheit unbedingt nötigen Rum „schmeißen".

Bill ließ sich auch nicht lumpen. Und als das ungewohnte Feuerwasser seine Zunge gelöst, wurde er auf den Tisch gesetzt und interviewt. Unzählige Vorschläge wurden ihm gemacht, passende und unpassende, von Leuten, denen das Wasser im Munde zusammenlief, trotz des Rums; und endlich brach Bill in die längste Rede aus, die er seit Menschengedenken gehalten:

„Jungens!" sagte er, „ihr kennt doch das Stück jungfräulichen Sand an der Barre? Na, Gott sei Dank, jetzt hab' ich Geld genug, um das endlich mal zu verarbeiten."

Das zur Charakteristik von Nummer drei. —

*

Meine ersten bergwerklichen Erfahrungen machte ich auf dem Stromzinnfelde von Kangaroo Hills, südwestlich von Ingham. Und da Schurfarbeiten sich alle ähnlich

sind, ob es sich nun um Gold, Zinn oder Wolfram handelt, so dürfte eine kurze Beschreibung der landläufigen Methoden zur Gewinnung der alluvialen Niederschläge hier angebracht sein.

Stromzinn (ebenso wie Stromgold) ist durch Wasserwirkung aus den Quarzadern herausgewaschen, oft meilenweit fortgerollt und schließlich an irgendeiner Stelle, wo eine Stauung eintrat, angesetzt worden. Die bedeutendsten Ablagerungen findet man daher in Flußbetten, und zwar trifft man es gewöhnlich am allerreichsten in uralten, „toten“, oft mit metertiefen Humus- und Geröllschichten überdeckten Betten, durch die Jahrtausende schon kein Wasser mehr gelaufen. In diesem Falle muß man Schächte graben und den metallhaltigen Kies an die Oberfläche befördern und dort waschen.

In einem „lebendigen“ Flußbett, wenn genügend Strömung vorhanden ist, verfährt man einfacher, je nach der Topographie des Geländes. Kann man das Wasser über eine Schicht Kies leiten, so braucht man nur den Boden niederzubrechen, die Steine mit einer vielzinkigen Forke herauszugabeln; das Wasser tut das übrige, indem es den leichten Sand fortschwemmt und das gewichtige Zinn am Boden zurückläßt.

Diese Methode ist jedoch nur angängig, wo der Strom ein bedeutendes Gefälle hat. Ist dieses nicht vorhanden (und Metall sammelt sich gewöhnlich nur auf ebenen Strecken), so benutzt man den Waschkasten, eine lange, offene, sargähnliche Kiste, etwas abfallend gestellt, durch die das Wasser läuft. Oben in den „Kopf“ schaufelt man den Sand, und dieselbe Prozedur wie zuvor wiederholt sich im kleinen. Statt des Kastens kann man auch einen einfachen Graben gebrauchen, wenn genügendes Ge-



fälle vorhanden ist. Ist jedoch, wie das häufig vorkommt, nicht ein Zoll dieser wertvollen Eigenschaft zu finden, so ist man auf Handpumpen oder Eimer angewiesen.

Dazu bedarf es natürlich zweier Arbeiter — der echte „fossicker“ (Detail Digger) aber haßt jeden Kameraden. Er wünscht allein zu bleiben — abgesehen von seinem Hunde. Wenn er ein Bedürfnis nach Gesellschaft fühlt, unterhält er sich mit dem Tiere, oder er steckt seinen Spaten in den Sand, stülpt seinen Hut darüber und hält mit diesem ein längeres Zwiegespräch. Manche lieben es auch, gewisse Bäume anzureden; aber im allgemeinen sind Bäume, wie mir von einem Kenner versichert wurde, etwas faselig und schwer von Begriff, und bei windigem Wetter lassen sie gewöhnlich keinen Menschen zu Wort kommen.

Der Digger weiß natürlich aus Erfahrung, wo er nach Metallen suchen muß, wo das Gelände eine Ablagerung am wahrscheinlichsten erwarten läßt. Dann nimmt er eine Stichprobe und wäscht sie in einer Blechschüssel, die wie eine Milchsatte oder ein flaches Waschbecken geformt ist, und beurteilt nach dem übrigbleibenden Metall den Wert des Sandes. Dieser hängt natürlich von vielen Nebenumständen ab, unter anderem dem Preise des Metalls und der Lebensmittel, der Entfernung von der Küste, den fließenden Wassermengen, der Schwierigkeit der Umarbeitung usw. Zinn wechselt z. B. sehr im Preise — von zwölfhundert Mark die Tonne bis viertausend Mark für achtzigprozentiges Metall — während Gold wieder seiner Reinheit nach verschieden bewertet wird, von zehn Mark bis über achtzig Mark die Unze. Stromgold ist merkwürdigerweise fast immer hochwertig.

Das Zinn wird getrocknet und, in Zentnersäcke verpackt, auf Pferden (zwei Zentner) oder Mauleseln (drei

Zentner) an die Küste gesandt. Die Säcke haben ein gewisses Maß, und man kann nach dem Gewicht die Reinheit des Inhalts beurteilen. Beimischung von Stromeisen, das fast wie Zinn aussieht, aber ein kleineres spezifisches Gewicht hat und gar keinen Handelswert besitzt, läßt sich daher nur unter Schwierigkeiten bewerkstelligen, aber bewerkstelligen läßt es sich doch. Ein beliebtes Verfahren besteht darin, eine Ofenröhre in den Sack zu schieben, den Raum zwischen Tuch und Röhre mit gutem Zinn auszufüllen, dann in die Röhre hinein Eisen zu stopfen und sehr fest zu stampfen. Darauf wird die Röhre herausgezogen, ein wenig Zinn oben darübergestreut und der Sack zugenäht. Wo man ihn nun auch anzapft, wird man stets auf reines Zinn stoßen, und das feste Rammen hat das Gewicht gutgemacht.

In allen Läden und Kneipen, die mit Diggern zu tun haben, wird Rohgold als Barzahlung angenommen. Aber ich habe sogar Zinn als Scheidemünze benutzt gesehen. Eines Tages keuchte ein alter Mann mit einem halben Sack des Metalls an mir vorüber.

„Heute ist mein Namenstag, und ich gehe in die Stadt!“ sagte er, seine Last zu Boden setzend. „Wenn Sie die Hälfte von diesem Zeug hier tragen, wollen wir es zusammen vertrinken.“

Die „Stadt“ bestand aus einer Kneipe und vier Zelten und war noch sechs Meilen weit. Aber ich hatte Durst und schlug ein. Als wir ans Ziel gelangten, holte der Alte einen Tassenkopf des schwarzen Sandes aus dem Sack, stellte ihn auf den Tisch und rief: „Zwei Glas Rum, bitte!“

Ehe wir nach Hause gingen, hatten wir sechzig Pfund Zinn durch unsere Gurgeln gejagt.

Es war ganz nett — aber für den täglichen Gebrauch auf Reisen scheint mir solch ein Portemonnaie denn doch etwas unbequem.

Übrigens, gut bekam dieses Festgelage meinem Gastgeber nicht. Der Schlächter, der ihm das wöchentliche Salzfleisch lieferte, dessen Rechnung lange nicht bezahlt worden war, der schlechten Zeiten und des Wassermangels halber, hörte davon und verweigerte weiteren Kredit. Und als ich das nächste Mal meinen Freund zu Gesicht bekam, befand er sich gerade im Begriff, seinen leeren Fleischtopf auf etwas primitive Art zu füllen. Viel Wild gab es nicht in der Gegend, und so hatte er es auf einen schwarzen Kakadu abgesehen, der hoch in der Krone eines Baumes saß und den Jäger mißbilligend, aber würdevoll von links beäugte.

Der Alte zielte mit einem verrosteten, einläufigen Vorderlader, von dem der Hahn abgebrochen war, gen Himmel, und eine schwarze Gin schlug bei dem Ruf „Feuer!“ mit einem Stein auf das Zündhütchen, bis die Donnerbüchse explodierte.

Ich bedaure, berichten zu müssen, daß der schwierige Schuß nicht gelang.

*

Es sind meist sehr interessante Figuren, diese alten Einsiedler auf einem der vielen ausgearbeiteten und vergessenen Metallfelder Australiens. Auf jedem „rush“ sind sie gewesen, seit zuerst Gold in Australien entdeckt und die ganze Abenteurerwelt der vier Erdteile nach dem neuen Dorado strömte. Viele von ihnen haben mehrere Vermögen gefunden und wieder durchgebracht. Sie sind in allen Ländern gewesen, wo die auri sacra fames sie

hinzog. Ihr ganzes Leben ist ein Kaleidoskop von guten und schlechten Tagen, heute bettelarm und morgen wieder reich.

Und sie haben sich ihre Unabhängigkeit, ihre Selbständigkeit gewahrt. Sie beugen sich vor keinem Menschen, und wenn Alter und Gebrechen ihnen den Weg verlegen, dann fallen sie nicht etwa Verwandten oder dem Staat zur Last, sondern ziehen sich in die Einsamkeit des Busches zurück, wie ein krankes Tier, und sterben in Verstecken wie Kangaroo Hills. Von allem Umgang mit der Welt abgeschnitten, ohne Zerstreuungen oder Laster, stumpf und gleichgültig, vegetieren sie dann dahin, bis der Tod das allmähliche Übergangsstadium endgültig abschließt.

Wie vollständig diese Lostrennung von äußeren Interessen manchmal ist, kam mir auf einem der kleinen südlichen Goldfelder einmal zum Bewußtsein. Es war Nacht geworden, Winternacht, pechschwarz, und auf den Bergketten eisig kalt. Ich mußte wohl vom rechten Wege abgekommen sein, denn noch immer nicht war die kleine Stadt, die ich schon längst erreicht haben sollte, in Sicht. Und ich fror und fluchte und war sehr unzufrieden mit der Schöpfung im großen, ganzen und allgemeinen.

Plötzlich sah ich von dem Rücken eines Bergkammes unter mir in dem kleinen Talkessel ein helles Lagerfeuer. Meine Weltanschauung änderte sich mit einem Schlage, und dem müden Gaul die Sporen in die Rippen setzend, rutschte ich den steilen Abhang hinab und kam in Begleitung von ungefähr drei Tonnen Geröll glücklich vor einer winzigen Rindenhütte an.

Vor dem Feuer saß ein sehr alter Mann, mit einem Paar Kniehosen und einem langen weißen Barte bekleidet. Seine Augen hingen wie fasziniert an den

Flammen, und nur mit einer Gewaltanstrengung konnte er sich losreißen und nach mir umsehen.

„'Tag!“ sagte ich, und wärmte meine Hände an der Glut.

„'Tag!“ antwortete er, und dann nahm er wieder den zerrissenen Faden (oder war es eine eiserne Kette) seiner Betrachtung auf und kümmerte sich nicht mehr um mich. Sein Hund dagegen war höflicher und sprang freudig kläffend an mir hoch, nachdem er sich durch vorsichtiges Schnuppern von meiner bona fides überzeugt hatte.

Ich war an Sonderlinge nachgerade gewöhnt und kümmerte mich nicht weiter um den stummen Wirt, sondern ließ meine Pferde gehen und kochte meinen Tee. Der Alte stierte ruhig weiter ins Feuer, und erst eine Stunde später, als ich mit brennender Pfeife mich neben ihn gesetzt hatte, brach er das Schweigen. Als er fand, daß ich etwas vom Handwerk verstand, wurde er sogar ganz gesprächig und vertraute mir schließlich an, daß er nicht lesen könne und schon seit acht Monaten einen Brief in seiner Hütte habe, ohne den Inhalt zu kennen.

„Jeden beliebigen Reisenden möchte ich nicht fragen,“ erklärte er, „denn ich glaube, er ist von der Bank. Und wenn die Stromer, die hier vorbeikommen, wissen, daß ich Geld habe — na, Sie verstehen schon!“

Ich versuchte so gut wie möglich mein Staunen darüber zu unterdrücken, daß der zerlumpte, gebrechliche Urgreis, der in seiner Jugend wahrscheinlich mit Tausenden um sich geworfen, sich jetzt nicht einmal die Zinsen seines Vermögens gönnte. Er stand allein in der Welt. Und trotzdem sparte, geizte er. Ich konnte nicht umhin, eine Frage darüber zu stellen.

„Man muß doch etwas haben, wenn man alt wird,“

war die entrüstete Antwort. Ich schwieg und öffnete das schmutzige Kuvert. Der Alte stierte wieder in die Flammen. Und ich war froh darüber, denn es gab mir Zeit, mich zu fassen.

Endlich wandte er sich an mich: „Das ist wohl schwer zu lesen?"

„Ja, das Licht ist so schlecht. Aber es steht nichts von Bedeutung in dem Briefe. Nur die Anzeige einer Jahresversammlung."

„Hm! Das dachte ich mir! Na, werfen Sie das Ding nur ins Feuer!" —

Ich breitete meine Decken aus und legte mich nieder. Aber schlafen konnte ich nicht gleich; denn der Brief hatte die Nachricht enthalten, daß die Bank hoffnungslos verkracht sei. Ich kannte das Institut und wußte, daß es nicht eins v. H. im Konkursverfahren gezahlt hatte. Jedoch — solange der Alte nichts wußte, hatte er nichts verloren. Als ich nach drei Monaten wieder einmal die Gegend passierte, hörte ich, daß er gestorben war — immer noch als der reiche Mann unserer ersten und einzigen Begegnung.

*

Auf der großen Wasserscheide finden sich hie und da Strecken, wo das Parkland, der eigentliche Busch, von dichtem dschungelartigen Urwald abgelöst wird. In diesen Bezirken fehlt es nicht an Regen, und die kleinsten Bäche fließen fast das ganze Jahr hindurch. Die Sonne dringt nie durch das dichte, von schlanken, astlosen Baumsäulen getragene Blätterdach. Auch hier ist die Fauna nur spärlich vertreten, und das melancholische Tröpfeln des Regens von Blatt zu Blatt macht die Stille nur fühlbarer.

Körper und Seele leiden durch einen längeren Aufenthalt in diesen weinenden Wäldern; die Seele an Schwermut und dekadenter Poesie, und der Körper an Flöhen, Blutegeln, Moskitos und einer erschrecklichen Hautkrankheit, die ein ewiges, unerträgliches Jucken erzeugt.

Das jagdbare Wild besteht aus obengenannten Raubtieren, einigen Megapoden (Buschhennen) und Tauben und unzähligen Ratten. Manche Leute essen die letzteren; aber ich selber habe sie nicht versucht. Trotzdem aber habe ich mit Leidenschaft dem Sport des Rattenfanges gefrönt. Die Vorrichtungen dazu sind einfach und billig und bestehen aus einem Stück Käse älterer Auflage, einem Knüppel und einiger Geduld. Man setzt sich auf den Boden mit gespreizten Beinen, legt den Käse dazwischen, hebt den Stock und wartet. Auf diese sinnvolle Art habe ich einmal siebzehn der zutraulichen Nagetiere in einer halben Stunde erschlagen. Aber, wie gesagt, gegessen habe ich sie nicht.

In diesen Urwäldern, zwischen dem Wurzelgewirr in der sonnenlosen Nässe läßt sich nicht leicht nach Zinn oder Gold suchen. Dichte Humusschichten verdecken alle Anzeichen, die dem Digger einen Anhalt zur Suche bieten könnten. Malaria und Rheumatismus bedrohen den an den warmen, trockenen Busch gewöhnten Mann. Um sein Zelt aufstellen zu können, muß er erst eine Öffnung in den Dschungel schlagen. Solch ein kleiner, gelichteter Platz, auf allen Seiten von den Baumriesen mit ihren verhältnismäßig winzigen Kronen umdrängt, wie eine auf Fußspitzen stehende Menschenmenge, die eine Prozession erwartet, sieht einem offenen Grabe unangenehm ähnlich. Und Pferde kann man natürlich nicht mitnehmen, weil kein Halm Gras in dem Halbdunkel wächst, während

Hunde von einer Art Laus leiden, von denen eine einzige das Tier zu töten imstande ist.

Kurzum, im Urwald ist es nicht gerade schön. Und man atmet erleichtert auf, wenn man plötzlich, ohne Übergang, in das helle Sonnenbad der Parklandschaft wieder hinaustritt und sich die Egel von den Beinen zupfen kann. Die Flöhe wird man nicht so schnell los. —

Der Digger ist, wie alle Buschmänner, ein Quartalsäufer. Die Länge des Quartals hängt von seinem Glück ab. Aber wo sich Gelegenheit bietet, trinkt er ebenso anhaltend und nachdrücklich und schlecht als seine westlichen Landsleute. Während er in der Einsamkeit seiner harten Arbeit nachgeht, trinkt er allerdings gar nichts.

Da natürlich viele weiße Frauen ein solches Leben nicht teilen mögen, tröstet man sich mit der schwarzen. Diese versteht sich besser an die Umgebung und die Speisekarte anzupassen, bedarf keiner Modezeitung, arbeitet tüchtig mit und ist außerdem nicht selten ein wertvolles Stück beweglichen Vermögens.

Im Waldgebiet des Russelflusses, des regenreichsten Australiens, wo das Gold im großen Stile auf hydraulischem Wege gewonnen wird, wo viele Meter hohe Wände mit Druckspritzen fortgewaschen werden, stieß ich eines Tages auf eine kleine Lichtung und eine Kneipe. Vor der Kneipe im feuchten Lehm saß ein älterer Herr und schimpfte. Mir wurde erklärt, daß der ältere Herr eben endgültig hinausgeworfen sei, nachdem er all sein Gold und seine Habseligkeiten, sogar bis auf seine Stiefel, verzecht hätte.

Gegen Abend ging ich an der Kneipe vorüber und sah zu meinem Erstaunen den definitiv rausgeworfenen älteren Herrn doch wieder vor dem Schenktisch stehen und

noch dazu eine Reihe durstiger Kumpane freihalten. Er hatte gegen bar an den chinesischen Gärtner, weiter den Fluß hinab — seine schwarze Frau verkauft!

Diese Idyllen in Schwarz und Weiß haben allerdings ihre Kehrseite. Die Angehörigen der brünetten Dame und solche, die behaupten, ihr anzugehören, ergreifen oft die Gelegenheit, eine gelinde Abart von Erpressung gegen den Digger auszuüben. Und wenn sich so ein Stamm von Australnegern bei einem einquartiert, kann man erst ganz und vollständig den großartigen Assimilationsapparat, den ihnen die Natur verliehen, würdigen. Was selbst ein Kind von drei Jahren fressen kann, würde eine weiße Familie von sechsen mitsamt dem Hofhund sättigen. Außerdem ist die allzu intime Nähe eines Eingeborenenlagers aus sonstigen Rücksichten peinlich.

Ein alter Digger, dem ein Eingeborenenbesuch zustieß und der infolgedessen nach ungefähr vierzehn Tagen vor dem Bankerott stand, kam einmal auf eine geradezu glänzende Idee, um die nicht von Europas Höflichkeit übertünchten Wilden auf das Unpassende ihres Benehmens aufmerksam zu machen. Er kaufte sich einen größeren Posten gedörrter Äpfel und verfütterte dieselben roh an seine unwillkommenen Gäste. Nachdem er sie tüchtig vollgestopft hatte, braute er einige Eimer Tee, und die naiven Kinder der Natur tranken natürlich gierig. Das darauffolgende Tableau wäre eines Schlachtenmalers würdig gewesen. Wunderbarerweise platzte nichts, aber die Sippe nahm in aller Eile ihr Bett und ging von dannen.

In den Bergwerksbezirken leben die Eingeborenen lediglich von der Bettelei. Hier und da fischen und jagen sie noch ein wenig, aber im allgemeinen liegen sie auf der

Bärenhaut (des eingeborenen Wombat) und wissen durch kleine Dienstleistungen, Lohngänge oder Feuerholzspalten, sich das Wohlwollen der gutmütigen Digger zu erhalten; andernfalls stehlen sie einfach. Und wenn ein Einsiedler den ganzen Tag von seiner Hütte entfernt arbeitet, so ist es das beste, durch freiwilligen Tribut sein Eigentum vor Räubereien zu schützen. Obwohl die Neger den Wert des Geldes ziemlich kennen, bleibt der amerikanische Stangentabak doch die Hauptverkehrsmünze.

Im Norden Australiens sind diese Ureinwohner noch am häufigsten vertreten. In Viktoria gibt es nur noch fünfhundert Vollblütige, und in Tasmanien sind sie überhaupt ausgestorben. Die Gesamtziffer dürfte sich, soweit ein Anschlag möglich ist, auf nur hunderttausend belaufen, und diese sterben stetig und in erschreckender Weise ab. In den einzelnen Staaten haben die Regierungen sich allerdings mit dem Schutze der unglücklichen Depossedierten beschäftigt, aber sehr lau, und das gänzliche Erlöschen der Rasse ist nur eine Frage der Zeit.

Jedenfalls sind sie fast alle schon entartet, und die wenigen guten, alten Gebräuche, wie z. B. der Kannibalismus, schwinden immer mehr. Religion haben sie so gut wie gar keine, ihre Wohnungen, wenn sie sich einen solchen Luxus überhaupt gestatten, sind die einfachsten Blätter- und Rindendächer, ihr Leben ist das des Nomaden, ihre Sprachen und Dialekte sind wenig umfangreich und so grundverschieden wie das Stimmengewirr zu der Zeit, als die große Turmbaugesellschaft m. b. H. zu Babel das bekannte bedauerliche Fiasko machte.

Der Schwarze von heute zeichnet sich durch viele Laster und eine unglaubliche Faulheit aus. Den Speer oder den Bumerang zu werfen hat er mit wenigen Aus-

nahmen längst verlernt. Die Pfadfindekunst, die ihm so nachgerühmt wird, der eine Reihe seiner Stammesgenossen ihre Stellung als Mitglieder der Buschpolizei verdanken, besteht meist nur in der Einbildung des Europäers. Ich habe gefunden, daß der im Busch groß gewordene Weiße dem Australneger jederzeit in dieser Richtung überlegen ist.

Einmal jedoch traf ich einen sehr aufgeweckten „Jungen", der mit den einfachsten Mitteln ganz im Genre des Indianer-Schauerromans Fußspuren und Wechsel von Mensch und Tier nachahmte. Er benutzte zu Demonstrationszwecken einen Haufen kalter Asche. Durch den Eindruck der geballten Faust und fünf leichte Tupfen stellte er eine täuschend ähnliche Kinderspur dar, mit der Peitschenschnur den Wechsel einer Schlange usw.

Endlich dachte ich ihn in Verlegenheit zu bringen und bat, mir einmal die Fußtapfe eines Kamels nachzumachen. Einen Augenblick starrte er mich verblüfft an. Dann lachte er, hob sein einziges Kleidungsstück hinten in die Höhe, setzte sich fest auf die Asche, und die Spur war fertig.

Im Busch zurechtfinden kann er sich natürlich besser als der unerfahrene Weiße, zumal weil er viele genießbare Wurzeln und Früchte kennt und leichter Wasser findet, als die Hunderte, die nur dieser Unkenntnis halber zugrunde gegangen sind. Aber als Führer ist er auch nicht ganz zuverlässig, weil Zeit- und Maßbegriffe für ihn kaum vorhanden sind.

Zu meinem Zelte kam eines Morgens ein Schwarzer, der in einer Missionsschule erzogen war und rechnen und schreiben konnte. „Unten am Fluß sind eine furchtbare Menge Trappen!" rief er mir schon von weitem in höchster Aufregung zu. „Mindestens eine Million!"

Ich lachte ungläubig. „Ganz gewiß!“ schwor er beleidigt. „Oder doch wenigstens hunderttausend.“

„Na, na!“

„Herr, ich sage Ihnen, ich lasse meinen Kopf, wenn da nicht fünfhundert Trappen stehen.“

Ich wurde ärgerlich und fuhr ihn an: „Lüge nicht so dumm! Besinne dich und sage mir genau, wie viele da sind!“

Ganz unwirsch antwortete er: „Jedenfalls wenigstens — zwei!“

Wenn der Australneger en famille reist, geht er gewöhnlich majestätisch voran mit zwei Speeren und einem Beil in der Hand, und hinter ihm drein keuchen die Frauen mit den Habseligkeiten und Babys belastet. Dann folgen die flüggen Kinder und schließlich ungefähr vierzig der scheußlichsten, magersten und räudigsten Köter, die ich je gesehen habe. Die letzteren liebt er jedoch über alle Maßen, und während man früher irgendwelche Diebstähle oder Ausschreitungen mit der Kugel bestrafte, genügt es im allgemeinen heutzutage, einige Hunde zu vergiften, um die Sünder sofort zur Einsicht ihrer Freveltaten zu bringen.

In West- und Nordaustralien allerdings sind die Zustände noch schlimm, und ein System der rohesten Knechtung und Sklaverei blüht dort noch immer fröhlich weiter. Da in den wenig besiedelten nördlichen Distrikten die Ranchbesitzer auch meist Friedensrichter sind und sich in ihren philanthropischen Bemühungen gegenseitig unterstützen und schützen, so geht es dem armen Schwarzen ganz jämmerlich schlecht. Wenn England sich weniger um die angeblichen Greuel des ostafrikanischen Haussklavenhandels kümmerte und einmal eine Razzia unter seinen

eigenen Untertanen, statt der Araber, unternähme, dürfte damit der Menschlichkeit mehr gedient sein.

*

Die Digger Australiens sind zweifelsohne der wertvollste Teil der Bevölkerung. Wer die allerdings etwas übertriebenen Schilderungen aus den westlichen Staaten Nordamerikas gelesen, wer Bret Harte über die achtundvierziger Jahre in Kalifornien studiert hat oder gar die neueste Geschichte Alaskas, wo Rowdies und Behörden miteinander um die Palme der Gesetzlosigkeit wetteifern, dem wird ein großes australisches Schurffeld fade und uninteressant vorkommen. Der Revolver spielt dort nicht die erste Rolle, und selbst der schwärzeste aller Verbrecher, der Pferdedieb, wird nicht gleich von der wutschnaubenden Menge gelyncht. Teils waren es der Takt, die Geschicklichkeit der ersten Goldkommissare, teils aber auch die wuchtige Mehrheit der besseren Elemente unter den Goldsuchern selbst, die den Raufer und Bauernfänger und Messerhelden nie ordentlich aufkommen ließen.

Einer der vielen Herren Weltreisenden, die haarsträubende Abenteuer beim Gasthaustisch in Sydney erleben und Verzweiflungskämpfe mit blutdürstenden Menschenfressern und Hummermayonnaise in den Palasthotels von Melbourne zu bestehen haben, hatte sich einstmals verleiten lassen, ein wirkliches, lebendiges Goldfeld im Westen von Neusüdwales aufzusuchen, natürlich nicht ohne sich vorerst drei Revolver, ein rotes Hemde, zwei Paar gelbe Stiefel und ein Bowiemesser anzuschaffen. Stolz im Bewußtsein der kühnen Tat, saß er in einer der provisorischen Kneipen und nippte an dem be-

rüchtigten lokalen acidum picricum oder irgendeinem andern flüssigen Explosionsstoffe.

Es war furchtbar heiß — heiß, wie es nur in Australien sein kann. Plötzlich — bum! — puff! — Gerade draußen auf der Veranda! Irgendein Bengel hatte nämlich für zehn Pfennig chinesisches Feuerwerk losgelassen. Der große Entdeckungsreisende sprang entsetzt auf und hielt nach bester Kolportageromansitte die Hände in die Höhe.

Die Umstehenden gafften ihn erst erstaunt an. Dann aber begann ihnen langsam ein Licht aufzugehen, und sie lachten, bis sie weinten. Der Held wurde sehr rot, und seine Arme sanken langsam nieder.

„Ja, was war denn das eigentlich?" fragte er etwas verstimmt.

Ein alter Digger zwinkerte mit den Augen, setzte dann ein furchtbar ernstes Gesicht auf, wischte sich den Schweiß von der Stirne und erklärte mit dumpfer Stimme: „Das ist nur die verfluchte Hitze heute. Da sind wieder einmal ein paar Thermometerröhren geplatzt!"

Und wer dieser typischen Anekdote keinen Glauben schenkt, der lese das Werk des — — doch nein, ich will nicht aus der Schule schwatzen!

Auch bei den alten „Hatters", den Diggereremiten der Berge, habe ich die eigentümliche Menschenscheu und vor allem die geradezu komisch wirkende Furcht vor weißen Frauen, deren ich bereits an anderer Stelle gedachte, beobachtet. Ich erinnere mich eines Falles, wo die lebenslustige und hübsche junge Tochter des Kaufmanns und Kneipwirtes in einem entlegenen Winkel der Basaltformationen des Nordwestens eines Tages von der Küste zu ihrem Vater auf Besuch kam. Die gesamte Ansiedlung

bestand aus ungefähr fünfzig alten Männern, die in ihren Hütten, weitverteilt, den Flußlauf hinab, einsam hausten.

Der Vater besuchte wöchentlich zweimal seine Kundschaft, brachte ihnen Vorräte und nahm dagegen ihr Gold in Empfang. Das Mädchen bestand darauf, ihn zu begleiten und ritt lachend und plappernd hinter den Packpferden her. Bei jeder Hütte stieg sie ab, und ohne sich um die finsteren, feindlichen Blicke des alten Maulwurfs zu kümmern, besichtigte sie die häuslichen Einrichtungen, scherzte, liebkoste den Hund, sang und tanzte umher — kurzum, schäumte vor frischer Lebenslust über.

Die Wirkung auf die Kolonie war ungefähr dieselbe, als wenn man einen alten Stein umdreht und die liebe Sonne auf das im Dunkel kriechende Gewürm leuchten läßt. Eine Abordnung erschien in der Kneipe und erkundigte sich, wie lange das Mädchen noch zu bleiben gedenke.

„Na, so ungefähr drei Monate", antwortete der ahnungslose Vater.

Vierzehn Tage später war das Feld verlassen und ein blühendes Geschäft ruiniert. Die prüdeste alte Jungfer ist nicht so empfindlich in diesem Punkte als der Einsiedler des toten Berges oder der leeren Ebene. Und das ist kaum zu verwundern. Ich glaube, daß die verkümmerte und verdorrte Wüstenblüte jede lachende Rose, die duftend ihr Herz der Sonne erschließt, für eine freche und gefährliche Buhlerin hält.

Damit sei aber nicht gesagt, daß jeder Digger ein Weiberfeind ist. Ich habe es, wenn auch selten, anders getroffen. Ich habe tatkräftige, junge Gestalten, Männlein und Weiblein, gekannt, denen selbst der Busch nicht die Lust am Leben verderben konnte — wenigstens noch nicht!

Und da fällt mir gerade ein anderes Erlebnis ein, das als Gegenstück hier seinen Platz finden soll:

„Hallo, bist du das, Bob?“ rief ich freudig aus. „Was tust du denn hier? Ich dachte, du wärst verheiratet!“

„Bin ich auch. Aber das langweilige Stadtleben konnte ich nicht mehr aushalten. Da bin ich ausgerückt.“

„Und deine Frau?“

„Oh, die habe ich nicht zurückgelassen. Ein Goldmädel das; und hat sich gleich an den Busch gewöhnt. Ich habe hier in diesem Flusse eine reiche Ablagerung gefunden, und es geht uns sehr gut. Du wirst natürlich bei uns zu Nacht bleiben. Nur zwei Meilen höher hinauf, da ist die Hütte. Kannst sie nicht verfehlen. Ich muß noch zum Store reiten, aber in anderthalb Stunden bin ich wieder da. Auf Wiedersehen!“

So war Bob also zurückgekehrt in die Berge! Er war ein guter Kamerad gewesen und verdiente etwas Besseres, als die Ehe, dachte ich.

Eine Krümmung des Flusses brachte mich in Sicht eines kleinen Rindenhauses, und ich erkannte meinen Bestimmungsort an der Waschleine, auf welcher eine Menge weiblicher Kleidungsstücke zum Trocknen aufgehängt waren. Ich ritt heran und sprang vom Pferde. Die Tür war offen, und als ich näher trat, sah ich plötzlich einen Mann aus der Stube in das Nebenzimmer, das durch einen Kattunvorhang abgetrennt war, verschwinden. Er hatte ein buntes Hemde an und weißlederne Hosen, die hinten mit einem auffälligen, dunkelblauen Stück Zeug geflickt waren.

Ich hielt erschrocken inne und starrte hinter der unerwarteten Erscheinung her. In dem Kattun-Schlaf-

zimmer konnte ich deutlich jemanden sich hastig anziehen hören, und ehe ich ganz wußte, was mir geschehen, trat aus demselben eine kräftig gebaute junge Frau hervor und kam zur Türe. Ich bemerkte, daß sie erhitzt und atemlos und ihr Haar in Unordnung war. Aber sie fragte mich in scheinbar vollkommenster Ruhe nach meinem Begehr.

Ich war sehr verwirrt über meine unangenehme Entdeckung; und statt mich vorzustellen, wie ich beabsichtigt, bat ich lediglich um Auskunft über den Weg und, kaum auf eine Antwort wartend, kletterte ich wieder auf meinen Gaul und ritt fort.

„Armer Bob! Armer Bob!“ murmelte ich immer vor mich hin, und „daß so etwas einem aufrichtigen, anständigen jungen Menschen geschehen muß! Ob er wohl schon Verdacht geschöpft hat?“

Sobald die Hütte aus Sicht war, hielt ich an, und nach einiger Überlegung und da die Sonne dem Untergange nahe stand, beschloß ich, mein Nachtlager aufzuschlagen. Mechanisch tat ich das Gewohnte, und ehe ich gegessen und meine Pfeife gefüllt hatte, war es schon dunkel. Dann spazierte ich hinüber zu Bobs Heim.

Er war schon längst zurück und wunderte sich höchlichst über meine Abwesenheit. Meine Erklärungen schienen ihm nicht einzuleuchten und schließlich brach er in Gelächter aus:

„Er hat sich vor dir gefürchtet, Mary! Nicht schlecht! Sieh mal, wie er errötet!“

Ich war entrüstet über die kaltblütige Ruhe der Frau. Kein Wunder, daß Bob sich verblenden ließ! Sie war einfach eine geborene Schauspielerin. Aufs Geratewohl beantwortete ich die tausend und aber tausend Fragen über dieses und jenes, die Bob an mich stellte; denn mich be-

schäftigte immer das spurlose Verschwinden des Fremden, den ich in das Schlafzimmer hatte schlüpfen sehen. Schließlich fragte ich mit möglichst gleichgültiger Stimme:

„Wohnt irgend jemand hier in der Nähe?"

„Keine Seele auf dieser Seite des Stores; und der ist zehn Meilen Weg!"

„Sicher?"

„Ja natürlich!" sagte Bob, nicht ohne Erstaunen über meine Hartnäckigkeit. „Hast du jemanden hier gesehen?"

Ich blickte der Frau voll ins Gesicht. Aber sie zuckte nicht mit den Wimpern.

„Nei—ein," antwortete ich gedehnt, „aber —"

Donner — wetter! Da, gerade hinter Bobs Stuhl, lag dasselbe Paar Hosen mit dem künstlerischen blauen Flicken im Sitz; es gab gar kein Verkennen. Der Fremde war also noch augenblicklich im Hause! Der Blick des schuldigen Weibes folgte dem meinen, und jetzt endlich verließ sie ihre Fassung. Sie wurde purpurrot und drehte sich von ihrem Manne weg, der gerade emsig damit beschäftigt war, eine Flasche Whisky zu öffnen, und das Nebenspiel nicht beachtete. Mit kaltem Zorn begegnete ich ihren flehenden Augen, aber ich sagte nichts. Unter dem Vorwande, Gläser holen zu müssen, schmuggelte sie das Kleidungsstück geschickt aus der Stube heraus.

Ich fühlte mich sehr trostlos. Selbst die naturgemäße Befriedigung über das Unglück meines besten Freundes und die Bestätigung meiner weiberfeindlichen Anschauungen genügten nicht, mich zu beruhigen. Ein wütender Haß gegen dieses unschuldig aussehende Weib bemächtigte sich meiner. Der Whisky, der in mir nie eine Stimmung erzeugt, sondern nur ein in mir schon

schlummerndes Gefühl intensifiziert, machte mich weltschmerzlich. Und nach einem durchweg elenden Abend wanderte ich zurück zu meinem einsamen Lager in der schlechtesten aller Launen.

Lange noch saß ich am Feuer und rauchte und sann. Sollte ich Bob alles sagen und ihn aus den Schlingen dieser Magdalene befreien? Höchst wahrscheinlich war es einfach moralische Schlappheit, die mich bewog, zu schweigen. Wie dem auch sei, am nächsten Morgen ritt ich weiter, ohne Abschied zu nehmen. — — —

Es muß mehr als ein Monat gewesen sein, ehe ich auf meiner Rückreise wieder an Bobs Hütte vorbeikam. Ich hatte mich so eingerichtet, daß ich am Vormittag dort eintreffen würde, während mein alter Freund bei der Arbeit im Fluß war, so daß mir ein unter den Umständen so peinliches Wiedersehen erspart bliebe. Und richtig war auch niemand zu Haus, während ich unten im Flußbett deutlich das Geklapper von Steinen und dann auch Stimmen hören konnte. Ich horchte. Ja, da unterhielten sich zwei.

Vorsichtig ritt ich ans hohe Ufer heran und — fiel vor Schreck fast vom Pferde — dort stand ja der geheimnisvolle Fremde, in genau denselben geflickten Beinkleidern, und schaufelte den Sand aus der Zinnwaschrinne, während höher hinauf Bob die schweren Steine aus dem metallhaltigen Kies sortierte. Die beiden schienen sich prächtig zu unterhalten, aber ich konnte kein Wort verstehen.

Ich zog mich zurück und überlegte mir die Sache. Diese Geschichte wurde denn doch ein wenig zu toll. Hier mußte ich eingreifen, was es auch koste. Ich war ein Feigling gewesen, daß ich nicht früher gesprochen! Und

was für ein unglaubliches und hoffnungsloses Kamel Bob doch war! Er mußte ja blind sein.

Entschlossen stieg ich ab und band mein Pferd an einen Baum. Bob hörte mich kommen und schaute auf. Dann legte er warnend seinen Finger an die Lippen, indem er mir zunickte und einen vielmeinenden Blick auf seinen ahnungslosen Kameraden zurückwarf. Und obwohl ich den Zweck des Manövers nicht ganz verstand, oder gerade deswegen vielleicht, gehorchte ich und schlich mich vorsichtig näher. Der Mann mit dem Flicken in den Hosen drehte mir den Rücken zu und arbeitete ruhig weiter. Seine Beinkleider waren über die Knie hochgerollt, und seine kräftigen Arme waren auch nackt.

Plötzlich glitt ich aus auf dem verräterischen Geröll des Flußbettes und fiel mit einem großen Krach zu Boden. Der Fremde drehte sich erschreckt um, und Bob brach in unbändiges Gelächter aus.

„Jetzt kannst du nicht mehr weglaufen!" schrie er seinen Kameraden an. „Viel zu spät! Er hat dich gefaßt, und da bist du! Himmel! wie dumm, wie unbeschreiblich dumm ihr ausseht, ihr beide!"

Und er wollte sich schier wälzen. Ich fand Bobs Betragen sehr unziemlich. Vielleicht jedoch hatte er recht.

Es mag ja möglich sein, daß in dem unvoreingenommenen Zuschauer der Ausdruck meines Gesichtes und mein ganzes Mienenspiel keine besonders günstige Ansicht über meine geistige Befähigung erweckt haben würde. Ich saß nämlich, genau wie ich gefallen war, den Mund weit aufgerissen, die Hände in den Sand gestützt, die Fußspitzen gen Himmel gerichtet und starrte den frechen Ehebrecher an, den ich endlich entlarvt.

Es war — ja! es w a r — Frau Bob! —

Manchmal übrigens, wenn es durchaus nicht regnen will, beschäftigt sich der geduldige Digger damit, den metallhaltigen Kies aus dem trockenen Flußbett zu fördern und an geeigneter Stelle aufzuhäufen, bis das Wasser kommt, das Wasser, nach dem Mensch und Vieh in Australien ewig lechzen. In der Umgegend des großen Zinnzentrums Herberton in Nordqueensland traf ich einst auf einen Mann, der bereits seit drei Jahren dieser wenig ergiebigen Arbeit oblag.

Einige Wochen darauf kam aber wirklich der Regen — das heißt, es brach ein mächtiges Unwetter los, und die Sturmflut schwemmte die ganze Frucht der langjährigen Sklaverei auf Nimmerwiedersehen den Fluß hinab.

Auf westaustralischen Schurffeldern, wo es eigentlich nie regnet und ein Bad teurer ist als ein Sektgelage, gebraucht man vielfach eine aus Sieben zusammengestellte Schüttelmaschine, die das Gold von dem trockenen Sande sondert. Das Verfahren ist jedoch ein langwieriges, und es geht dabei der feinere Goldstaub verloren.

Ehe ich mich losreiße von dem Thema der Schurfarbeiten und ihrem Zauber, ihren glänzenden Überraschungen und bitteren Enttäuschungen, dem unvergleichlichen Gefühle des nahenden Erfolges, wenn unter einem die wirbelnden Wasser den gelben Sand fortreißen und das schwarze, fettige Zinn in dicken Lagen zum Vorschein kommt, oder wenn in der Wagschale das letzte halbe Pfund Lehm über die Ränder fließt und die goldenen Körnchen einzeln herausschimmern, immer mehr, wie am Abendhimmel die Sterne — ehe ich zu den Quarzbergwerken übergehe, muß ich noch einer neueren Art der Strom-Metallgewinnung gedenken.

Viele Flüsse in Australien und vor allem in Maori-

land (Neu-Seeland) enthalten Gold oder Zinn, aber für die gewöhnliche Art der Gewinnung in nicht genügender Menge. Nun hat man große, schwimmende Baggermaschinen gebaut, die viele Hunderte und selbst Tausende Tonnen Sandes täglich zutage fördern und an Deck durch Rotationsapparate waschen. Auf diese Weise bezahlt sich die Bearbeitung von sehr armen Fundstellen, auf denen selbst ein einäugiger Chinese mit krummen Beinen verhungern würde. Das Anlagekapital ist allerdings ein bedeutendes, und in vielen Fällen hat man sich sehr verspekuliert, so daß Baggermaschinen bald billig zu haben sein werden. Aber im großen und ganzen lohnt sich diese Methode, die jetzt auch in Südamerika und Sibirien angewendet wird, ausgezeichnet; denn die Betriebsunkosten sind nur geringe.

Natürlich vorausgesetzt — daß in den betreffenden Flüssen nicht nur Gold, sondern auch Wasser ist.

Die Unterirdischen.

Es ist wirklich etwas Herrliches um ein poetisches Gleichnis. Manchmal paßt es nicht. Aber das ändert nichts an der Poesie. Ganz im Gegenteil! Denn die Moderne —

Doch ich wollte von Bergwerken reden. Als neben der eingeborenen, stachellosen kleinen Honigbiene einige Schwärme ihrer gewappneten europäischen Schwestern in Viktoria eingeführt wurden, begannen die letzteren die Ureinwohner zu verdrängen, sich zu vermehren und langsam gen Norden auszubreiten. Vor ungefähr zehn Jahren waren sie bereits auf dem Wendekreis des Steinbocks angekommen, und als ich Australien verließ, hatten die Pionierschwärme Cooktown passiert. Und wenn sie an der Nordspitze angekommen sind, werden sie nach Westen schwenken und dem erstaunten Neger, der sich in althergebrachter Weise die Honigwaben aus dem hohlen Baumstamm herausmeißelt, einige peinliche Überraschungen bereiten.

Ebenso — hier hebt das Gleichnis an — hat sich der Strom der Goldsucher, den die ersten Funde in der Südostecke Australiens aus aller Welt und einigen Nachbarplaneten in das Land gelockt, nach Norden, den Küstenketten entlang, ausgebreitet, ist schließlich über die Torres-

straße nach Papua übergesprungen und um die Küste herum nach Westaustralien gelangt. Alles Fremde scheint sich in Australien von der Südostecke her auszubreiten, Sträflinge, Kultur, Pest, Karnickel, Branntwein und die Heilsarmee.

Als Hargreaves vor etwa fünfzig Jahren Gold in Viktoria entdeckte, lagen australischer Handel und Landwirtschaft danieder. Die Bevölkerung bestand aus zwei Klassen, den Beamten und Besitzern, und den Sträflingen oder ihren Nachkommen. Nach der kurzen, wüsten Anfangsgeschichte, die in blutigen Striemen auf den zerrissenen Rücken Deportierter geschnitten worden ist, nach Abschaffung der östlichen Verbrecherkolonie fing der Kontinent wieder an, in Vergessenheit zu geraten. Die schmerzhaften Erfahrungen der ersten Bekanntschaft mit der Kultur hatten ihn nur halb erweckt aus seinem Aonenschlafe; und kaum waren die schimpflichen Wunden vernarbt, begann er wieder einzunicken. Ein paar vernachlässigte Herden weideten nahe der Küste; ein paar schlechtbezahlte Hirten hüteten sie; ein paar gleichgültige Farmer zogen etwas lebensmüden Wirsingkohl, und die einzige Unterbrechung in dem grauen Einerlei dieser Existenz bildeten hie und da ein Überfall der hungernden Neger und die unerbittlich darauf folgende Rache der Weißen.

Da erklang der große Auferstehungsruf: Gold!

Aus der ersten ungeregelten Schurfarbeit entwickelte sich in kurzer Zeit eine wissenschaftliche Industrie, die heutzutage ihresgleichen sucht. Die Bergbauschule in Ballarat steht schon auf der Höhe des hervorragendsten Instituts dieser Art in Freiberg. Bendigo, Mt. Morgan, Charters Towers, Croydon, Kalgoorlie gehören zu den bedeutendsten Goldfeldern der Welt. Broken Hill (Silber), Cobar

(Kupfer), Mt. Lyell, Mt. Bischoff (Zinn) und Newcastle (Kohle) sind jedem Fachmann bekannt. Mit den Kupfersulfiden Chillagoes und Cloncurrys, den Zinksilbererzen des Barrier, den schwierigen Goldproblemen Westaustraliens beschäftigen sich die größten Autoritäten aus aller Herren Ländern und vor allem aus Deutschland. Der Bergbau ist eine Stapelindustrie Australiens geworden und wird es noch recht lange bleiben. Bis jetzt sind bereits Metalle und Mineralien im Werte von weit über zehn Milliarden Mark zutage gefördert worden, während jährlich über hundert Tonnen reinen Goldes gewonnen werden. Und stetig wächst die Produktion, vor allem, da die reichen Lager von Kohle und Eisen, die ersteren nur in geringem Maßstabe, die letzteren noch gar nicht berührt worden sind. Fast alle Metalle des Handels sind reichlich vertreten — Platin, Silber, Gold, Zinn, Zink, Kupfer, Antimon, Eisen, Wolfram, Bismut, sowie Diamanten und ganz herrliche Opale, an denen besonders Westqueensland reich ist. Und alles dies in fünfzig Jahren, neben anderen großen Industrien und Handelsunternehmungen, bei einer Bevölkerung von etwa der Hälfte der einen Stadt London! —

*

A—a—ah!! Das habe ich endlich von der Leber: Es muß doch fürchterlich sein, ein sachliches Reisewerk zu schreiben oder in den dunkelsten Tiefen der schrecklichen Statistik sein Dasein kümmerlich zu fristen. Darum, um nur ja nicht in unverdienten Verdacht der logischen Gründlichkeit und peinlichen Gewissenhaftigkeit zu geraten, ein Verdacht, der mich schwer kränken würde,

befinde ich mich jetzt plötzlich auf dem größten Goldfeld Australiens, in Charters Towers, Nordqueensland.

Wie ich dort hingekommen bin, kann ich nicht genau sagen. Niemand weiß in jenem schönen Lande, wieso er überhaupt irgendwo hinkommt; und die wenigsten, weshalb sie da bleiben, wo sie aus Versehen gelandet sind. Gerade die Ungewißheit, diese vage Wurstigkeit, bilden den Hauptreiz des Buschlebens.

Der erste Eindruck, den ich von der Stadt gewann, war vorzüglich. Denn es gab Eis daselbst. Und wenn man auch in Australien seinen Magen nicht so planmäßig mit gefrorenem Wasser überschwemmt und ruiniert, wie der Amerikaner es tut, so hatte ich doch ein Ohr, zwei sogar, für das liebliche Geklingel eines Stückchens klaren Eises im Glase. Die laue Fischsuppe aus den übelriechenden Sumpflöchern der Flußbetten ist auch nicht sonderlich gesund und jedenfalls nicht annähernd so appetitlich.

Doch Eis bringt mich wieder einmal auf das Kapitel des ewigen Durstes. Das Thema ist einfach unerschöpflich. Und da die moderne Sozialwissenschaft ihm das Insiegel der höchsten Wichtigkeit aufgedrückt, so entschuldige ich mich nicht weiter, sondern beginne.

Schwierigkeiten des Transports und die Unzuträglichkeit des Klimas beschränken den Biergenuß auf die größeren Bevölkerungszentren. Zwar wird auch in kleineren Orten, wo es kein Eis gibt (Kohlensäure braucht man nirgends), eine Flüssigkeit verschenkt, welche die erregte Phantasie eines symbolischen Dichters vielleicht in irgendeiner mystischen Weise an wirkliches Bier erinnern könnte. Aber über diese Greuel schweige ich lieber. Doch Charters Tower besitzt eine eigene Brauerei, und wenn

man sehr durstig ist — denn es ist heiß dort, und der feine Quarzstaub dringt in alle Öffnungen und Poren — schmeckt ein kühles „langes Bier", wie es technisch heißt, gar nicht schlechter als z. B. Karlsbader Sprudel. Die Wirkung jedenfalls ist die gleiche — auf den Fremden. Der Magen des Australiers ist mit einem doppelten Kupferboden versehen.

Weshalb Australien kein anständiges Bier hervorbringen kann, ist schwer erklärlich. Wäre ich abergläubisch, würde ich sagen, es ruht ein Fluch auf dem Lande. Es leidet an Wassermangel, und die paar Tropfen, die hier und da zu finden sind, lassen sich noch nicht einmal in Bier umwandeln (geschweige denn trinken). Beste deutsche und amerikanische Brauer haben sich schon im Süden wie im Norden versucht. Aber geleistet haben sie bis jetzt nichts. Das Produkt mag noch so sorgfältig bereitet und die Materialien noch so teuer sein, das Bier ist glattweg — schlecht!

Doch der australische Trinker versteht sich auf sophistische Art zu trösten. Es gibt überhaupt kein schlechtes Bier, behauptet er. Nur gutes Bier und besseres Bier. Der Nullpunkt ist ja schließlich eine sehr willkürliche Einrichtung.

Statt des schweren, mit gesundheitsschädlichen Chemikalien gepanschten Stoffes würde leichter Wein ein zuträgliches Getränk bilden. Aber leider scheint der Wein, der in Queensland und Südaustralien, meist von deutschen Ansiedlern, kultiviert wird, durch die Bank süß und schwer zu sein. Allerdings ist die Industrie noch sehr jung, und es dürften späterhin bessere Ergebnisse erzielt werden. Aber weshalb nicht Apfelwein? Persönlich hasse ich Apfelwein und glaube an Rum. Doch das hält mich

nicht ab, ihn anderen Leuten angelegentlichst zu empfehlen. Im heißen, durstigen Australien könnte man kein idealeres Nationalgetränk erfinden. Und wenn dem Buschmann der mühsam ersparte Scheck in dieser Flüssigkeit zu langsam schmilzt; kann er zu Apfelsekt übergehen. Sapienti sat.

Dabei fällt mir ein Neuling auf den westaustralischen Goldfeldern ein, der ernstlich vor Übergenuß des scheußlichen destillierten Wassers gewarnt worden war. Eingedenk dessen löschte er seinen wertvollen Durst in fünfzehn bis achtzehn großen Schoppen eines Bieres, das wie die kunstgerechte Mischung von grüner Seife, Hopfen und Guano schmeckte — und wahrscheinlich auch war. Als er sich abends zu Bett legte und immer noch Durst empfand, trank er mit Zittern und Zagen ein halbes Gläschen Wasser. Morgens wachte er auf mit einem riesigen Kater und einem Geschmack im Munde, als ob er drei ganze Portionen in Wagenschmiere gebratener Gummisohlen verzehrt hätte. Atemlos stürzte er an die Bar und ließ sich ein „langes" Bier geben.

„Beim Himmel, keinen Tropfen Wasser mehr für dies Kind!" stöhnte er und setzte an. Es fällt dem voreingenommenen Menschen oft nicht leicht, korrekt von Wirkung auf Ursache zu schließen.

Doch ich beginne, auf gefährliche Abwege zu geraten.

*

Die Bergleute bilden das Rückgrat der Antipodenbevölkerung. Sie erhalten gute Löhnung, von acht bis zwölf Mark für den Achtstundentag, und leben in materiellen Verhältnissen, die ihnen Zeit und Gelegenheit zu ihrer geistigen und sittlichen Entwicklung geben. Sie sind fast

alle ordnungsliebend, selbstachtend, gastfreundlich, intelligent und zuvorkommend. Sie haben meist die Welt kennengelernt, und es ist ihnen trotz ihrer ausgeprägt demokratischen Gesinnung der verbissene Neidgeist des europäischen Sozialisten ganz fremd. Im Gegenteil, sie sind Individualisten, mit einem aufopfernden Gemeinsinn begabt.

Ein Goldfeld, vor allem ein junges Goldfeld, ist natürlicherweise sehr republikanisch angehaucht. Rang- und Standesunterschiede kennt der gesellschaftliche Verkehr erst, wenn das Fett abgeschöpft ist, wenn das Syndikat mit seinen kostspieligen Maschinenanlagen und seinen vielen Angestellten an die Stelle des primitiven Diggers auf eigene Faust tritt, kurz, wenn aus dem Dorado eine Fabrikstadt geworden ist, oder dort, wo die Armut der Quarzader von vornherein Grundumsatz verlangt. Gewöhnlich aber ist der Mann im zerissenen Flanellhemde und dem geflickten Hosenboden genau so willkommen, wie der Gigerl aus dem neuesten Modejournal, der Arbeiter in einem Bergwerk so angesehen, wie der erste Direktor. Im allgemeinen dürfte der geflickte Herr der reichere sein, denn er verschwendet sein Geld nicht an den Schneider. Und wer heute keinen Pfennig besitzt und sehnsüchtig auf jemand wartet, der ihm ein Glas Rum spende, mag morgen auf dem besten Wege zum Millionärhimmel sein, denn die Pforte ist weit, und der Weg ist breit, und ihrer sind viele, die darauf wandeln.

Damit will ich nicht sagen, daß Gelderwerb dem Digger ein Selbstzweck sei. Weit davon entfernt, ist er vielmehr einer der unverbesserlichsten Verschwender, die die Natur geschaffen.

„Das ist aber ganz famoses Zeug!" bemerkte ich bei Besichtigung eines Haufens Quarz, den zwei Digger aus

einer neuentdeckten Ader gebrochen und gefördert hatten. „Ganz vor — verflucht — zügliches Zeug,“ setzte ich mit Nachdruck hinzu, um meinen Neid zu verbergen. „Wieviel ist es wohl wert?“

„Na,“ schmunzelte einer der glücklichen Besitzer, „so ungefähr fünfhundert lange Biere auf die Tonne.“

Ich setzte mich mit einem Ruck auf den Haufen und dachte nach: Goldwert etwas über sechzig Mark die Unze; Bierwert fünfzig Pfennig das „lange“; also Wert des Quarzes etwa vier Unzen die Tonne.

„Donnerwetter!“ rief ich aus nach einer Viertelstunde harter Rechenarbeit. Und dann gingen wir und lösten zwei und ein halbes Kilo dieses Quarzes in Bier auf. Übrigens schmeckte der Labetrunk stark genug, um nicht nur im figürlichen Sinne das Quarz auflösen zu können. Aber das ist nebensächlich.

Die Stadt Charters Towers hat eine Einwohnerzahl von etwa dreißigtausend Seelen und erhält sich lediglich durch die Goldbergwerke. Wenn diese einmal ausgehen, ist es mit der ganzen Ansiedlung vorbei. Dann werden die vielen Steinpaläste, die langen Straßen zierlicher Wellblechhäuser, die großen Hotels und Kaufläden dem Verfall überlassen werden müssen. Denn die Oberfläche des Bodens ist ebenso wüst und arm, wie die unterirdischen Schichten reich sind. Und leider ist aller Bergbau schließlich eine Raubwirtschaft. Was man aus den Eingeweiden der Erde herausgerissen, das wächst nicht wieder. Durch reichliche Anwendung von Leitungswasser haben einige der Hausbesitzer eine klägliche Nachahmung von Gartenanlagen geschaffen. Die Mehrzahl aber begnügt sich, wenn ihnen die Landschaft zu trostlos erscheint, sie sich durch den idealisierenden Boden eines Bierglases zu betrachten.

Überall aus dem blauweißen Blechdachmeer ragen die rauchenden Schlote der Gruben empor, und Tag und Nacht dröhnt das Gestampfe der vielen Quarzmühlen. Nur am Sonntag herrscht ein Schweigen, das dem Einwohner geradezu auf die Nerven fällt. Wie furchtbar laut eine solch plötzliche Stille sein kann, läßt sich gar nicht beschreiben.

Am Sonnabend, der nur ein halber Arbeitstag ist, beginnen sich abends die Straßen zu füllen, bis aller Wagenverkehr eingestellt werden muß. Alles, was Beine hat, wandert das Pflaster auf und ab, und die Kneipen machen glänzende Geschäfte. Sonntags dagegen sind Läden und Bars geschlossen, die Straßen auch in den großen Küstenstädten des Südens wie ausgestorben. Mit dem scheuen Blick eines Verbrechers schleicht sich ab und zu ein Durstiger durch die Hintertür in das Restaurant und wagt eine mehr oder minder hohe Geldstrafe um eines erfrischenden Trunkes halber. Im Norden wird es allerdings vielfach nicht so genau mit dem Sonntagsschluß genommen, und die hohe Polizei sogar schließt sich gern den frechen Übertretern des Gesetzes an. Geschlossen werden abends die Schankwirtschaften um elf Uhr — mit Variationen.

Trotz der anstrengenden Untergrundarbeit und des heißen Klimas sieht man in Charters Towers überall gesunde, fröhliche Gesichter und gut gekleidete Menschen. Vor allem das weibliche Geschlecht, das ich hier zum ersten Male längere Zeit hindurch studieren konnte (honny soit qui mal y pense), ist geschmackvoll angezogen, was man von den mit Vorliebe in ohrenbetäubenden Farben sich ergehenden Damen der südlichen Städte nicht behaupten könnte. Allerdings in Nordqueensland, wo es immer

Sommer ist, fällt es leicht (und billig), duftig und frisch auszusehen. .

Doch das ist ein zu verfängliches Thema. Außerdem kann das Urteil eines Mannes, der aus der Verlassenheit des Busches sich plötzlich in das halbvergessene Wunderland lebensfroher weiblicher Gesellschaft versetzt sieht, kaum objektiv zu nennen sein. Denn alle unsere Beobachtung geht von Vergleichen aus. Und wo die nötigen Vergleichspunkte fehlen, da artet auch unser Geschmack aus. Daher die dem Leser vielleicht unerklärliche Buschehe in preußischen Landesfarben.

Auch ich, nachdem ich in verhältnismäßige Zivilisation zurückgekehrt war, betrachtete mir eines Tages mit Kummer und Entsetzen die Galerie von Buschschönheiten, die ich bis dahin auf dem Herzen getragen (sehr zum Schaden der Photographien), und vernichtete sie heimlich um Mitternacht an einem verborgenen Orte. Aber schön ist es doch, wenigstens einmal wieder in dieser Richtung den blasierten Nil-admirari-Zustand losgeworden zu sein. Denn, wie der berühmte Dichter*) sagt:

Wir hatten geträumt in der Wüste so weit,
Wir lebten von Sehnsucht und Hoffen;
Doch als sie dann endlich gekommen die Zeit,
Da hat die bezaubernde Wirklichkeit
Die Träume noch weit übertroffen.

Nun kehre ich aber auch reumütig zum Bergbau zurück.

Über dreitausend Fuß tief sind einzelne der Schächte schon in Charters Towers. Das heißt, obwohl das Feld auf der großen nordsüdlichen Berg-

*) Nämlich ich selbst! — Der Verf.

kette fünfzehnhundert Fuß hoch liegt, holt man das goldreiche Quarz noch aus einer Tiefe von fünfzehnhundert Fuß unter dem Meeresspiegel herauf. Die Betriebsmaschinerie, die künstliche Lüftung, die Sicherheitsmaßregeln sind sehr vollkommen. Man tritt durch eine kleine Tür in dem Schachtüberbau in einen großen, soliden Fahrstuhl ein. Ein Signal ertönt, und hinab geht es mit Eisenbahngeschwindigkeit, aber so leise, so sicher, daß man kaum etwas verspürt, außer vielleicht einem bedenklichen Emporstreben des Magens gen oben.

Natürlich hat man bei kleinen Schächten Handwinden oder ein Pferdegöpelwerk, und statt des Fahrstuhls einfach die Seilschlinge oder ein Förderfaß, das sich wie ein Kreisel dreht und gelegentlich auch mal irgendwo anstößt oder überkantet, was bekanntlich nicht gerade angenehm ist. Die Schächte sind innen allerdings meist mit Brettern beschlagen oder in sehr feuchtem Boden auszementiert, weil selbst das kleinste Stück, das sich loslöst und fällt, lebensgefährlich wird. Ich sah einst einen Mann, den ein haselnußgroßer Stein — fünfhundert Fuß tief — zwischen die Schulterblätter getroffen und getötet hatte. Die Wunde sah aus, als ob sie von einer Explosivkugel herrührte; das Rückgrat war durchgeschlagen und das Loch im Rücken so groß, daß man seinen Kopf hätte hineinstecken können.

Während der Fahrt nach unten ist alles still und dunkel. Da, plötzlich, ein Lichtschein, einige gedämpfte Stimmen, und wir sind da. Mit der Wachskerze in der Hand — denn schlagende Wetter gibt es hier nicht — wandern wir durch die langen, niedrigen Galerien, zum Takte der Hämmer. Hin und wieder tönt aus der Ferne ein dumpfer Sprengschuß. Dann wieder ein Warnungs-

ruf — wir drücken uns an die Wand, und vorbei saust eine Reihe beladener Wagen, von einer mit komprimierter Luft getriebenen Maschine gezogen. Endlich sind wir an das Ende eines der Maulwurfsgänge gestolpert und sehen vor uns das Gesicht der Ader, metallisch glitzernd. Das ist natürlich nicht alles Gold. Aber es sieht verlockend aus.

Es wird in dieser Galerie nicht mehr gearbeitet. Denn hier ist die Grenze der Mutungserlaubnis. Dieses Quarz vor uns gehört bereits dem benachbarten Bergwerk. Ein Gefühl überwältigender Verlassenheit und Hilflosigkeit kommt über uns. Vielleicht ist es die Hitze, die kaum erträglich scheint; vielleicht der Mangel an Lüftung in dieser entlegenen, unterirdischen Sackgasse. Irgendwo über uns tickt eine Luftbohrmaschine, wie eine Totenuhr. Dazu das eintönige, schwermütige Tröpfeln des aus der Decke sickernden Wassers. Uns wird unheimlich zumute.

Wir wandern zurück. Überall, in kurzen und langen Galerien, über uns, neben uns, unter uns, tauchen halbnackte, riesenhafte Vulkangestalten auf, fremdartig in der schwachen, rötlichen Kerzenbeleuchtung. In Schweiß gebadet schwingen sie ihre Hämmer, ein nächtlich geheimnisvolles Treiben. Eine Wolke erstickenden Dynamitrauchs wird von dem künstlichen Luftdruck an uns vorübergehetzt. Und dann tauchen wir wieder aus dem Labyrinth heraus auf der Plattform vor dem Schacht auf.

Meilenweit kann man in diesen Galerien marschieren, denn die meisten Bergwerke sind untergrund miteinander verbunden. Und fast ebenso lang würde dieses Kapitel werden, wenn ich mich auf eine Beschreibung des Betriebes einlassen würde. Ich muß mich daher mit einigen Randbemerkungen begnügen.

In Charters Towers hält sich die Ergiebigkeit des Quarzes auf ungefähr eine Unze zur Tonne. Aber das ist noch lange nicht die Grenze der Rentabilität. In Bendigo z. B., einem der ältesten Goldfelder Australiens, zahlt Stewarts Company gute Dividenden von Stein, der nur ein Zehntel Unze Gold pro Tonne enthält. Es liegen noch ungeheure Schätze an Metallen im Boden, der Picke harrend, Quarzmassen, die vorläufig noch zu arm sind, die große Maschinenanlagen und Massenverarbeitung verlangen, wo der Reingewinn erst durch die Menge des Materials lohnend wird, wo man nach dem Grundsatz des kleinen Profits und des großen Umsatzes verfahren muß. Das ist natürlich nicht sehr verlockend, solange noch leicht gewonnene Schatzkammern zu finden sind; und vor allem die Börse gibt sich ungern damit ab.

Denn in allen bedeutenden Unternehmen ist der Londoner Makler noch maßgebend. Und seine Geschäftspraktiken sind eigentümlich. Der Bergwerksschwindel in Westaustralien, durch den Tausende kleiner Aktionäre in Europa ruiniert wurden, dürfte noch nicht vergessen sein. Da wurde ein Mutungsrecht für einige hundert Pfund Sterling vom Entdecker gekauft, großartige Berichte über den fabelhaften Reichtum der Adern in Umlauf gesetzt, ein Millionensyndikat gegründet, einige tausend Pfund auf Betriebskonto geschrieben — und der Rest des Geldes verschwand spurlos in verschiedenen auserlesenen Hosentaschen. Darauf wurde wacker weitergelogen, glänzende Nachrichten heimgesandt, die Aktien in die Höhe getrieben, bis alle „Wissenden" ausverkauft hatten und endlich der Krach kam. Einzelne dieser Gruben, die dem Publikum angepriesen wurden und die tatsächlich Adern enthielten (wahrscheinlich aus Versehen), gingen

auch an dieser blödsinnigen Überkapitalisierung zugrunde. Denn welches einzelne Bergwerk kann anständige Dividenden auf eine künstliche Marktquote von einhundertfünfzig bis zweihundert Millionen Mark bezahlen, um so mehr als eine Goldader selten ein langes Leben hat.

Natürlich ist durch diese Machinationen die Bergindustrie schwer geschädigt worden. In Australien gilt heute der Titel „Bergbauexpert" als schwere Beleidigung. Positiv: Lüge; Komparativ: hundsgemeine Lüge; Superlativ: Goldminenprospekt!

Wenn die Aufmerksamkeit des Großkapitals in Europa einmal auf einen Distrikt, sei er in Alaska oder in Patagonien gelegen, gelenkt worden ist, so gibt es kein Halten mehr, und das faulste Angebot geht ab wie warme Semmeln. Das Publikum braucht nur einen Leithammel.

In Gegenden, die das Glück haben, gerade bei der Börse modern zu sein, wird natürlich auch ein schwunghafter Handel mit goldhaltigen Quarzproben getrieben. So sandte ein berüchtigter Gründer aus Coolgardie einmal eine halbe Tonne Stein nach London, der äußerst reich war, aber leider nicht von seinem Mutungsblock stammte. Eine Gesellschaft m(it) b(ankerotten) H(intermännern) wurde geschaffen, und dann traf ein Kabeltelegramm an den leitenden Bergingenieur ein: „Senkt sofort Schacht und beginnt Abbau der Ader."

Die Antwort lautete niederschmetternd: „Werde anfangen mit Abbau, sobald Sie mir die Ader zurücksenden."

Aber auch im kleinen wird viel „gesalzen", wie man die Verfälschung von Quarzproben nennt. So kannte ich einen erfinderischen Digger, der den Durchstich einer ganz tauben Ader „verbesserte", indem er seine Schlipsnadel und eine Brosche seiner Frau in das Gesicht des

Steins hämmerte und das Kunstwerk dann für zwanzigtausend Mark verkaufte.

Auf der anderen Seite führte einmal ein Squatter, der ebenfalls in Minen spekulierte, einen gelehrten Sachverständigen gehörig ab. Nachdem dieser gewissenhafte Mann ihm seine wertvollen Dienste angeboten, wies der Squatter ihn auf einen Haufen weiß schimmernder Kristalle.

„Na, was halten Sie davon?“ fragte er neugierig.

Der gelehrte Sachverständige nahm ein Vergrößerungsglas aus der Tasche und untersuchte mit wichtiger Miene einige Proben. Dann wandte er sich an seinen Gefährten und erklärte bestimmt: „Es ist zwar nicht besonders gutes Quarz; aber ich glaube, eine halbe Unze wird es mindestens liefern.“

Fünf Minuten später sah man den gelehrten Sachverständigen in Begleitung einer Meute Hunde als Schrittmacher sich im Dauerlauf üben. Das Quarz war nämlich ganz gewöhnliches — Steinsalz!

Um auf die Goldsuche — prospecting — zu gehen, braucht man etwas Geduld, etwas geologische Kenntnis, etwas praktische Erfahrung — und Glück. Denn, wie der alte Cornwall Miner von dem gelben Metalle sagte: „Wo es is, da is es!“ Und das ist ungefähr die einzige praktische Anleitung, die es gibt.

Aber wo eben Gold ist, da ist Hoffnung. Auch heute noch fällt hier und da ein Vermögen ab für den kleinen Mann. Vor kurzem ging in einem alten, halbvergessenen Goldfeld des Nordens ein Digger hinter einem schwer beladenen Frachtwagen her, der mit geschlossenen Rädern auf einer der größten Überlandverkehrsstraßen einen steilen Abhang hinabgeschleift wurde. In einer der

Furchen leuchtete plötzlich etwas in der Sonne auf, und als der Digger sich's näher besah, fand er eine schmale, aber äußerst wohlhabende Ader. Er nahm sofort ein Mutungsrecht auf und hatte in wenigen Wochen aus einem Loch, das nur wenige Kubikmeter maß, für achthunderttausend Mark Gold gewonnen. Übrigens sah ich den Glückspilz sechs Monate später wieder, und er suchte sich eine Stange Tabak und fünfzig Pfennig von mir zu borgen. Den Tabak erhielt er. Fünf Groschen besaß ich selber nicht.

Wie Märchen aus Tausendundeiner Nacht klingen manche der Geschichten von der Entdeckung bedeutender Bergwerke. Manchmal kommt es aber auch anders. Im Büro eines Metallurgisten in Viktoria erschien eines Tages ein junger Mann mit einem Klumpen gelben Metalls. Der Beamte besah sich das Stück Erz, lachte und erklärte es für wertlose Schwefelgalena.

„Mein Himmel!" jammerte der Enttäuschte. „Und da habe ich daraufhin schon die alte Witwe Muldoon, der das Land gehört, mit ihren sieben Kindern geheiratet. Oh je, oh je!"

Was Kupfer und Silber anbetrifft, so ist die Ausbeutung solcher Lager meist Sache einer kapitalskräftigen Gesellschaft, weil dazu teure Maschinerien, Mühlen, Hochöfen, ja selbst Eisenbahnen notwendig sind, sowie ein ganzes Heer von Metallurgisten und Chemikern. Wenn einmal die Transportverhältnisse besser werden, wenn Arbeit und vor allem Kohle billiger ist, dann werden Hunderte von bekannten und Tausende noch unentdeckter Adern, die in Europa oder Nordamerika wahre Bonanzas sein würden, aber sich augenblicklich noch in Australien nicht rentieren, dem Betrieb übergeben werden. Am

Lake Superior in den Vereinigten Staaten macht man einen glänzenden Reingewinn aus halbprozentigem Kupfererz, dreitausend bis viertausend Fuß hoch gefördert. In Queensland würde man keine Scheune bauen aus zehnprozentigem Stein.

Beiläufig gesagt, während der großen westaustralischen Minenhausse wurde in Southern Croß eine Kirche gebaut aus goldhaltigem Quarz, den freiwilligen Beiträgen der großen Gruben — eine Bombenreklame für den Reichtum sowohl als die Frömmigkeit des Landes. Leider aber waren beide nicht weit her: denn ein oder zwei Jahre später mußte der Seelsorger die Gemeinde auf sein rückständiges Gehalt verklagen, und als eine Pfändung fruchtlos blieb, fuhr er einfach die Kirche ab und schickte sie durch die Stampfmühle. Vor allem der Glockenturm bezahlte sich vorzüglich.

Das große, ganz tropische nördliche Territorium, das politisch zu Südaustralien gehört, aber wohl demnächst von der Bundesregierung übernommen werden wird, liegt noch fast gänzlich brach. Die Bevölkerung besteht meist aus Chinesen, und die Hauptstadt, Port Darwin, der Ausgangspunkt des Überlandtelegraphen und nach Ausbau der transkontinentalen Eisenbahn wohl der europäische Handelshafen der Zukunft, wie Sydney der pazifische sein wird, gleicht augenblicklich einer Taschenausgabe Schanghais. (Nebenbei gesagt, wenn ich bar Geld übrig hätte, würde ich es in Land in Port Darwin anlegen.)

In diesem Gebiete ist es auch, wo Ah-Sin und Ah-Fu sich dem Bergbau widmen, während sie in den anderen Provinzen nur der nacherntenden Schurfarbeit obliegen, wo der Weiße das Feld verlassen hat. Das

Land ist reich an mineralischen Schätzen und hat bereits, obwohl so wenig getan wird, für über vierzig Millionen Mark Gold, Silber, Zinn und Kupfer ausgeführt. Aber der Mangel an Beförderungsmitteln und besonders das schlechte Klima hindern vorläufig noch eine systematische Ausbeutung. Im Norden Australiens ist nämlich das Klima immer fieberhaft und ungesund, bis der betreffende Distrikt eine Zeitlang bewohnt, man möchte sagen, desinfiziert worden ist. Der Busch muß dort erst abgestaubt und gelüftet werden, nachdem er so ewig lange leer gestanden hat, ehe die neu einziehenden Mieter sich wohl darin fühlen können.

Die wenigen Beamten haben es nicht leicht mit dem geriebenen Mongolen. Es wird mit Recht behauptet, daß ein einziger Chinese ein Konsortium von drei Arabern, vier Parsis und einem jüdischen Kommerzienrat beschwindeln kann. Im Notfall verschanzt er sich einfach hinter seiner Unkenntnis der Landessprache.

Zuweilen jedoch macht auch der verachtete Kaukasier einen Treffer. Ah-Lin-Fang-Ho war wegen irgendeiner Übertretung zu zwanzig Mark Strafe verurteilt worden; aber den vereinigten, langatmigen Bemühungen des gesamten Gerichtshofes und verschiedener freiwilliger Dragomans gelang es nicht, Ah- usw. ein klares Verständnis des Urteils beizubringen. Endlich kam ein irischer Polizist (alle Iren im Auslande werden Maurer oder Polizisten) auf einen glänzenden Gedanken.

„He! Du oller hoidnischer Chinäse!" fuhr er den geistig Umnachteten an, der mit einem blöden Lächeln auf den Lippen einen unmöglichen Grad von Stumpfsinn heuchelte; „mach' mer koine Faxen! Hundert bare Mark muß'te blechen, wie du woißt. Also 'raus mit dem Lappen!"

Da vergaß sich der sündhafte Heide und fiel in die Falle, so ihm gestellt war. „Keine Idee!" sagte er triumphierend. „Zwanzig Mark sind's nur!"

Und dann mußte er allerdings berappen.

*

Nachdem sich der Gürtel des Metallprospektors um den ganzen Erdteil geschlossen, dringt man jetzt von Osten und von Westen auf der Suche in das mehr oder minder wüste Innere vor. Die Schwierigkeiten solcher Entdeckungsreisen sind natürlich ungeheuer. Hunderte mutiger Männer sind schon elendiglich in der Verlassenheit umgekommen, unter ihnen der berühmte deutsche Naturforscher Leichhardt, dessen Ende noch immer in tragisches Dunkel gehüllt ist — einer der wenigen Romane des prosaischsten aller Erdteile. Besonders der Vorstoß in das tote Hinterland von Westaustralien fordert manches wertvolle Leben Aber Gold ist magnetisch. Wer ein Charakterbild des Herzens von Australien schaffen will, der nehme die lachende Fata Morgana des Glücks, fern winkend über eine weite, öde, steinige Fläche; der ganze Horizont hüpft und schwimmt in Hitzwellen; ein stahlblauer, wolkenloser Himmel deckt das Ganze wie ein gewaltiger Käfig zu; und im Vordergrunde schleift ein lechzender Mann mit fahlen, eingefallenen Wangen, irren Augen und blutlosen Lippen sich über das glühende Geröll; seine Wegweiser durch die Einsamkeit ein paar nackte Gerippe. Und nicht e i n sanfter Farbenton in dem Gemälde! Nur weißes, hartes, blendendes Licht.

Ich weiß, ich habe ähnliche Bilder schon mehrfach zu schildern gesucht. Aber immer wieder kommt es mir

vor, als hätte ich den Grundton nicht getroffen, als hätte ich die rätselhafte Paradoxe dieses Landes nicht schroff, nicht emphatisch genug dargestellt; die schwarze Verzweiflungsnacht dieser unbarmherzigen Helle; die hoffnungslos tote Kälte dieser markverbrennenden Glut; die Gespensterfülle in dieser seelenlosen Leere; das wahnwitzige Stimmengewirr, das diese ewige, leblose Stille erfüllt.

Und dennoch treibt es und drängt es hinein in die Öde; und wer einmal gekostet hat von den Lippen der Wildnis, den läßt es nicht mehr los, den zieht es immer wieder in die hageren, leidenschaftlichen Arme, an die vertrocknete, brennende Brust der Wüste. Und die auri sacra fames lockt und lockt, bis er nicht mehr widerstehen kann, bis er wieder hinauswandert in den schnellverwischten Spuren einer flüchtigen Chimäre.

Weit hinten, durch Steppe und Schluchten,
allein mit sich selbst und dem Tod,
Verliert sich die Vorhut der Arbeit. In
grimmig verbissener Not
Bekämpfen sie Hunger und Wahnsinn, in
schweigender, endloser Schlacht,
Gespenster am sonnlichten Tage und grausige
Schrecken bei Nacht.
Ihr Puls hämmert immer nur: Weiter! Ihr
Sehnen ruft immer nur: Fort!
Ihr Weg führt hinein in die Wildnis; ihr
Ziel heißt: Noch—immer—nicht—dort!
Kein Führer stürzt vor in den Reihen; kein
schmetterndes Siegesgebraus
Erhebt ihre Herzen zum Streite und fegt
das Entsetzen hinaus.
Kein Kuß eines liebenden Weibes, kein Gruß
einer segnenden Hand
Versüßen die bittersten Stunden der Schar,
die die Ferne gebannt.
Betört und verarmt und verlassen, von Stürmen zerzaust und zerschellt —

So müssen sie wandern und sterben, da
draußen, weit draußen im Veldt.
Sie fanden den Siedlern das Neuland, die
Farm, die der Bauer sich nahm;
Sie wiesen die schlummernden Schätze dem
Krämer, der nach ihnen kam;
Sie fielen und wurden vergessen; sie litten,
und nimmer ein Wort
Gedenkt der betrogenen Hoffnung, der Jugend,
die ihnen verdorrt.
Noch wandern sie lieblos und einsam die
pfadlose Wüste entlang,
Ein hämisches Lächeln zum Lohne, ein Zucken
der Achseln als Dank;
Dahinter, da schwärmen die andern, für die
sie gewagt und gewacht —
Doch sie ziehen weiter und weiter und
schwinden in Schweigen und Nacht.

Geh, frag' sie, wozu und weswegen, nach
Gold und nach Ehre — und stumm
Verweigern sie Rede und Antwort: sie wissen,
sie *wissen* warum!
Die Blicke des zagenden Säumers sehn
Opfer und keinen Gewinn;
Und dennoch: dem Auge des Träumers ent-
hüllt sich die Schönheit darin.
Trostlieder des Stürmers und Drängers
trägt ihnen der Nachtwind herbei;
Jedoch — nur das Ohr eines Sängers ver-
steht seine Buschmelodei.
Sie kennen das Urteil des Richters: nicht
Liebe, nicht Weib und nicht Kind —
Und doch — nur das Herz eines Dichters
kann fühlen, wie glücklich sie sind! — —

Übrigens sind Luftspiegelungen ziemlich häufig im Innern, über große Entfernungen mit schier unglaublicher Treue aktuelle Szenen wiedergebend. Ich übergehe eine sehr legendenhafte Mordsgeschichte, derzufolge die Augenzeugen der Bluttat, über hundert Meilen vom Tatort

entfernt, jede Einzelheit beobachten konnten. Aber ich kann nicht umhin, eines unglücklichen Alkoholikers zu gedenken, dem eine Fata Morgana einst einen ganz gemeinen Streich gespielt.

Auf dem langen Wege zwischen zwei westlichen Schafstationen fand der Grenzreiter einen Fußwanderer mit zerhackten Pulsadern neben seinem Bündel im Staube liegen. Der barmherzige Samariter legte schnell einen Notverband an und gab dem Halbbewußtlosen einen Schluck Schnaps zu trinken. Das belebte ihn, und bald war er imstande, Rechenschaft zu geben.

„Seit sechs Monaten“, erzählte er mit weinerlicher Stimme, „bin ich in dieser vermaledeiten Wüste umhergezogen und habe mir nicht genug verdienen können, um mich auch nur einmal ordentlich zu betrinken. Jeder Buschkneipe bin ich meilenweit ausgewichen; denn ich glaube, wäre mir eine gefüllte Flasche zu Gesicht gekommen, ich hätte Totschlag begangen. Halbverzweifelt bin ich geworden. Das Leben schien mir ganz und gar trostlos. Und da — heute — eben, sitze ich hier — da erscheint mir plötzlich“ — und er richtete sich drohend auf und ballte die Fäuste — „so eine kujonierende, hundsrippige, doppelübermangansaure, blutige Luftspiegelung von — von — na, was denken Sie, wovon? — Von Bogans Kneipe! Eisenholz Jeo und Georg und Fritz der Känguruher und ein halbes Dutzend andere saßen auf der Veranda und tranken — tranken — tranken —“

Der Ärmste brach überwältigt von der schrecklichen Erinnerung zusammen. Erst als er die ganze Flasche des Grenzreiters geleert und sich überzeugt hatte, daß keine zweite zur Stelle war, konnte er sich wieder emporraffen und seine Last, die leichte physische und die schwere

psychische, weiter schleppen auf der endlosen Straße von Nichts nach Nirgendwo. —

Man bedient sich neuerdings, seitdem die westaustralischen Wüstengoldfelder von Coolgardie, Kalgoorlie, Murchison usw. entdeckt sind, des Kamels als Beförderungsmittel. Es ist genügsam und kann lange Strecken ohne Trunk durchqueren. Aber damit hören auch die guten Eigenschaften des Wüstenschiffes auf. Es ist wild, bissig, unbequem, faul. Sein Treiber, der aus Asien importiert wird, sagt „Huschta" zu ihm und beschimpft das Gedächtnis seiner Mutter in einer blumenreichen Sprache, welche die alte, legitime Buschfluchmethode vollständig über den Haufen wirft. Wenn das Kamel nicht mit seiner Last aufstehen will, so behauptet der imaginative Afghane, eine räudige Hyäne sitze im Mondschein auf dem Grabe seines (des Kamels) Vaters und heule, eine Mitteilung, die einen gewaltigen moralischen Eindruck auf das störrische Tier auszuüben scheint. Auf rein mechanischem Wege läßt sich die Schärfe dieser Art Verweise steigern. In einem sehr schlimmen Falle der Widerspenstigkeit z. B. beteuert man einfach mit lauter Stimme, daß sechs Hyänen und ein Wüstenfuchs auf dem Grabe der Urgroßmutter des Kamels säßen, eine Beleidigung seiner Ahnen, die das Schiff natürlich nicht auf sich sitzen lassen kann.

Ich habe einmal versucht, ein Kamel zu reiten. Ich kann nicht sagen, daß ich den Vorfall bedauere; er wird mich abhalten, je einen ähnlichen Versuch zu machen. Die Episode erinnerte mich sehr lebhaft an ein heftiges Erdbeben. Nur daß ein Erdbeben gewöhnlich geruchlos ist.

Das Kamel ist ein Quartalsäufer. In den westaustralischen Feldern war anfangs das Wasser sehr teuer, ungefähr vierzig bis sechzig Pfennig das Liter.

Es war und ist zum Teil noch heute kondensiert aus der Lauge, welche die Salzseen füllt, oder dem brackischen Wasser der Brunnen. Die Kondensatoren wurden billig und praktisch hergestellt, indem man Wellblechplatten aufeinander lötete, so daß die Rillen Röhren bildeten. Aber gut schmeckt das Produkt nicht.

Doch dem Kamel kommt es mehr auf die Masse als auf die Güte an. Ich erinnere mich einer kleinen Rechnung, die eine Goldsucherexpedition eines Tages in Coolgardie machte. Sie waren, vier Mann hoch und ein Kamel, in einer Kneipe eingekehrt und ließen ihrem Packtier ebenfalls einen Trunk verabreichen. Als es zur Bezahlung kam, hatten sie für sechs Mark und fünfzig Pfennig verzehrt, und das Kamel für siebenundzwanzig Mark vertrunken!

Dafür kann man im Notfalle das Kamel anzapfen. Die resultierende Flüssigkeit ist genießbar, aber nicht gerade appetitlich.

*

In Westaustralien und im nördlichen Territorium gehören Zusammenstöße von Goldsuchern und anderen Reisenden mit Eingeborenen noch immer nicht zu den Seltenheiten. Aber im allgemeinen, großen und ganzen ist der Australneger auch hier „beruhigt", das heißt zum jämmerlichen Sklaven oder gehetzten Wild gemacht worden. Auf den wenigen einsamen Stationen des Innern ist der Besitzer oder Vorsteher zugleich Friedensrichter, und seiner Rechtsprechung unterstehen die lokalen Nigger. Wenn er daher Arbeiter braucht, ohne für die Arbeit bezahlen zu wollen, so fängt er sich einfach ein paar dieser Nomaden ein und verurteilt sie wegen Übertretung der

Polizeiverordnung betreffend die Sonntagsruhe zu einem halben Jahr Zwangsarbeit. Solches System bezahlt sich noch besser als das eigentliche Sklavenhalten des Queenslandsquatters. Denn man braucht die Leute nicht während der toten Saison zu ernähren, sondern, sobald nichts mehr für sie zu tun ist, „begnadigt" man sie, jagt sie in den Busch zurück und läßt sie für sich selber sorgen oder Hungers sterben, wie sie es eben vorziehen.

Gewöhnlich erträgt der Wilde diese Art Behandlung mit philosophischer Ruhe als etwas Unabwendbares. Es fällt überhaupt schwer, auf ihn einen Eindruck zu machen. Nichts scheint ihm zu imponieren — eine psychische Erscheinung, die weniger auf Blasiertheit als auf seiner geringen intellektuellen Entwickelung beruht. Man sollte annehmen, der erste Anblick eines Dampfers, einer Büchse, eines Eisenbahnzuges, eines Luftballons würde ihn in Staunen oder Furcht versetzen. Nicht im mindesten! Für ihn sind die großen Wunder der Zivilisation so selbstverständlich wie für uns die Wunder des Sternenhimmels oder der gewaltigsten Naturerscheinungen. Ebensowenig wie er über das Aufgehen des Mondes staunt, erregt ein Wagen, der sich ohne Pferde fortbewegt, seine Verwunderung. Solche Erfindungen stehen so überwältigend hoch über seinem Begriffsvermögen, daß er sie als gegeben hinnimmt und darüber fort zur Tagesordnung schreitet.

Aber einfachere Werk- und Spielzeuge, deren Verwendung oder Einrichtung er begreifen kann, bereiten ihm oft gewaltiges Vergnügen. Er ist wie ein Kind. Ein Dampfpflug läßt ihn kalt, aber ein Stehaufmännchen versetzt ihn in Ekstase.

Manchmal jedoch rafft er sich auf zu einer genialen Lösung der technischen Geheimnisse. In einem entlegenen

Buschstädtchen erschien eines Tages ein italienischer Leierkastenmann. Polarfahrer täten gut daran, sich einiges Kleingeld einzustecken, damit, wenn gelegentlich einmal einer den Pol erreicht, er den italienischen Leierkastenmann beschwichtigen kann, der zweifelsohne ihn dort erwarten wird. Der Italiano wurde sofort mit Beschlag belegt, um einen in der Nähe gelagerten Eingeborenenstamm mit seiner tonreichen Truhe zu überraschen. Die Nigger hörten den Vortrag geduldig an, aber wollten sich nicht überreden lassen, daß es eine überirdische Bewandtnis mit der verstimmten Tonquelle habe.

Der alte Häuptling grinste, suchte sich einen hohlen Baumstamm, quetschte einen seiner unzähligen Köter in die Röhre, zog den Schwanz durch ein kleines Astloch und begann eifrig und mit Gefühl zu drehen. Natürlich hub die Töle ein schauerliches Heulkonzert im Innern des Baumes an, und triumphierend wandte sich der alte Herr an die verblüfften Europäer: „Seht her! Genau wie der Kasten da!" Als beißende Satire auf Leierkasten im allgemeinen und das anwesende Marterinstrument im besonderen erfreute sich die einfache Erfindung des Naturmenschen eines durchschlagenden Erfolges.

Der Australneger ist jedoch nicht gänzlich ohne Spukglauben und Dämonenfurcht. Der Bunyip, ein drachenähnliches Ungeheuer, das in tiefen Lagunen und Binnenseen haust und nachts auftaucht, um die Männer und Kinder zu rauben, spielt in seinen Legenden und Tanzgesängen (Corroborries) eine hervorragende Rolle. Natürlich gibt es auch Weiße, die dieses Tier gesehen haben wollen. In ihm finden die Inlandzeitungen Australiens ihren Ersatz für die saure Seeschlange.

*

Wenn der seiner Jagdgründe beraubte Ureinwohner einmal mit der Keule protestiert, mordet er oft gänzlich Unschuldige. Das liegt eben in seiner Rechtsanschauung. Weiß ist weiß für ihn. Seine Rasse rechnet mit der Rasse, nicht mit dem Individuum. Aber in Australien haben die Schwarzen ihre wenigen Übertretungen zehnfach mit ihrem Blute bezahlt. Und der Weiße kümmert sich auch nicht weiter um die Identität des Wildes, das er hetzt.

Aufregend waren solche Parforcejagden oder Pürschen auf Menschen. Ein Stamm in Nordqueensland wurde vor Jahren nach einer Mordtat meilenweit verfolgt, und die Spuren führten schließlich in einen mächtigen Sumpf, aber nicht wieder heraus. Trotzdem war nichts zu sehen. Schon wollte man abziehen, in dem Glauben, die gesamte Bande habe sich ertränkt, als ein Mitglied der Strafexpedition plötzlich eine auffällige Bewegung unter einem der tellerartigen Wasserlilienblätter bemerkte. Er feuerte, und mit einem Schrei tauchte ein Neger auf und verschwand dann für immer in der trüben Flut.

Nun war man unterrichtet. Der ganze Stamm steckte im Schlamm, und nur Mund und Nase ragten unter dem Schutz der schwimmenden Blätter heraus. Der Abschluß der Tragödie soll vom sportlichen Standpunkte aus hochinteressant und befriedigend gewesen sein.

Heutzutage, wo unter dem weichlichen Stadtpublikum der Pestbazillus der Philanthropie wütet und eine ganz unerklärliche Abneigung gegen Massenmord vorherrscht, muß sich der Niggerjäger zu seiner unaussprechlichen Entrüstung etwas mehr vorsehen, sonst dürfte es ihm sogar gehen, wie neulich zwei ehrenwerten Brüdern in Westaustralien. Sie hatten eine junge Gin wegen irgendeiner geringfügigen Übertretung höchsteigenhändig mit ihren

schweren Viehpeitschen zu Tode geprügelt, und ein unverfrorener Staatsanwalt nahm sich des Falles an, statt sich um seine eigenen Angelegenheiten zu kümmern, während sich gar ein Richter fand, der sie zu sechs Wochen Gefängnis, sage und schreibe sechs Wochen Gefängnis, verurteilte. Solche Ungerechtigkeit!

Jedenfalls hält man neuerdings seine kleinen Privattreibjagden im geheimen ab.

John Airlie war aus der Stadt auf eine nordwestliche Station gekommen, ein nervöser, unzuverlässiger Neuling. Es hatte gerade etwas Unfrieden gegeben mit den Schwarzen in dieser gesegneten Gegend. Und man beschloß, ihnen eine Lehre zu erteilen.

Es war Mitternacht, als sie das Lager des ahnungslosen Stammes umstellt hatten. Plötzlich heulte ein Hund, die Schlafenden erwachten, und von allen Seiten fegte das Blei durch die leichten Hütten. Es war schnell vorüber. In fünf Minuten war alles still.

Als die Gefallenen gezählt wurden, fand man einen Nigger, der sich totstellte. Er bettelte um Gnade, und man band ihn an einen Baum, um über sein Los zu entscheiden.

„Na, wir können ihn auch laufen lassen," sagte Bill, der Anführer. „Was meinen Sie, Airlie?"

Airlie war erstaunt darüber, zu Rate gezogen zu werden. „Natürlich!" stimmte er freudig bei.

„Na ja, wir wollen mal sehen. Sie sind ja auch wohl des Schießens müde. Sie haben wohl eine ganz nette Strecke?"

„Oh — ja! Soviel wie Sie habe ich vielleicht nicht geschossen. Aber einige habe ich doch zur Räson gebracht." Airlie bemühte sich, einen leichten Ton anzuschlagen.

„So? Das freut mich. Sie haben ja auch eine famose Büchse. Zeigen Sie doch mal her!"

Bill nahm den Winchester und öffnete ihn. Er war leer, und das Rohr ganz rein.

„Sie sind ein Lügner, Airlie!" sagte er ruhig. „Sie haben überhaupt nicht geschossen. Und wir können keine Spione brauchen. Mit gefangt — mit gehängt, heißt es hier."

„Auf mein Ehrenwort, ich verrate nichts! Ich schwöre es!" jammerte der erschreckte Neuling.

„So! Sehr freundlich von Ihnen. Aber sicher ist sicher. Da haben wir ja glücklicherweise noch einen lebendigen Nigger. Hier ist Ihre Flinte, Airlie. Ich habe sie sorgfältig geladen. Nun wollen wir mal sehen, ob sie den Kerl auf fünfzehn Schritt treffen können."

Airlies Hände zitterten, daß ihm der Kolben in die Rippen stieß. „Ich tue es nicht. Das ist ja Mord! Lieber lasse ich mich selbst totschießen."

„Das könnte natürlich passieren," grinste Bill. „Ich ziele, wie Sie wohl bemerken, mit einem Revolver direkt auf Sie. Und wenn der Schwarze nicht binnen zwei Minuten tot ist, so gibt es zwei Leichen."

Der Neger wimmerte leise. Airlie sah sich langsam im Kreise um. Aber in den finsteren Gesichtern seiner Genossen stand grimme Entschlossenheit geschrieben. Einen Augenblick kam ihm der Gedanke, den Weißen statt des Schwarzen zu erschießen. Aber das hätte ihm und dem Opfer auch nichts geholfen. Sein Herz schlug so laut, daß es fast die zählende Stimme neben ihm übertönte. Vor seine Augen legte sich ein Flor. Die Gestalten seiner Gefährten schienen in weite Ferne gerückt, und nur der

winselnde Neger schob sich immer näher, bis Airlie ihn mit dem Flintenlauf zu berühren meinte.

„Noch fünf Sekunden, Airlie!“

Er war zu keinem Entschluß gekommen. Was sollte er tun? Er dachte und dachte, aber sein Hirn schien zu wirbeln.

„Jetzt!“

Ohne daß er sich dessen bewußt war, hüpfte der Kolben an seine Backe.

„Ich will nicht!“ sagte er sich noch einmal. Aber in demselben Augenblick berührte auch sein Finger den Drücker, und es knallte ein Schuß. Der Kopf des gefesselten Negers sank auf die Brust herab.

„Bravo, Airlie!“ hieß es neben ihm. „Jetzt sind wir Ihrer sicher.“

Er blickte wie im Traum befangen um sich, in seinen Händen die rauchende Büchse.

Die Überirdischen.

Wenn ich in Australien einmal gar nicht mehr fortkommen konnte, nahm ich mich jedesmal des Journalismus an. Ich bin sehr häufig Journalist gewesen. Leute, bei denen das Leiden chronisch wird, werden Berufspolitiker. So tief bin ich allerdings nie gesunken.

Der Chefredakteur des „Charters Towers Miner“ war zugleich Verleger dieser Tageszeitung und daher Herr über Leben und Tod. Er schwor wie ein Ochsentreiber und lebte mit der Grammatik auf sehr gespanntem Fuß, aber er verstand das niedrige Gewerbe, das er betrieb, aus dem Effeff. Er kannte jeden einzelnen Weißen und eine große Anzahl Chinesen und Kanaken in Nordqueensland persönlich; er war in der Geschichte jedes Bergwerks und jeder Station bewandert; er war ein unwiderstehlicher Annoncenjäger und schließlich — er trank nicht. Ich habe außer ihm keinen Journalisten in Nordaustralien getroffen, der nicht an mehr oder minder akutem Alkoholismus litt. Er trug nie einen Rock und selten einen Schlips. Das machte ihn bei den Bergleuten beliebt. Er war konservativ, wie der Australier den Konservativismus versteht, und daher hing die Aristokratie von Charters Towers, die Käsehändler und die Bankdirektoren, an

ihm und folgte ihm nach. Und er verdarb es mit keiner Partei, nicht einmal mit den Chinesen. Denn von diesen wurde er reichlich mit Anzeigen bedacht. Selbst sein Name war farblos. Er nannte sich Smith. Das konnte selbst die Iren nicht verletzen.

Seine größte Antipathie war ein Redakteur, der eigene Gedanken hatte; seine höchste Seligkeit gipfelte in der vorausbezahlten Anzeige. Außerdem hieß er mit Vornamen Habakuk. Das tat er wahrscheinlich seiner jüdischen Kundschaft halber.

Sonst war er ein sehr anständiger Mann und wäre vielleicht ein hervorragend reizender Mensch gewesen, wenn der Kleinstädtjournalismus nicht seine Seele zerfressen hätte.

Es war während der Bankkrachzeit. Der „Miner" hatte sich vollständig ausgeschwiegen über das brennende Thema. Aber endlich ging es nicht länger. Er mußte etwas zur Lage sagen. Und mit Eifer machte ich mich an die Arbeit.

Plötzlich stürzte Herr Habakuk Smith herein: „Haben Sie den Leitartikel schon fertig? Zeigen Sie mal her! — Ah! — Jawohl! — Ja! ganz vorzüglich! — Wirklich famos! — Ja! Sie schreiben ganz ausgezeichnet junger Mann! Schade, daß wir den Artikel nicht drucken können."

„Aber warum denn nicht?" fragte ich bestürzt. Denn ich war mir selbst bewußt, etwas Gutes geleistet zu haben.

„Weil Jones u. Co. eben eine neue Sendung Weißwaren erhalten haben," rief mein Vorgesetzter triumphierend, „und ich habe eine ganze Spalte Annoncen gekriegt!"

Ich war baff. „Hol' der Teufel Jones u. Co. und ihre Nachthemden!" schrie ich entrüstet.

„Wa—as? Verstehe ich Sie recht? — Hole — der —? — Junger Mann! Sie eignen sich nicht für diesen Beruf. Aus Ihnen wird nie ein Literat werden."

Aber darin irrte sich Herr Smith. Die Literatur, wie er sie verstand, machte ich mir sehr bald zu eigen. Und deshalb scheute ich mich auch nicht, einige Monate später die Stelle eines Chefredakteurs mit doppeltem Gehalt bei dem „Charters Towers Adler", einem rotsozialen Wochenblatte und Gegner des „Miner", anzunehmen und damit die kühnsten Erwartungen Habakuks zu übertreffen.

Inzwischen arbeitete ich am „Miner" etwa vierzehn Stunden den Tag und erschöpfte das englische Lexikon und die Hälfte des französischen in glorreichen Beschreibungen des Riesenkürbisses, der auf der Farm des Herrn James Black gewachsen und zur Reife gediehen war, oder die gesamte Logarithmentafel in der ziffernmäßigen Vergleichsstatistik der Schurfproduktion in dem mächtigen Industriebezirk von Tote-Kuh-Tal. Und bald lernte auch ich, mich in der bar bezahlten Gelegenheitsanzeige zu freuen.

Der Korrektor und ich waren sehr durstig, mit dem unauslöschlichen Durst, dessengleichen nur Dives in der Hölle gekannt haben mag. Aber wir hatten längst kein Geld mehr, und unser Kredit in den Kneipen stand unendlich tief unter dem Nullpunkt. Wir konnten noch immer eine Büchse kondensierter Milch oder einen Matjeshering landen durch das feierliche Versprechen einer redaktionellen Notiz zum Besten des betreffenden Geschäfts. Wir hatten nach der Kolonialwarenrichtung hin die Sache nicht übertrieben. Aber der Schankwirt war durch viele schlechte Erfahrungen mit meinen Vorgängern

klug geworden und weigerte sich glatt, die Macht der Presse anzuerkennen.

Es war spät abends, fast elf Uhr. Und in einer halben Stunde würden die Kneipen geschlossen sein.

„Wenn doch nur jemand mit einer kleinen Anzeige käme", seufzte der Korrektor. Wir hatten die Gepflogenheit, nach Schluß der Geschäftsstunden solches Geld selbst einzukassieren und am Zahltage zu verrechnen. Eine Annonce abzulehnen, wäre ja eine Todsünde gewesen, und sei es nach Mitternacht.

Aber niemand kam. Kein Mensch hatte ein Pferd oder einen Hund verloren, und nach abhanden gekommenen Frauen annonciert man in Queensland nicht. Kein Mensch suchte eine Wohnung oder ein Mädchen für alles. Langsam tickte die Wanduhr der verhängnisvollen Schlußstunde zu. Es war zum Verzweifeln.

Da — plötzlich, als wir schon die Hoffnung aufgegeben — ein schwerer Tritt auf der Veranda, eine Hand auf der Türklinke, und herein trat ein Grenzreiter, der, seiner Kleidung und Haartracht nach zu urteilen, aus den äußersten Fernen der Wüste zu kommen schien.

„Ich möchte gerne eine Annonce in Ihre Zeitung setzen. Ist's noch Zeit?" fragte er verlegen, den Hut in seinen Händen drehend.

Der Korrektor wollte freudig bejahend aufspringen. Aber ich trat ihm auf den Fuß und antwortete nach einiger Überlegung zögernd: „Ja—a! Wenn's sein muß. Zeigen Sie mal her."

Der Fremdling aus dem Busch brachte ein ungeheures schmutziges Dokument zum Vorschein, in dem mit Holzkohle auf grobem Packpapier eine lange Abhandlung vermerkt stand, anscheinend ein Pferd betreffend. Grammatik

und Orthographie waren gleich unglaublich. Aber das ging mich nichts an. Damit konnte sich ja der Setzer abfinden.

Ich maß mit Kennerblick die Runenschrift. Das Ding war mindestens fünfzehn Mark wert. Aber sicher ist sicher, dachte ich mir, und in wenigen Minuten sind die Kneipen zu.

„Na, wir wollen's mal billig machen," bemerkte ich endlich, „zehn Mark!" — Was Herr Smith morgen dazu sagen würde, wagte ich nicht auszudenken.

Der Fremde war starr. „Zehn — Mark? Nee, das hab' ich nicht. Das ist ja der ganze Gaul nicht wert." Und damit machte er energisch kehrt und wollte gehen.

Das war dem Korrektor zu viel. „Halt!" schrie er, „halt, mein guter Mann! Ich mache diese Sachen hier im Büro ab. Geben Sie mal her! Na — zehn Mark ist natürlich viel zu viel. Wir wollen mal sagen sieben —"

Der Mann schüttelte traurig den Kopf.

„Wollt' sagen sechs —"

„Nee!"

„Lassen Sie mich doch ausreden. Sechs mal fünf plus acht minus vier dividiert durch sechs — macht — hm — ja — vier Mark fünfzig Pfennig."

„Hab' ich nich'! Es geht nich'!"

„Davon ab vierzig vom Hundert für Barzahlung," fuhr der Korrektor unbeirrt fort, „bleibt zwei Mark fünfzig Pfennig. Also, mein Bester, zwei Mark fünfzig Pfennig kostet der Scherz nur!"

Ich trat dem Korrektor gegen das Schienbein und flüsterte ihm erregt zu: „Sie sind wohl verrückt geworden? Was wird Habakuk morgen sagen?"

„Is mir ganz egal. Ich muß was zu trinken haben,"

flüsterte er zurück, und laut: „Also, wie gesagt, zwei Mark fünfzig Pfennig."

Aber das war noch immer zuviel. Eine halbe Spalte für zwei Mark fünfzig Pfennig! Wir seufzten tief.

„Wieviel haben Sie denn eigentlich?" fragte der wütende Korrektor.

„Eine Mark siebzig Pfennige und drei Pennymarken. Und davon wollte ich mir noch etwas Tabak kaufen."

„Hier, geben Sie her! Aber schnell!" fuhr ich den Ärmsten an. „Was denken Sie sich denn, die Redaktion einer großen Zeitung mit Ihrer jämmerlichen Anzeige stundenlang aufzuhalten? Da kommen die wichtigsten Sachen in der Welt vor, und Kaiser und Könige sollen warten, bis Sie Ihr Geschäft —"

Aber der Fremde war schon zur Tür hinausgeflohen, und freudestrahlend bemächtigten wir uns der Münze. Der morgige Tag wird für das seinige sorgen, dachten wir und setzten unsere Hüte auf, um den ersehnten Labetrunk zu erhandeln. Da erschien der gestrenge Chef auf einmal im Büro, auf einer späten Revisionsreise begriffen. Wir setzten uns schleunigst wieder.

„Ah, lange Annonce? Wieviel?"

„Fünfzehn Mark!" antwortete ich.

„Hm — Sie rechnen etwas billig, junger Mann, etwas sehr billig. Zwanzig Mark würde ich bekommen haben für so ein Ding. Sie scheinen noch immer nicht —"

Da tat sich die Tür von der Veranda wieder auf, unser Freund vom Busch steckte seinen Struwelkopf durch die Spalte und sagte:

„Mein Kamerad Bill da draußen, wo mal mit einem Zeitungsmann gereist ist, am Golf, sagt, daß eine Mark

siebzig Pfennig viel zu viel ist für das kleine Ding da. Eine Mark, sagt er, ist ganz genug. Und so möchte ich —"

Wie gesagt, ich ging zum Oppositionsblatt über. Der Korrektor zog nach Townsville.

*

Das australische Zeitungswesen hat mit zwei ganz getrennten Leserkreisen zu rechnen: den Stadtbewohnern, für die das tägliche Blatt bestimmt ist, und der weit verstreut im Busch wohnenden Landkundschaft, die nur alle acht Tage, oft nur alle vierzehn Tage Postverbindung hat. Für diese wird aus dem Inhalt der Tageszeitung ein großes Wochenblatt zusammengestellt, das als Zugabe noch eine illustrierte Beilage enthält; und zwar kein beliebiges Produkt, wie es bei deutschen Kreisblättern z. B. Brauch ist, sondern ein individuell gefärbtes, mit lokalen Nachrichten und belletristischen Beiträgen versehenes, mit lokalen Photographien und Karikaturen geschmücktes Werk. Die amerikanische Unsitte, unter der der Schriftsteller sowohl wie der Leser leiden, das Kolportagesyndikat, das direkt die Klischees für fünfhundert bis tausend Provinzblätter liefert, das Oberflächlichkeit und Eintönigkeit zeitigt, das alles aufstrebende Talent erstickt, kurzum, das das ganze Land auf seinen eigenen niedrigen geistigen und künstlerischen Standpunkt herabzuziehen sucht, gibt es, Gott sei Dank, in Australien nicht. Die kleinen Blätter mögen schlecht sein. Aber sie sind eigenartig, charakteristisch. Sie meiden den Fluch, die unverzeihliche Sünde der Mittelmäßigkeit.

Wenn einst die Einwohnerzahl Australiens eine

größere geworden sein wird, wenn das Kleinstadtblatt sich endlich einmal rentiert, wenn bessere Kräfte zur Mitarbeit herangezogen — und bezahlt werden können, dann wird Australien vielleicht obenan stehen in der Welt des Journalismus. Denn der Ansatz, die Richtung ist da. Das Geld ist nur eine Frage der Zeit. Und Australien ist glücklich daran, daß es sich wenigstens teilweise freigemacht hat und noch immer mehr freimacht von fremdem geistigen Einfluß, und seine ureigenste Seele, den oft nicht sehr schönen, manchmal sogar abstoßenden, aber immer originellen Typus des Landes mit Erfolg festzuhalten versteht, kurzum sich intellektuell selbständig macht.

Der australische Journalist wird allerdings ganz außerordentlich durch das Publikum unterstützt. Wie ich schon an anderer Stelle bemerkt, ist der allgemeine Bildungsgrad durchschnittlich hoch, das politische Interesse ist in allen Kreisen sehr stark. Und gar im einsamen Busch steigert sich das Bedürfnis nach geistiger Nahrung, sei sie auch noch so verfälscht, zu einer wahren Lesewut.

„Nein," sagte ein westlicher Wanderer in einem kleinen Store, „das Jam (Fruchtmus) mag ja besser sein, aber ich nehme mir eine andere Marke. Denn da steht mehr zu lesen auf dem Etikett."

Jeden bedruckten Fetzen Papier, den der Buschmann auf seinem Wege findet, hebt er sorgfältig auf wie der analphabetische Mohammedaner. Und wenn er das Glück hat, eine Zeitung zu erwischen, und sei sie noch so alt, er studiert sie durch bis auf die letzte Anzeige.

Dabei kann er natürlich nicht verfehlen, die mit vielen grausigen Beschreibungen ausgeschmückten Anpreisungen des Patentmedizinverkäufers zu studieren. Und während er die Symptome der Gebrechlichkeit durchfliegt,

Herzklopfen, Rückenschmerz, Flimmern vor den Augen usw. — einige hundert von ihnen, deren jedes einzelne den Tod prophezeit — bemerkt er mit Schrecken, daß er unbewußterweise am Rande des Grabes gestanden und schickt schleunigst sechzehn Mark und fünfzig Pfennig nach Brisbane oder Sydney, um sich eine Flasche des durch dreitausendvierhundertundsiebenundsechzig gerichtlich bescheinigte Danksagungen und Atteste wunderbar Geheilter beglaubigten „Rosa-Rizinusöls für Rheumatisches Reißen" kommen zu lassen, oder vielleicht eine Schachtel „Pullmanns Patentierte Prophylaktische Purgativpillen". Der alliterative Titel ist ein Beweis der Vorzüglichkeit des Mittels.

Die australische Zeitung verdient viel unehrliches Geld aus dieser Art Reklame, und der australische Buschmann leidet nicht wenig unter „Symptomen" und gibt in Patentmedizinen aus, was er sich aus der Kneipe rettet. Und hier komme ich gerade auf eine unangenehme Manier des dortigen Journalismus, das amerikanische (alles Unschöne kommt aus den Vereinigten Staaten) Einfügen von Annoncen in den Leseteil.

So sieht man unter „Das Ausland" die Überschrift: „Wenn der Papst stirbt", und beeilt sich, die Folgen dieser Möglichkeit an der Hand einer redaktionellen Notiz zu studieren. Da liest man: „Wenn Seine Heiligkeit, dem ja glücklicherweise noch in einem wunderbaren Maße seine körperlichen und geistigen Fähigkeiten erhalten blieben, plötzlich einmal doch sterben sollte, so würde das lediglich die Schuld seiner Umgebung sein, die ihn nicht auf die großartigen Erfolge von Mutter Seigels Syrup aufmerksam gemacht hat."

Und dann flucht man, weil man reingefallen ist.

Oder unter „Vermischtes“: „Das Gerippe eines enormen Ichthyosaurus ist, in das urweltliche Gletschereis im Klondykegebiet eingebettet, von einem Goldsucher gefunden worden. Das riesige Tier, welches noch vollständig erhalten ist, konnte nur mit äußerster Schwierigkeit aus der Eismasse gemeißelt werden. Über hundert Arbeiter wurden beschäftigt, den immensen Klumpen sorgfältig loszulösen, was bei der herrschenden Kälte und den scharfen Nordwinden eine überaus anstrengende Leistung war. Das Syndikat jedoch, das dem Entdecker seinen Fund abgekauft hat, war umsichtig genug, seine Arbeiter mit einem reichlichen Vorrat von Frinkers Frostseife zu versehen und —“

Wieder reingefallen! — Und selbst in die Leitartikel der kleinen Blätter schleicht der Kurpfuscher sich ein. Hoffentlich wird er in einer anderen Welt dazu verurteilt, ewig seine eigenen Mittel einzunehmen und seine eigene Reklame zu lesen.

Was die auswärtige Politik der Welt betrifft, so ist augenblicklich noch die australische Presse von dem mit Recht so beliebten Herrn Reuter abhängig. Das wird natürlich anders werden, sobald das pazifische Kabel liegt. Und in diesem Nachrichtenmonopol ist zunächst der Grund zu suchen, warum Australien so sehr auf seiten Englands im Burenkriege stand.

Die Kabeltelegramme kommen natürlich als Skelette an. Zum Beispiel: Menelik besiegte Italiener Roseberry Rede Manchester Friede Italiener Verluste schwer Vergleich Ausstand Birmingham.

Das sieht leicht aus: König Menelik von Abessinien schlug die Italiener mit schweren Verlusten zurück. Lord Roseberry hielt in Manchester eine große Rede, in der

er betonte, daß die Aussicht auf Frieden vorzüglich sei. Die ausständigen Arbeiter in Birmingham haben sich mit den Arbeitgebern auf einen Vergleich eingelassen, und der Streik ist somit zu Ende. — Aber der australische Buschredakteur, dessen Geographie meist schwach ist, und der in seiner Weltabgeschlossenheit sich nicht auf der Höhe der Tagesgeschichte erhalten kann, zieht im allgemeinen den Rösselsprung vor. Und wundersame und abenteuerliche Nachrichten platzen auf diese Art manchmal dem erstaunten Publikum auf den Frühstückstisch — vor allem, wenn der Rum schlecht war.

Dann aber wird von dem Unglücklichen, durch eine etwaige Konkurrenz in seiner Stadt gezwungen, verlangt, daß er aus den drei Worten eines Kabeltelegramms einen sensationellen Artikel heraustüftele. Und so beschreibt er denn mit Liebe und — Rum das blutige Gemetzel zwischen den überrumpelten Weißen und den wilden Horden des Menelik, den letzten Stand der Truppen, das Weichen, die Flucht, die Greuel nach der Schlacht, bis ihm der Platz ausgeht — oder der Rum.

Und wenn er so seinen Rivalen geschlagen und dem staunenden Leserkreise eine geradezu unheimliche Vorstellung von dem Telegraphendienste seines Blattes beigebracht hat und nach acht Wochen auf postalischem Wege ein wahrer Bericht der Schlacht ankommt, so verläßt er sich auf die Vergeßlichkeit des Publikums und druckt ihn ganz einfach auch ab, aber mit der Einleitung: Nachdem die offiziellen Untersuchungen in der von uns neulich so ausführlich beschriebenen Niederlage der Italiener veröffentlicht worden sind, finden wir, daß sich die Tatsachen denn doch etwas anders stellen als die uns gekabelte Variante. Jetzt verlautet nämlich . . . usw. usw.

Doch so etwas kommt ja auch in Gegenden vor, die in ein engmaschigeres Telegraphennetz gepackt sind.

*

Als ich Herrn Habakuk Smith das nächste Mal begegnete, war ich alleiniger Redakteur des „Adler“ und zum Sozialismus übergetreten. Diese Wochenschrift war überhaupt kein Nachrichtenblatt, sondern diente lediglich agitatorischen Zwecken. Es vertrat die Arbeiterpartei den Pseudokonservativen und den Liberalen gegenüber. Unionismus und Ausschließung farbiger Einwanderer waren seine Leib- und Magenkriegsrufe. Im übrigen schimpfte es jeden, der nicht so dachte wie die Partei, Idiot, Verräter, und gab ihm ähnliche unsalonfähige Titel.

Der journalistische Stil, typisch für alle australischen Zeitungen dieser Richtung, war eigentümlich, um kein stärkeres Adjektiv zu gebrauchen. Da war zunächst eine Abteilung, die sich Fragespalte nannte. In dieser wurden örtliche Krebsschäden abgedruckt, ohne sentimentale persönliche Rücksichten zu nehmen.

„Wer ist das Mädchen in der schlecht sitzenden, roten Bluse“, hieß es da zum Beispiel, „und dem schlampigen Unterrock aus billigem knallgrünen Kattun, die gestern nachmittag in dem Obstladen des Chinesen Ah-Li gesehen wurde? Warum lehnte sie sich auf den Ladentisch und ließ sich von dem widerlichen alten Heiden schmunzelnd angaffen? Kennt sie vielleicht die Gefahren des Opiums und der Lepra? Gibt es keine anständigen weißen Händler auf diesem Goldfelde? Sie möge sich hüten; wir kennen ihren Namen, und unser Detektiv wird ihre weitere Führung beobachten.“

„Unser Detektiv" waren natürlich die guten Nachbarn und treuen Freundinnen der Dame.

Oder auch: „Was glaubst du eigentlich, William Trellis, daß du für deine gemeine Handlung verdienst? Hast du nicht Arbeit in der Morgenrotmine zu zehn Mark die Woche unter Unionspreisen angenommen? Du denkst wohl, weil du bei einer gewissen jungen Frau solche unerlaubten Erfolge hast, kannst du auch uns trotzen? Den ehrlichen Gemahl deiner Geliebten werden wir warnen, falls du nicht sofort deine Arbeit aufgibst oder den vollen Lohn verlangst."

Dann kam William Trellis gewöhnlich am nächsten Morgen mit einem Spazierstock in das Büro und verlangte den Redakteur zu sprechen. Und es gelang nur mit Anwendung vieler Überredungskunst und sechs starken Setzern, den Beleidigten etwas zu beruhigen. Ich erwarb mir eine ganz bedeutende Ortskenntnis in meinen ernsthaften Bestrebungen, abends die unbelebtesten und sichersten Gäßchen auf dem Wege zu meinem Hotel zu benutzen.

Natürlich betrachteten mich die Mitglieder der Bergwerker-Union, der die Zeitung gehörte, mehr oder weniger (meistens mehr) als ihren persönlichen Untergebenen. Aber vor allem ihre Frauen und Kinder machten mir das Leben schwer und ließen mir selten eine freie Minute zur Arbeit.

„Sehen Sie mal her, Herr Redakteur", klagte eine fette alte Frau, während sie mein Allerheiligstes mit vier frechen Jören betrat, die sofort das Inventar sachgemäß aufzunehmen begannen.

Ich sah her. Sie hielt eine offene Büchse kondensierter Milch in der Hand, die allerdings sehr übel roch. (Ich meine natürlich die Milch.)

„Die haben sie mir in Lewis' Store aufgeschwindelt. Riechen Sie mal!"

Ich winkte ab. Der eine Junge warf das Tintenfaß um und verkleckste den ganzen Tisch.

„Nee, wirklich, riechen Sie nur mal", drängte die Dame und hielt mir den Topf unter die Nase.

Ich wandte mich entsetzt ab und fühlte plötzlich, wie mir die Tinte auf die Beine tropfte.

„Fritz, laß die Tinte! Nee, Herr Redakteur, so was lebt nicht mehr. Dem Kerl müssen Sie's aber ordentlich geben. Karl, zerreiß doch das Papier nicht!"

Ich drehte mich um und sah meinen letzten Leitartikel in Fetzen auf dem Boden liegen. Als ich mich auf den Jungen stürzen wollte, vertrat mir die Mutter den Weg: „Na, nu kosten Sie mal bloß das gelbe, alte Zeug!"

„Aber Madam, ich habe ja vollständig genug gesehen und gerochen. Und ich habe keine Zeit heute morgen. Aber ich werde es in der nächsten Nummer erwähnen."

„Nee, kosten müssen Sie, sonst wissen Sie nicht, wie schlecht es ist."

Ich sank erschöpft auf den Stuhl nieder und sprang sofort wieder auf.

„Hans!" rief die Frau, „das darfst du nicht tun!"

Aber es war viel zu spät. Hans hatte nämlich den Leimtopf über den Sitz geschmiert. Ich floh in den Setzerraum und überließ das Schlachtfeld meinen Peinigern. Und das letzte, was ich hörte, war „Kosten Sie doch mal!" und das Klirren eines zerbrochenen Fensters.

In der nächsten Ausgabe des „Adler" jedoch stand zu lesen: „Warum verkauft man in Lewis' Store schlechte Ware? Glaubt man, daß verfaulte Milch ein gesundes

Nährmittel ist? Kann der geldgierige Besitzer denn nicht genug Mammon zusammenscharren? Muß er dabei die heiligsten Menschenrechte zertreten, die zärtlichsten Familienbande lösen? Hat er kein Mitleid mit einer liebevollen, weichmütigen alten Mutter und vier unschuldigen und unmündigen Kindlein? Will er vielleicht die ganze Stadt vergiften? Unser Detektiv wird sich nächstens eine Büchse Milch bei Lewis kaufen und wehe ihm, wenn sie schlecht ist."

Das kostete uns Lewis' Annonce. Aber mit Anzeigen waren wir sowieso nicht viel geplagt. Nur die Kneipen standen uns treu zur Seite. Die Bezahlung für ihre Reklame lieferten sie an den Geschäftsführer des „Adler" in Naturalien — nämlich in Rum.

*

Die Arbeiterunionen in ganz Australien sind durch vorzügliche Organisation, wie in England, zu einer Macht im Lande geworden. In Neuseeland sind sie schon seit Jahren am Ruder, haben aber im praktischen politischen Leben ihre krassen Ansichten sehr gemildert und im allgemeinen für die soziale Gesetzgebung Ausgezeichnetes geleistet, wie z. B. die Alters- und Invalidenpension aller armen Bürger, Staatslebensversicherung, Staatsagrarbanken, Zwangsschiedsgericht bei Streiks usw. In Neusüdwales und in Queensland sind sie die ausschlaggebende Partei, weil die beiden anderen, die nach der englischen parlamentarischen Konstitution ihre Führung der Regierungsgeschäfte nicht dem Gouverneur, sondern einer Mehrheit von Abgeordneten danken, den Sozialdemokraten natürlich alle möglichen Konzessionen

machen müssen, um ihre Stimmen zu erhalten. Und die Arbeiterpartei sagt einfach: das höchste Gebot gewinnt.

Natürlich üben diese Unionen auch ihren Druck auf den Arbeitsmarkt aus, zu welchem Zweck sie vornehmlich geschaffen wurden. Und weil sie zeitig in der kommerziellen Geschichte des jungen Landes zur Geltung gekommen sind, haben sie auch hier viel Gutes geschaffen, hauptsächlich als Vorbeugung gegen den Trust nach amerikanischer Art, und die prinzipiellen Gegensätze zwischen Arbeitern und Arbeitgebern haben keine Gelegenheit gehabt, so akut zu werden wie in den Vereinigten Staaten. Überhaupt, wie ich an anderer Stelle näher ausführen werde, ist die australische Kulturentwicklung eine eigenartige, weil das Land in der aufgeklärten Neuzeit besiedelt wurde und daher gänzlich ohne den moralischen Halt einer großen Vergangenheit, aber anderseitig auch ohne die hindernden Vorbedingungen einer mühsamen Entwicklung lebt.

Die Kolonien sind autonom, das heißt ihre innere Regierung ist völlig selbständig, sie können Steuern erheben und Schulden machen (das letztere tun sie denn auch herzhaft) und sie zahlen nur eine verhältnismäßig geringe Summe an das Vereinigte Königreich als Flottenbeitrag, wofür sich ein britisches Geschwader stetig in australischen Gewässern aufzuhalten hat.*) Außerdem zahlen sie das Gehalt des englischen Gouverneurs, hunderttausend bis zweihunderttausend Mark. Die Stellung dieses Herrn ist jedoch mehr eine gesellschaftliche als irgend etwas anderes, obwohl ihm natürlich das

---

*) Die „Commonwealth" will sich jetzt sogar eine eigene Flotte bauen.

königliche Veto auf irgendein das Ausland berührendes Gesetz zusteht, z. B. betreffend die Ausschließung von Asiaten. Im übrigen unterzeichnet er Todesurteile (mit Zustimmung des Ministerrates) und gibt Diners (ohne Zustimmung des Ministerrates).

Seine Bedeutung gewinnt der Gouverneur dadurch, daß er das gesellschaftliche Verbindungsglied zwischen dem Thron und dem Republikaner darstellt, daß er Leute zu Orden und Titeln vorschlägt, daß er das öffentlich so beschimpfte und im geheimen mit solch anbetungsvoller Ehrfurcht betrachtete aristokratische Element der verachteten alten Welt verkörpert. In dieser Beziehung gleicht das demokratische Australien den beiden großen Republiken Frankreich und Amerika aufs Haar; denn wie ich so treffend bemerke:

> Nichts kann den Republikaner ändern,
> Als eine Reihe von Ordensbändern!

Das Staatsparlament (im Gegensatz zum gesetzgebenden Körper der Föderation) besteht aus zwei Häusern, von denen das obere unbesoldet ist und in den verschiedenen Kolonien teils ernannt, teils mit gewissen Einschränkungen von der besitzenden Klasse gewählt wird. Die Wahl zum Unterhaus geschieht durch das allgemeine Stimmrecht, das sich in einzelnen Staaten auch auf die Frauen ausdehnt. Die Mitglieder werden gewählt, und zwar das obere, indem die ganze Provinz als ein Wahldistrikt abstimmt, das untere, indem jeder Distrikt seinen eigenen Vertreter sendet, so daß sowohl Lokalinteressen als auch das Wohl des Ganzen Fürsorge finden.

Der Konservative ist meist der Kapitalist, der Parvenü, der mit der Aristokratie Englands liebäugelt und

stark loyal geworden ist, englischer als England selbst. Er ist der Schmetterling der politischen Evolution. Der Liberale befindet sich gewöhnlich im Stadium der Puppe, doch birgt diese Partei auch alle die besten Männer des Kontinents, die sich in gleicher Weise von den beiden anderen Seiten abgestoßen fühlen. Die Raupe schließlich ist der Mann von der Arbeiterpartei.

Wenn der gewählt wird, gefällt er sich in ungeschliffenen Umgangsformen und liebt das Martyrium des disziplinarischen Ausschlusses von den Sitzungen. Nach und nach, durch stete Berührung mit höher stehenden Leuten, ändern sich sein Benehmen und seine Weltanschauung. Er erkennt die Unmöglichkeit seiner Utopie. Und er sucht Fühlung nach rechts. Das ist sein kritischer Moment. Ist er nicht persönlich beliebt bei seinen Wählern, so verlassen sie ihn dann und suchen einen anderen „Roten" aus ihrer Mitte. Folgen sie ihm, so hebt er die politische Anschauung des ganzen Wahlkreises mit sich. Wenn er dann schließlich sich zu viel nach rechts neigt, so sinkt er eben aus dem aktiven schaffenden Leben in das weiche Polster der Harmlosigkeit zurück und beschließt seine Laufbahn mit einem englischen Orden.

Das Frauenwahlrecht, so bitter bekämpft, hat äußerst wenig Einfluß auf das politische Leben oder den Ausgang der Wahlen gehabt. Wenn die Neuigkeit vom Spielzeug abgefärbt ist, werfen die meisten Frauen es fort, und der Andrang zur Urne würde auf weiblicher Seite bedenklich fallen, wenn nicht ihre männlichen Angehörigen sie zur Ausübung des Rechtes anhielten. Und so hat gewöhnlich ein verheirateter Mann zwei Stimmen!

Natürlich gibt es Ausnahmen. „Das ist unser Kandidat, meine Liebe. Für den mußt du stimmen!"

„Der olle Kerl mit der Glatze und den gelben Zähnen. Nein, ganz gewiß nicht. Ich stimme für den anderen. Der hat gar zu süße blaue Augen!"

*

Die Frauen haben es überhaupt nicht so schlecht in der australischen Gemeinde. In allen Kriminalfällen geschlechtlicher Natur wird der Weiblichkeit großer Vorschub geleistet. Denn schon mancher Mann ist auf die alleinige Aussage einer Klägerin in das Zuchthaus oder an den Galgen gesandt worden. Aber in den täglich wiederkehrenden Fällen, wo es haarscharf bewiesen wird, daß die ganze Anklage die Halluzination eines perversen Gehirns war, ist es noch niemals vorgekommen, daß das Mädchen oder die Frau wegen Meineids verurteilt wurde.

Und wiederum — die Schadenersatzklage auf Bruch des Eheversprechens ist ebenfalls ein schreckliches Ungeheuer, das hinter jeder Ecke zu lauern scheint, wo ein unglücklicher Mann seines Weges zieht. Aber wenn einmal ein zerknirschter Jüngling sein blutendes Herz auf das Zivilgericht trägt und tränenden Auges um ein Pflaster bittet, dann ergießt sich der ganze Zorn der hohen Behörde über sein gebeugtes Haupt, und das Publikum verlacht höhnisch den in seinen heiligsten Gefühlen tödlich Verwundeten.

Nichtsdestoweniger kann ich diesem einseitigen Gesetz seine Existenzberechtigung nicht gänzlich absprechen, wenigstens nicht in einem Lande, wo man Englisch spricht. Bekanntlich ist die zweite Person Singularis, das traute „Du", in jener Sprache verpönt und nur von Poeten, Pastoren und Quäkern angewandt. Selbst zu seiner

Mutter oder Frau sagt man „Sie". Und daher fehlt dem Mädchen, das sich auf englisch die Cour schneiden läßt, eine sehr nützliche Warnungsglocke, ein lautes, deutliches Notsignal, welches mechanisch sofort Alarm schlägt, wenn der belagernde Feind die letzte Grenze überschritten hat und in ein unbeschütztes Gebiet gedrungen ist.

Unter Deckung des höflichen, entfernten „Sie" (you) kann man sich unbemerkt näher und näher an das ahnungslose Herz schleichen, bis man es mit einer letzten schnellen Attacke überwindet, ehe es selber weiß, was ihm geschehen. Aber in der biederen, deutschen Sprache kommt immer noch erst die Periode, wo man das „Sie" in „Du" umwandelt, die Garnison zur Erkenntnis ihrer Gefahr weckt und dadurch auf den Angriff vorbereitet. Und das heißt nur zu oft eine schmähliche Niederlage.

Den bedeutendsten Einfluß auf die Politik übt die Frau durch ihre Seelenverwandtschaft mit der edlen Temperenzpartei, die neuerdings in einigen Distrikten eine ganz bedeutende Machtstellung errungen hat. Und wenn sie dreißig Jahre lang jeden Sonnabend und manchmal Sonntags während der Kirche ihren betrunkenen Mann nach Hause geschleift hat, kann man es einer Frau nicht verdenken, daß sie sich mit den Kaltwasseraposteln verbindet und ihr ganzes Evangelium in die eine Formel zusammenfaßt: H_2O!

Näher auf die politischen Verhältnisse einlassen kann ich mich hier nicht. Erstens habe ich keinen Platz, zweitens keine Lust und drittens ist mit Abschluß der Föderation am 1. Januar 1901 eine große Veränderung eingetreten, eine Gärung der sich vermischenden Elemente, Prinzipien, Bedürfnisse, Ansichten, Vorurteile, die erst der langsamen Klärung bedürfen, der Kristallisierung, ehe man ihre wahre

Form beschreiben kann. Und was eine Geschichte der ersten hundert Jahre Australiens anbetrifft, so fühle ich mich weder dazu berufen, noch liegt eine solche im Sinne dieser Stimmungsbilder. Ich will hier nicht zeichnen, kartographieren; ich will nur versuchen, das Milieu anzudeuten.

*

Eine der originellsten Zeitungen Australiens ist das „Bulletin", welches in Sydney erscheint. Erst fünfundzwanzig Jahre alt, hat es sich bereits den ganzen Erdteil erobert. Es erscheint wöchentlich, hat gar keinen Nachrichtendienst, aber durchstreift in kurzen, kaustischen Paragraphen mit Hilfe vorzüglicher Karikaturen alle Tagesereignisse, seien sie politisch, kommerziell, künstlerisch, persönlich oder wissenschaftlich. Es ist in der Hauptsache kritisch, aber es reißt nicht nur nieder, es baut auch auf. Es hat bedeutende nationale Dienste geleistet in der Sache der Föderation; es hat Hunderte von Bergwerks- und anderen Schwindeln furchtlos aufgedeckt.

Aber sein Hauptverdienst beruht doch wohl darin, daß es eine nationale Literatur zu schaffen versucht und zum Teil auch, in den Grundlagen wenigstens, geschaffen hat. Es fand die ersten Sprossen australischer Poesie vor, wild wachsend, sich naturgemäß der fernen Sonne Europas zuneigend. Und es hat sie sorgsam gehegt und gepflegt, ihnen über die erste kritische Periode der irren Hilflosigkeit, des Anklammerns an fremde „Schulen", hinweggeholfen. Unter spezifisch australischen Dichtern gibt es heute keinen, der nicht im „Bulletin" seine Lehrjahre durchgemacht, vom „Bulletin" radikal beeinflußt worden ist. Die eine

Zeitung, die jeder liest, im fernsten Busch und dem vornehmsten Großstadthotel, hat Australien geholfen, sein Nationalgefühl, seine Volksseele zu entwickeln.

Um nur ein Beispiel zu erwähnen, bemerke ich, daß ich meine eigenen unvergleichlichen Poesien jahrelang in die Setzkästen des „Bulletin" ergossen und damit die Stellung dieser Zeitschrift in der Literaturgeschichte ein für allemal gesichert habe. Auch meine als Widmung an erster Stelle gedruckten Verse erschienen zuerst im „Bulletin".

Jeder Buschmann ist ein Poet. Das bringt die Einsamkeit mit sich. Aber es ist natürlich, daß diese von einem alten Kulturland eingewanderten Menschen zunächst die Lieder wiederholen, in Form, Phrase und Gefühl, die seit Jahrhunderten von Generation auf Generation herabgeklungen haben durch ihre Herzen; Lieder von Kampf und Jagd, von Minne und Seefahrt, von Raub und Frühlingständelei; Lieder, die der Wechsel der Jahreszeiten im Norden beeinflußt hat und die Geschichte, die Umgebung, und vor allem das Klima.

Denn der Charakter der Poesie wird ureigentlichst vom Klima bedingt. Eine Edda könnte nicht in Griechenland geschaffen werden, ein deutsches Volkslied nicht in den Dschungeln der Tropen. Und — immer abgesehen von mächtigen Nebeneinflüssen, die manchmal sogar den Urtrieb überwältigen — das australische Klima gleicht im allgemeinen dem griechischen (natürlich mit Ausnahme des heißen Nordens). Daher wird australische Poesie immer des tiefen, mystischen Untertones entbehren, der der Reiz der germanischen Muse ist. Wie der Australier in religiöser Beziehung langsam dem fröhlichen Polytheismus oder leichtsinnigen Atheismus zusteuert, so wird seiner Literatur immer der Mystizismus, eine gewisse Tiefe

fehlen, oder doch wenigstens jenes geheimnisvolle Gefühl der Tiefe. Man weiß ja, wenn man auf einem See rudert, auch nicht immer, wie tief das Wasser ist. Aber man scheint es zu ahnen. Und das ist für unsere Zwecke dasselbe.

Aber — und ein recht großes Aber! Griechenland hatte eine Geschichte, Australien nicht; Griechenland hatte nahe Nachbarn fremder Sitte und Stammes, Australien nicht; Griechenland war ein kleines, geologisch junges Land, Australien ist ein sehr großer, uralter Erdteil. Die anmutigen Linien griechischer Kunst verziehen sich unter den glühenden Strahlen der australischen Tropensonne; die graziöse Nacktheit von Hellas wird zur abstoßenden Mumie im Herzen der Wüste. Denn man darf nie vergessen — es ist das Innere, der Busch, aus dem der Charakter australischer Literatur geboren wird. Es legt sich also über den griechischen Unterton eine starke Mischung von häßlichem Alter und von hartem weißen Realismus. Und wiederum wird dieser herabgetönt, wenn auch nur stellenweise und sehr wenig, durch eine fast nordische Melancholie der Einsamkeit. Aber durch die australische Einsamkeit fährt niemals Wotans Heer, niemals Baldur mit seiner Blütenfreude.

Es ist vielleicht ungerecht und unklug, schon jetzt eine Diagnose australischer Literatur zu versuchen. Denn sie ist noch sehr jung. Wie gesagt, sie begann mit einem starken und ganz natürlichen Anklang an Europa. Die Vertreter dieser ersten falschen Richtung, Brunton Stephens und Adam Lindsay Gordon, sind in dieser Beziehung unverkennbar. Der letztere hat viel und schlecht gedichtet, solange er sich Stoffe aus der alten Welt suchte, seine Verse mit reichlichem und sehr unrichtigem Latein durchsetzte. Und

nur wo er die seltene australische Note fand, schwang er sich empor aus der Mittelmäßigkeit.

So zum Beispiel in einem Vers aus seinem „Sterbenden Herdenmann", dem man vielleicht selbst in meiner mangelhaften (man muß doch bescheiden sein) Übersetzung die ursprüngliche Kraft und Lebenslust nachfühlen kann:

Ho! Wir ritten wie das Wetter hinter Starlights *) wildem Korps,
Als sie damals auf dem Hochland vor uns flohn;
Und die dürren Reiser krachten, und der Funke sprang empor
Aus den Steinen zu der Hufe hellem Ton.
Hart verfolgten wir im Walde, härter noch im Heideland,
Bis der Salzbusch uns umwogte, wie ein Meer;
Und die goldgefärbten Farne, wie sie knisterten im Sand!
Und die Halme, wie sie rauschten um uns her!

Stephens dagegen (er lebt noch heute als Unterstaatssekretär in Queensland), von dem das klassische Epos „Convict Once" stammt und der seitdem stumm geblieben ist, mit Ausnahme einiger wertloser humoristischer Dichtungen, wählt sich zwar ein australisches Thema, aber verarbeitet es in gereimten Hexametern und Pentametern. Der Busch und das Distichon!! Seine außerordentliche Sprach- und Reimgewandtheit hilft wohl oft über diesen unkünstlerischen Grundfehler hinweg — aber schließlich, es fehlt der Geist des Kontinents, der Eukalyptenduft und der brennende Wind und die tote Stille in jenen prächtigen Versbauten. Man kann die Steppe nicht in demselben Metrum besingen wie die Akropolis.

Und dann kam lange gar nichts, bis das „Bulletin" als Kunstgärtner auftauchte und die jungen Fühler an das

*) Ein australischer Brigant, um dessen Person sich auch die bekannte Novelle von Markus Clarke dreht.

rechte Spalier band. Das nationale Epos allerdings fehlt noch immer. Das läßt sich nicht in einem Tage schaffen. Und der beste Beweis, daß Australiens Literatur jetzt auf dem rechten Wege ist, liegt gerade in dieser Abwesenheit einer großen Dichtung, wie der Beweis für das Gegenteil Stephens' „Convict Once“ als Erstlingswerk ist.

Wie schwer es fällt, die richtige Note zu treffen auf diesem alten, verstimmten Instrument, Musik aus den zerkrümelten Steinen und verödeten Ebenen zu locken, beweist wohl am besten das australische Volkslied, wenn ich es so nennen darf, das unendliche Gesingsel mit zweiundsechzig Versen, das der Herdenmann oder der Grenzreiter abends vor sich hersummt. Die Prosa ist eben zu überwältigend in Australien. Es gehört ein wundersam gebildetes Ohr, ein künstlerisch feines Auge dazu, Schönheit dort zu entdecken. Man höre nur dieses für unsere Sinne geschmacklose Gemisch von naivem Melodrama und hartem Realismus:

Bill ging eines Morgens zur Koppel hinab,
Wo die Ochsen gar wild seiner harrten —
Jetzt liegt er hier unten im kühlenden Grab;
Sein Pferd, seine Hunde, sie warten.
Sie sehen nicht mehr ihres Herrn Gesicht,
Der tief von dem Horne getroffen
Auf ewig jetzt schläft. Doch sie wissen das nicht
Und harren noch immer und hoffen.
Wo die Äste sich beugen ob grünenden Matten,
In der Nähe der Koppel, vom Weg nicht weit ab,
In des Gummibaums Schatten,
Des Gummibaums Schatten,
Ist des Herdenmanns Grab.

Noch wunderbarer berührt es uns, wenn wir mitten in ein pathetisches Klagelied — denn die Lust (mit Ausnahme des Galgenhumors) ist der ursprünglichen, echten

Buschpoesie fremd — hinzugefügt, sehr zum Schaden des Skandierens, Worte wie Subhastation, galvanisierter Stacheldraht, Zyankali, Eisenbahnzug usw. finden. Dem Australier, dem jungen, aus der Ehe der modernen Zivilisation mit einem uralten Erdteil geborenen Kinde, geht eben der Sinn für Anachronismus, für Trivialitäten ab, die uns wie ein Schlag ins Gesicht treffen. Alle solche Dinge berühren sein Leben tiefernst. Und der Stacheldraht hat mehr Bedeutung für ihn als das Ritterschwert oder der Fausthandschuh.

*

Die Zeitungen, vor allem das „Bulletin", erhalten jährlich Tausende von poetischen Zuschriften; denn jeder Australier dichtet, und leider schickt er seine Dichtungen auch meistens ein. Vor einiger Zeit beging ein neuer Gouverneur die Unvorsichtigkeit, einen Preis auszusetzen für ein typisches australisches Buschlied. Binnen vierzehn Tagen waren zweihundertdreiundfünfzig Bewerbungen zur Hand, und alle zweihundertdreiundfünfzig behandelten das Grab des Grenzreiters oder Miners oder Herdenmannes. Über zweihundertdreiundfünfzig einsamen Sandhügeln gingen zweihundertdreiundfünfzig bleiche Monde auf, während zweihundertdreiundfünfzig Buschhennen melancholische Rufe in zweihundertdreiundfünfzig trockenen Flußbetten ausstießen und zweihundertdreiundfünfzig trauernde Dingos am Rand des Grabes saßen und heulten. Außerdem kamen noch hundertundsieben geisterhafte Känguruhs und achtzehn Dutzend salzige Tränen darin vor. Und das alles für ein Pfund Sterling! Ja, der Australier ist poetisch.

In der Prosa ist bis jetzt weniger geleistet worden.

Marcus Clarke, Boldrewood, Lawson und Becke überschreiten kaum die Mittelmäßigkeit, und von bekannten englischen Autoren, die aber unter den Antipoden geboren sind, darf man Henry Kingsley, Mona Claird und die bekannte Mrs. Humphry Ward auch kaum höher einschätzen. Aber an Sängern ist Australien reich. Ich brauche nur Nellie Mitchel, die berühmte Melba (von ihrer Geburtsstadt Melbourne abgeleitet) nennen.

Und damit möchte ich dieses peinliche Thema abbrechen. Ich bin selbst in Australien Redakteur gewesen, und noch jetzt überläuft es mich kalt, wenn ich jemanden in meiner Nähe ein zerknittertes Stück Papier mit einem Reliefffries von Daumenabdrücken zücken sehe — es könnte ja ein Poem sein.

Ich erinnere mich noch eines Abends, als ich im Interesse des volksaufklärenden „Adler" eine mehr als zweifelhafte Spielhölle besuchte: plötzlich merkte ich, daß ein riesengroßer, sehr verdächtig aussehender Kerl mit einer zerbrochenen Nase und einem schweren Knüttel mir mit den Blicken folgte. Beim „Adler" war, wie ich bemerkt habe, mein Gewissen niemals rein, und der heimtückisch lauernde Ausdruck in den blutunterlaufenen Augen des Fremden erschreckte mich nicht wenig. Ich zog mich in ein kleines Zimmer nahe der Bar zurück, aber zu meinem Entsetzen folgte mir der andere, und sein Schatten lag wie eine dräuende Gewitterwolke über der Schwelle. Ich war gänzlich unbewaffnet, und die Sache begann mir einen etwas brenzlichen Geruch anzunehmen.

Ich heuchelte jedoch äußerste Ruhe und wartete eine günstige Gelegenheit ab, um schleunigst durch die Hintertür in den Hof zu entkommen. Ich atmete erleichtert auf — als plötzlich hinter mir eine zweite Tür sich öffnete und

mein unheimlicher Verfolger, den Knüttel in der Hand, auf mich zugeschritten kam.

Da, nun gab ich alle Verstellung auf und ergriff die Flucht. Ich raste zum Tore hinaus, die enge Gasse hinauf, von eisiger Furcht getrieben. Aber der Schreckliche war schneller als ich. Mit ein paar mächtigen Sprüngen holte er mich ein, legte seine große, haarige Tatze auf meine Schultern und drehte mich um.

Ich wollte schreien. Aber meine trockene Kehle versagte den Laut. Ich konnte nur zitternd den Raubmörder vor mir anstarren. Und dieser fühlte schon in seiner Tasche nach dem Messer. Noch einen Augenblick, und —

„Entschuldigen Sie, Mister!“ sagte er verlegen. „Aber Sie sind der Redakteur vom „Adler“, und da möchte ich Ihnen gerne ein kleines Gedicht von mir vorlesen, das ich über meine Mutter gemacht habe.“

Zu Wasser.

Zu meinem höchsten Bedauern muß ich gestehen, daß Herr Cremer mich mühelos dazu beredete, in seiner Lustjacht eine Reise von Townsville nach Thursday-Insel in der Torresstraße zu unternehmen. Ich hatte mir im Busch zwar eine erkleckliche Menge kolonialer Erfahrung angeeignet, aber keine Menschenkenntnis. In der Einsamkeit lernt man andere Menschen so vollständig durch die Brille seiner eigenen Individualität beurteilen, daß man — ach so leicht! — zum Opfer des ersten besten Zufallsbekannten wird. Der Mann sinkt eben fern von der Zivilisation in das barbarische Stadium jämmerlichster Subjektivität zurück. Die Frau braucht nicht erst zu sinken.

Herr Cremer war deutscher Abstammung und sehr beredt in zwei Sprachen. Er setzte mir auseinander, daß er sich einen großen, schönen Kutter in Townsville gekauft und nun eine Partie gen Norden vorhabe. Und er bat mich in den schmeichelhaftesten Wendungen um meine Teilnahme. Er schilderte in den herrlichsten Farben das dolce far niente auf dem tiefblauen Spiegel des tropischen Meeres. Er verstieg sich in das Lyrisch-Poetische in seiner Beschreibung der Genüsse, körperlich und seelisch, die meiner warteten: Die rauschenden Kokospalmen, die blinkenden Scharen fliegender Fische, der laue Zephir, der

stille Himmel, der erhabene Nachtfriede, die wundersamen, farbenprächtigen Korallengärten des Barrierriffes.

Lunge und Herz waren mir ausgetrocknet und verstaubt durch den jahrelangen Aufenthalt im Innern. Die Sehnsucht nach der Südsee stieg in mir auf, wie eine Jugendliebe. Ich träumte wieder von alten Zeiten, so lieblich, so still, so märchenhaft, wie ich sie nie seitdem gekannt und nie wieder kennenlernen werde. Und ich erlag der Einladung — leider — leider!

Wir hatten beide nicht viel zu packen. Daher verbrachten wir die Zeit bis zum Abgange des Zuges von Charters Towers an die Küste in trautem Beieinander — Herr Cremer, ich, die Whiskyflasche und ein betrunkener Cellist, den eine reisende Konzertgesellschaft zurückgelassen und den wir sogleich gegen etliche Schnäpse als Hofkapelle engagierten.

Ich erinnere mich noch, wie uns jenes Cello den Abschied erschwerte. Die Tränen liefen uns über die gebräunten Wangen bei den tiefen, klagenden Tönen, die wie idealisierte Leibschmerzen klangen. Seitdem hat sich allerdings, höchstwahrscheinlich dieser Erinnerung halber, oder weil die Getränke in Deutschland besser sind, meine Meinung über das Cello geändert. Die Leibschmerzen sind geblieben; das Ideal ist futsch.

Auf australischen Eisenbahnen gibt es nur zwei Klassen, und wenn man daher nicht gerne zwischen einem Chinesen und einem Afghanen eingeklemmt fährt, so muß man sich schon die erste Nummer kaufen. Übrigens ist es vielleicht interessant, zu erwähnen, daß Australien trotz seiner spärlichen Bevölkerung bereits über zweiundzwanzigtausend Kilometer Eisenbahnen besitzt, und daß jede einzelne Kolonie sich ihrer eigenen Spurweite rühmt, so

daß die Wagen des einen Staates auf den Schienen des anderen unverwendbar sind. Das ist das einzig Rühmliche, das ich in dieser Hinsicht hier vermerken möchte.

Jedenfalls kamen Herr Cremer und ich sicher in Townsville an, die mächtige Küstenkette hinunter, und ich besah mir zum ersten Male das große nördliche Handelszentrum. Soweit ich in der Eile urteilen konnte, bestand es aus einem schnurgeraden Strich Wüste, der sich Flindersstraße nannte, einem mit Schnapsannoncen beklebten Felsen, dem die stolzen Einwohner den Namen „Schloßberg" beigelegt hatten, und einem sehr peinlichen Geruch, der aber, soweit ich in Erfahrung ziehen konnte, keinen besonderen Namen hatte. Er stammte aus den Sümpfen des Flusses, der die Stadt durchzog, und es wurde mir erzählt, daß dieser üble Geruch in der heißen Jahreszeit monatlich vertragsmäßig (dreiundfünfzig Pfennige das Raummeter) von der lokalen Abfuhrgesellschaft weggeräumt würde. Als ich ankam, war aber nasenscheinlich lange nichts daran getan worden.

Unter den hervorragenden Persönlichkeiten, die ich in Townsville antraf, erinnere ich mich nur noch eines gewissen Billy, eines Ziegenbocks, der sich einer großen Beliebtheit erfreute. Er wohnte in dem Hofe eines Hotels und konnte mehr Bier vertragen als zwei Hafenarbeiter und ein kleiner Junge dazu. Ich hatte die Ehre, ihm ein Glas anzubieten. Er lehnte sich mit den Vorderhufen auf die Bar und trank mit viel Grazie und Geschwindigkeit. Dann machte er mit seinen gewaltigen Hörnern Erpressungsversuche, wurde aber vom Wirt hinausgefeuert und stand vor der Schwelle, auf einen anderen Spender wartend.

Es war spät nachts, als wir uns zum Hafen hinab

begaben, wo an einem der Wellenbrecher Herrn Cremers Jacht festgemacht lag. Er hatte sie „Seekönigin" getauft, und es war in der Dunkelheit wenig von ihr zu sehen. Herr Cremer hatte noch einen anderen Freund mitgebracht, den er als Charlie vorstellte und der bis dahin nie in seinem Leben außerhalb des Viehranchgebiets gewesen war. Außerdem war der für große Fahrt zertifizierte Kapitän da, ohne welchen ein Boot von dem Tonnengehalt der „Seekönigin" nicht den Hafen verlassen durfte. Leider war dieser nautische Herr sehr betrunken. Als wir ihn aufforderten, seinen Posten anzutreten, begann er einen Fandango auf dem Wellenbrecher zu tanzen, wobei er leere Bierflaschen als Kastagnetten benutzte und eine unschöne Melodie von sich gab. Dann fiel er zu Boden und schlief sofort fest ein.

Wir begossen ihn mit Wasser. Aber er rührte sich nicht. Wir stießen Nadeln in seine Weichteile und versuchten, ein Feuer unter ihm anzumachen, welches letztere Mittel Charlie als probat für störrische Pferde vorschlug. Doch es war vergeblich.

Endlich kam ich auf eine gute Idee. Ich trat dicht an ihn heran und flüsterte:

„Wollen Sie einen Schnaps haben, Kapitän?"

Wie aus der Pistole geschossen fuhr er in die Höhe. „Ja! Gerne! Wo ist er?"

„Stehen Sie jetzt auf, Sie unverschämter Kerl, und gehen Sie an Bord!" brüllte ich ihn an. Sofort klappte er wieder zusammen und war töter als je.

So rollten wir ihn in unserer Verzweiflung denn einfach in das Boot, wo er schwer mit dem Kopf aufschlug, mit lallender Begeisterung den Refrain eines Steuermannsliedes übelster Art zu singen anhub und

wieder in seinen Dusel zurückversank. Dann machten wir los und setzten Segel.

„Wo ist denn die Mannschaft?" fragte ich Herrn Cremer.

„Mannschaft? Mannschaft? Was für Mannschaft?"

„Nun, Sie müssen doch Leute haben, die die Arbeit tun."

„Oh, ich dachte —daß Sie und Charlie — Sie verstehen — famoser Sport —"

Wir waren schon an dem Ausgange des Hafens, und ein mächtiger Windstoß schnitt mir das Wort der Entrüstung vom Munde ab. Das Boot holte schwer über, ich klammerte mich mit aller Kraft an die Pinne des Steuers, und die beiden anderen verschwanden schleunigst in der kleinen Kabine. Und nun begann ein Kampf mit den Elementen, der bei meinen geringen seemännischen Kenntnissen, dem zweifelhaften Townsville-Whisky und der rabenschwarzen Dunkelheit der stürmischen Nacht auf die Dauer sehr kritisch zu werden begann, d. h. für uns, nicht etwa für die Elemente.

Aus der Kabine tönte ein leises Wimmern und Stöhnen zu mir am Ruder hinauf, und andere unbeschreibliche, aber ebenso unverkennbare Geräusche ließen auf einen bedauerlichen Gesundheitszustand dort unten schließen.

„Heda — Cremer — Charlie — kommt sofort 'rauf. Wir müssen Segel kürzen oder wir sind verloren."

Ein ablehnendes Brummen war die Antwort.

„Aber wir gehen sonst unter!" schrie ich.

„Gott sei Dank!" stöhnte Charlie und steckte seinen Kopf wieder aus der Koje heraus.

Da pfiff eine besonders schwere Bö über das Boot,

ich ließ die Ruderpinne fahren, um eine Flasche Rum neben mir zu retten, die „Seekönigin“ drehte vom Winde ab, und — baff! baff! knallte es oben in der Takelage, während sich der Kutter langsam wieder aufrichtete. Die beiden Toppspieren der Großsegel waren zerbrochen und damit die Segelfläche um ungefähr die Hälfte verringert.

Ein bleiches Antlitz tauchte aus der Kabine auf: „Um Gottes Willen, was ist denn passiert?“

Ich setzte ruhig die Flasche an, stärkte mich bedächtig, korkte sorgfältig wieder zu, reckte mich und antwortete im gleichgültigsten Tone: „Oh, ich habe eben nur Segel gekürzt.“

*

Endlich wurde es Morgen. Vor uns im Kurs lag eine große Insel, und wir erreichten bald eine kleine Bucht, wo wir ankern und uns erholen konnten. Darauf nahmen wir Inventur auf.

Der sich ergebende Sachbestand war ein höchst bedauerlicher. Wir hatten gegenseitig verabredet, daß ein jeder von uns seinen Teil zur Verproviantierung des Kutters beisteuern würde, und wir hatten auch alle unser Versprechen treulich gehalten. Leider jedoch war keinem von uns etwas anderes als Rum und Tabak eingefallen, mit Ausnahme einiger Flaschen Bier, die wir dem Kapitän abgenommen. An Bord befand sich nichts als ein Sack Mehl. An Instrumenten besaßen wir nur den kleinen Berlocke-Kompaß von Charlies Uhrkette, und an Karten ein Blatt aus einem alten Schulatlas, das übrigens die Vereinigten Staaten von Nordamerika darstellte.

Aber auch in anderer Hinsicht machten wir unerfreu-

liche Entdeckungen. Die berühmte „Seekönigin" des Herrn Cremer sah bei Tageslicht nicht gerade sehr jachtmäßig aus. Tatsächlich war sie ein alter Trepangfischer gewesen und stank dementsprechend. Denn ein Boot, in dem einmal die leckere Seewalze, die in China hoch bezahlt wird, geräuchert worden ist, verliert niemals wieder das ihm eigene Parfüm. Außerdem war der Kapitän noch immer besinnungslos, und wir drei hatten nicht die geringste Ahnung von der Navigation der Küste, die bekanntlich des ihr vorgelagerten gewaltigen Barrierriffs halber eine der gefährlichsten der Welt ist.

Charlie erfand und kochte ein neues Gericht: Klöße in Biersauce. Ich fand die Klöße etwas unverdaulich und lieh dieser Meinung Worte.

Charlie war wütend. „Es ist riesig schwer, solche Klöße zu machen," behauptete er.

Ich wünschte aus tiefstem Magen, es wäre unmöglich gewesen. Aber ich sagte wohlweislich nichts.

„Wir müssen die Spieren wieder flicken!"

„Nehmt doch ein wenig Rohhaut," schlug Charlie vor. Wie gesagt, er kam aus den Viehdistrikten, und dort wird alles mit Rohhaut geflickt, von einem Sattel bis zu einer Uhr oder einem gebrochenen Bein.

Mit etwas Strick, ein paar Handtüchern und der seidenen Leibbinde des Kapitäns, sowie zwei alten Rudern, die wir als Schienen unterbanden, brachten wir das schwierige Kunststück zustande. Währenddessen hatte Charlie eine Blechbüchse entdeckt und diese voller Erwartung geöffnet. Als er aber nur gelbe Farbe darin fand, benutzte er dieselbe, um die beiden Segel mit einigen phantastischen Entwürfen in japanisch-sezessionistischem Stile zu schmücken. Dann nahm er die rote, wollene Decke, in die

wir den Kapitän drapiert, und hißte sie als Flagge am Großtopp.

Daraufhin wachte der Kapitän auf und verlangte etwas zu trinken. Aber wir beschlossen sofort einstimmig und gaben uns unser Ehrenwort darauf, daß bis Beendigung unserer Odyssee kein Tropfen Feuerwasser mehr die Lippen — des Kapitäns berühren solle. Und ohne uns rühmen zu wollen, muß ich zu Protokoll geben, daß wir unser Wort wie ehrliche alte Seebären mit grimmer Zähigkeit und Selbstverleugnung gehalten haben.

Der Kapitän wußte von einer Flotte von Perlbooten, die irgendwo in der Nähe fischte, und wir brachen auf, um sie zu finden. Er kannte diesen Teil der Küste so ziemlich, und obwohl er sich noch nicht ganz erholt hatte und das Kielwasser der „Seekönigin", während er am Ruder saß, so ungefähr wie die Spur eines Fahrradlernenden aussah, kamen wir doch ganz tüchtig vorwärts.

Dabei leistete uns der Taschenkompaß nicht zu unterschätzende Dienste. Denn da in diesem mit unzähligen Untiefen und Korallenblöcken durchstreuten Fahrwasser die gerade Linie wahrscheinlich verderblich gewesen wäre, das Instrument dagegen sich in einem Zustand ewiger Unsicherheit über die genaue Lage des magnetischen Pols zu befinden und sich mehr auf persönliche Intuition zu verlassen schien, so schlängelten wir uns ohne Unfall durch. Übrigens kann man bei halbwegs ruhiger See Korallenriffe immer von weitem schon an der Färbung des Wassers und nachts an einer gewissen Phosphoreszenz erkennen.

Abends gingen wir wieder an einer geschützten Stelle vor Anker, und als wir tags darauf ein Kap rundeten, stießen wir plötzlich auf die gesuchte Perlflotte. Wir segelten mitten unter sie. Aber zu unserem höchsten

Erstaunen ergriff das gesamte Geschwader die Flucht vor uns. In dem Boote, das uns am nächsten lag, hätten sie in der Eile fast den Taucher abgeschnitten. Und wir wunderten uns baß — bis uns einfiel, daß wir doch eigentlich mit unseren imitierten Gobelinsegeln, den gespleißten Spieren und der roten Flagge den Typus eines respektablen und unschädlichen Seestreichers nicht ganz vorstellten.

Endlich gelang es uns, die allgemeine Panik einigermaßen zu beschwichtigen. Und nun begannen wir einen ausgiebigen Tauschhandel um Nahrungsmittel gegen Tabak und Schnaps zu betreiben; und da wir in diesen begehrten Artikeln das Monopol besaßen, machten wir ausgezeichnete Geschäfte. Charlie wurde so enthusiastisch, daß er stante pede die ganze Flotte aufzukaufen plante. Aber unglücklicherweise ging uns der Rum aus. Pathetisch und rührend dagegen war es, das Mienenspiel des Kapitäns zu beobachten, das die ganze Seelenklaviatur von sanfter Wehmut bis zu eisiger Verzweiflung wiedergab, als eine Flasche nach der anderen über Bord ging.

Auf den ausgedehnten Korallenbänken des großen Barrierriffes im Nordosten Australiens, in der Arafura-See, an der Küste von Westaustralien, aber hauptsächlich in der Torresstraße wird die Perlfischerei betrieben. Weiter südlich leben die Perlmütter nicht; dort nennt man sie Austern, die in Australien besonders schmackhaft und billig sind.

Das Tauchen wird, sobald eine Kolonie der Schaltiere gefunden ist, größtenteil von Booten betrieben, die mit Apparaten versehen sind. Hie und da jedoch bedient man sich noch nackter Taucher, meistens Eingeborener, die aber nur bis zu einer Tiefe von ungefähr zwölf Metern arbeiten können, während der Mann im Kostüm, meistens

Japaner oder Philippiner, bis zu sechzig Meter tief taucht. Allerdings ist das weit über die Grenze der Sicherheit hinaus, und fast täglich kommt es vor, daß solche Wagehälse gelähmt oder tot heraufgezogen werden. Da der Taucher jedoch auf Tantieme arbeitet, mit Ausnahme der verhältnismäßig seltenen Fälle, wo er zugleich Besitzer des Bootes ist, und ein Menschenleben in Ostasien nicht gerade hoch im Preise steht, selbst wenn es das eigene ist, so schreckt die Gefahr wenig ab.

Jedenfalls und auch unter den günstigsten Umständen ist der Beruf eines Tauchers mühselig und äußerst ungesund. Der Druck ist oft so riesig, daß Anfänger schon aus ganz geringer Tiefe bewußtlos, aus Mund, Nase und Ohren blutend, heraufgeholt werden. Ich habe einmal den Versuch gemacht, einen Anzug anzuziehen. Das Wasser war nur etwa fünfzehn Meter tief. Aber kaum war ich unten angekommen, als mich schon eine akute Unzufriedenheit packte, die sich bald in helle Wut verwandelte. Ich riß zornig an der Leine, und während ich langsam nach oben schwebte, nahm ich mir fest vor, die gesamte Mannschaft, vor allem die Leute an der Luftpumpe, zu morden und das ganze Boot mit Dynamit in die Unendlichkeit zu sprengen. Kaum hatte man mir jedoch den Helm abgenommen, als ich schon völlig vergessen hatte, weswegen ich eigentlich heraufgekommen war, und nur blöde lächeln und nach einer mehr oder minder unwahrscheinlichen Entschuldigung schnappen konnte. Als Temperamentsprobe schärfster Art empfehle ich jedenfalls den Taucheranzug.

Zwischen den beiden Gattungen Taucher, den geharnischten und den nackten, herrscht eine noch gehässigere Rivalität als zwischen den einzelnen Tauchern untereinander. Hat der nackte Mann eine reiche, flache Bank

entdeckt, so dauert es gewöhnlich nicht lange, bis der andere auch zur Stelle ist, und, da er längere Zeit unter Wasser bleiben kann, natürlich den Löwenanteil erhält. Um ihn zu vertreiben, wühlt der Nigger dann den Sand und Schlamm auf, so daß der Behelmte nichts sehen kann; dieser hingegen weiß sich zu helfen. Er wirft Stücke rohes Fleisch und Speck ins Wasser und lockt auf diese Weise den gefürchteten weißen Hai heran. Aber manchmal greift das Tier auch ihn selbst an, und dann vertreibt er es, indem er eine Valve an seinem Handgelenk öffnet und einen Strom komprimierter Luft dem Räuber entgegenschießt. Allerdings ein gefährliches Experiment, das oft den Erstickungstod zur Folge hat.

Die Perlmutterschale ist es natürlich zunächst, die das Taucherboot suchen geht. Die eigentliche Perle ist nur eine zufällige, angenehme Prämie. Perlmutter ist achtzig bis hundertfünfzig Pfund Sterling die Tonne wert. Die Perlen werden meistens von den Schalenöffnern gestohlen und finden ihren Weg gewöhnlich an den Busen einer der Damen von zweifelhaftem Alter und unzweifelhafter Untugend in Thursday Island, dem Zentrum des Perlenhandels, oder einer der Küstenstädte, ehe sie ihre Wanderung durch die Schaufenster großer Städte in die Juwelenkästen des Reichtums antreten.

Es würde eine Romanze reinsten Wassers abgeben, die Geschichte manch einer solchen Perle. Die vielen Hände zu schildern, durch die sie geht, schwarz, gelb, braun, weiß; die vielen Sünden und Verbrechen, die ihretwegen begangen werden; die verschiedenartigen Verstecke, in denen sie ihre Herrlichkeit verbergen muß — ehe sie am Halse einer schönen Frau in einem Ballsaal prunken darf!

Und dabei ist sie doch nur eine krankhafte Absonderung, eine Art Gallenstein.

Der kleine Bootbesitzer ist gänzlich auf die Ehrlichkeit seiner Leute angewiesen, was die Perlen betrifft; der große Mann dagegen mit einer ganzen Flotte hält sich gewöhnlich einen alten Schoner als Begleitschiff, als schwimmende Station sozusagen, und dorthin müssen täglich die Schalen ungeöffnet abgeliefert werden. Und es war eine solche Flotte, die wir hier angetroffen hatten.

*

Mit genügendem Proviant und einer Anzahl wertvoller Segelanweisungen versehen, nahmen wir Abschied und vertrauten unser Leben wiederum der „Seekönigin" und ihrem Kapitän an. Wir kamen jetzt in Fahrwasser, das dieser ehrenwerte Mann nicht kannte, und hatten uns teils auf unser Glück zu verlassen, das allerdings gereicht hätte, um die Bank in Monte Carlo dreizehnmal hintereinander zu sprengen, teils auf gelegentliche Anfragen bei passierenden Dampfern, bei Fischern und Leuchtschiffen. Man empfing uns nicht überall freundlich. Daran war unsere üble äußere Erscheinung sowohl wie unsere ins maßlose schweifende Unwissenheit der einfachsten nautischen Grundlagen schuld. Was das erstere betrifft, so hätte uns ein unvoreingenommener Seemann wohl als eine aus der Art geschlagene Kreuzung zwischen einer malaiischen Dschunke und einem Torpedoboot, das ein Pirat gekapert, klassifiziert. Der zweite Punkt —

„Wo geht denn hier der Weg nach Thursday Island eigentlich lang?" fragte Charlie, als wir Leuchtschiff Nummer sieben anliefen.

Der Wächter starrte uns eine Zeitlang erstaunt an. Dann aber kam er zu der Überzeugung, daß es sich hier um ein paar entsprungene Irrenhäusler handle, und beschloß, es zunächst mit Güte zu versuchen.

„Steuern Sie nur immer NNW, ½ Punkt W," erklärte er, „ungefähr sechzig Seemeilen. Dann nehmen Sie den Kurs zwei bis drei Strich nördlicher und —"

„Wa—as?" fragte Charlie.

„— bis Sie querab SO bei O¼O eine kleine Insel haben, die —"

„Wie meinen Sie? Wir wollen den Weg wissen, zum Donnerwetter."

Der Mann lächelte verächtlich. „Ich will Ihnen was sagen: fahren Sie man immer gerade aus bis an das Kap dort; dann biegen Sie halblinks, dann wieder gerade aus, dann ganz links, dann rechts um die Ecke und Sie haben Thursday Island vor sich." Und damit verschwand er, höchstwahrscheinlich um seinen Revolver zu holen. —

Der Himmel allein weiß, wie wir unser Ziel erreichten. Wir wissen es jedenfalls nicht. Unsere Hände waren mit Schwielen bedeckt, unsere Kleider mit Teer und Schmutz beklebt, und noch lange haftete unseren Personen das ureigentümliche Odeur des geräucherten Trepang an. Unsere Verdauungsorgane waren auf Monate hinaus geschädigt, und unsere Weltanschauung hatte einen tief pessimistischen Anstrich angenommen, als wir endlich landeten. Ich spreche natürlich nur von Charlie und mir. Herr Cremer hatte sein Boot auf billigste Weise nach Thursday Island gelotst bekommen, und der Kapitän freute sich schon auf die erste Bar. Wir sprachen einige herbe Worte zu Herrn Cremer, aber der lachte nur. Er erfreute sich eines dicken Fells.

Thursday (Donnerstag) Island ist eine kleine Insel in der Torresstraße mitten zwischen Papua und Australien und der Anlegeplatz für alle vorbeikommenden Dampfer. Seine Bevölkerung ist die bunteste im ganzen Erdteil, und das will etwas heißen. Ich glaube, es gibt keine Rassenmischung und keine Farbabtönung, die hier nicht vertreten ist.

Der Hafen ist eingeschlossen von bergigen Inseln. Wenn man die Spitze eines Hügels auf Thursday Island besteigt, dort, wo die Regierung ein Fort gebaut hat, um imaginären russischen und deutschen Geschwadern zu trotzen und der englischen Admiralität Gelegenheit zu geben, ihre alten Geschütze loszuwerden, dann bietet die mit Booten und Schiffen belebte Wasserfläche ein reizendes Bild. Enge Straßen schlängeln sich zwischen den umliegenden Inseln des Archipels hindurch; fern im Südosten sieht man die Berge des Festlandes; zu Füßen die kleine Stadt mit ihren weißen Wellblechdächern im Rahmen graziöser Palmen, und rings den Horizont begrenzend das blaue Meer.

Gegenüber der Hauptansiedelung, auf Friday (Freitag) Island, sieht man eine kleine Niederlassung durch das Grün schimmern. Das ist der Kirchhof der Lebenden, die australische Leprastation.

Lasset alle Hoffnung hinter euch, die ihr hier eintretet. Lebend seid ihr tot. Abgeschnitten von Verwandten und Freunden, auf den Verkehr meist farbiger Kranker angewiesen, müßt ihr hier eurem Ende entgegensehen.

Ein schreckliches Schicksal. Langsam faulen dem Aussätzigen seine Glieder ab, bis das unheilbare, abstoßend häßliche Leiden das Herz erreicht und die ersehnte Erlösung kommt. Die Quarantäne dieser Unglückseligen wird

nach Ansicht einiger Autoritäten viel zu weit getrieben. Aber die Krankheit ist eine so schreckliche, daß die Vorsichtsmaßregeln nicht scharf genug innegehalten werden können. Die Einfuhr der Lepra ist auch eine der angenehmen Folgen ostasiatischer Einwanderung. Der erkrankte Chinese wird in seiner Hütte von Landsleuten verheimlicht, bis der Zufall seinen Zustand ans Licht bringt.

So wurde in einer Hafenstadt neulich ein Mann von der Polizei gefunden, dem bereits Arme und Beine abgefallen und die Augen und Nase ausgeeitert waren. Er war in einen Sack genäht und bewegte sich durch Rollen fort, wie eine Walze. Als man ihn fand, lag er in einen Haufen Kohl und Salat eingebettet, den seine Kumpane an die weiße Bevölkerung der Stadt verhökerten.

In China macht man sich nichts aus solchen Kleinigkeiten. Was mich betrifft, so habe ich lange keinen Kohl essen können.

Unter Weißen tritt die Lepra ja verhältnismäßig selten auf. Jede Krankheit hat bei jeder Rasse ihren abgegrenzten Lebenslauf, ihre Jugend, ihren Höhepunkt und endlich ihr langsames Aussterben. Früher war die Lepra in Europa eine wahre Gottesgeißel. Jetzt scheinen wir mehr oder weniger immun geworden zu sein, während die Tuberkulose das Zepter führt. Wenigstens das ist meine Theorie. Und was ist das Dasein ohne Theorien?

Es sind hauptsächlich die weißen Kinder, die der Lepra in Australien zum Opfer fallen, vielleicht wegen der im Norden vielfach verbreiteten Unsitte, Malaien als Kinder„mädchen" anzustellen. Eines Falles in Thursday

Island erinnere ich mich, wo drei kleine Kinder gegen die Pocken geimpft wurden, und zwar mit Lymphe, die einem Leprakranken versehentlich entnommen war. Jetzt befinden sie sich auf Friday Island.

*

Charlie und ich beschlossen, mit dem regelmäßigen Postdampfer nach Townsville zurückzukehren. Die Atmosphäre in Thursday Island und die Gesellschaft betrunkener „Couleur"brüder sagte uns nicht zu.

Als wir die Landungsbrücke hinabgingen, trafen wir noch einmal den Kapitän a. D. der „Seekönigin". Beiläufig gesagt, war dieses stolze Fahrzeug zur Trepangfischerei zurückgekehrt und hieß jetzt einfach „L 58".

Der Kapitän saß vor der Öffnung eines großen eisernen Regenwasserbehälters, in dem er sich häuslich niedergelassen hatte, und fing imaginäre Skorpione. Er teilte uns mit, daß die übrigen Wasserbehälter voller blauer Schlangen mit roten Augen seien, und daß die Reptilien sich auch seiner Stiefel bemächtigt hätten, weshalb er diese habe wegwerfen müssen. Er stellte uns jedoch anheim, in seinem speziellen Wasserbehälter ebenfalls unsere Wohnung aufzuschlagen. Dann starrte er wieder in die unendliche Ewigkeit hinaus und fing mechanisch lila Skorpione mit grünen Beinen und einem gelben Schwanz.

Bald dampften wir wieder nach Süden zu, durch die liebliche Somersetstraße, und betrachteten von dem sicheren Deck des Dampfers aus das Gebiet unserer vergangenen Irrfahrten. Ein kleiner Kreuzer rief uns an und fragte den Kapitän, ob er irgendwo etwas von einer Rotte wahnsinniger Sträflinge aus der neukaledonischen

Verbrecherkolonie in einem polychromen Kriegskanu gesehen habe. Aber wir behielten unsere Wissenschaft für uns.

Das Wetter wurde sehr schlecht, und der Dampfer begann bedenklich zu schlingern. Ich tröstete einen Rechtsanwalt aus Sydney, dem es sehr flau zu gehen schien, mit einem freundlichen: Navigare necesse est! Aber er sah es nicht ein und wurde grob.

Dabei fällt mir ein, daß es bis heute noch keinen Dichter der Seekrankheit, der Schwester der Aphrodite, gegeben hat. Und doch ist sie mächtiger als ihre schöne schaumentstiegene Verwandte. Sie besiegt das stolzeste Herz und den stärksten Magen. Sie gibt ihren Lieblingen, d. h. denen, die sie mit ihrer Anwesenheit verschont, mehr Stoff zum Lachen, zu selbstloser, ausgelassener Freude, als der gesamte Olymp. Und dem unglücklich Verliebten zeigt sie den Gegenstand seiner Anbetung mit gelbem Gesicht, schlaffen Wangen, bleichen Lippen, glanzlosen Augen, in ungeordnetem Haar und lottriger Toilette — und mit einem Male ist er genesen!

Denn Kranke nennen es Höllenleid,
Gesunde nennen es Himmelsfreud' —
Doch alle nennen es Seekrankheit!

Was sich eigentlich noch besser reimt als der Originaltext!

Als ich gegen Abend in meine Kabine hinabging, erwartete mich eine Überraschung. Ich bedaure, es nicht umschreiben zu können, aber — hm — ja — aber — kurz und gut — die ganze Bude hing voll weiblicher Toilettenartikel. Ich vergewisserte mich errötend der Nummer. Aber die stimmte mit meinem Billett. Erregt suchte ich den Obersteward auf und trug ihm den Fall vor.

Wir durchforschten die Passagierliste. Richtig, da stand es gedruckt: „Nummer siebenunddreißig: Leutnant Elliot." Es war rätselhaft. Auch der Erste Offizier schien keine Lösung der peinlichen Situation zu wissen. So wurde denn eine große Untersuchung eingeleitet und endlich der Leutnant gefunden.

Er hieß Marie Elliot und war Offizier in der Heilsarmee. Darauf erhielt ich eine andere Kabine.

*

Unter anderem legten wir in Cairns an, und das ist ungefähr das Zentrum des schmalen, nordöstlichen Streifens, wo sich das Klima wirklich tropisch benimmt. Schwerer Boden, schwerer Dschungel, Lianen, Alligatoren, Malaria, „Roter Hund", und was sonst noch zu den Bühneneffekten gehört, alles ist hier vorhanden. Und besonders der Regen.

Wer jahrelang im Innern vegetiert und die kärglichen Tropfen des allbelebenden Nasses (ich meine ausnahmsweise diesmal nicht Rum) nur knapp, allzu knapp zugemessen erhalten hat, der allein kann sich ein Bild unserer Wonne machen, als wir einmal tüchtig in ewigem Regenwetter schwelgen konnten. Schon allein das Gefühl, durch den Luxus eines Bades seine Familie nicht bis ins fünfte Glied mit Hypotheken zu belasten, war unbezahlbar. Ich habe in Westaustralien einmal einen Mann gekannt, der zwanzig Jahre lang in der Wüste gelebt und sich während der Zeit nicht einmal gebadet hatte. Er war krank und wurde ins Hospital an die Küste geschafft. Als man ihn dort einer Waschung unterziehen wollte, stellte sich dieses Unterfangen als etwas schwierig heraus. Nach drei Stunden harter Arbeit stießen die

schwitzenden Lazarettgehilfen endlich auf eine sehr altmodische Weste. Da gaben sie es auf. Aber der Patient starb an Entkräftung.

Australien ist eben das Land der Gegensätze. In Birdsville, an der Südwestecke Queenslands, wurde mir ein fünfjähriger Junge gezeigt, der noch nie Regen gesehen hatte (er war nicht etwa blind); und in Cairns regnet es im Durchschnitt über zwanzig Fuß das Jahr.

Eigentlich regnet es immer in Cairns. Als wir ankamen, stand die halbe Stadt unter Wasser und machte den Eindruck einer sehr billigen Nachahmung von Venedig. Die Umgegend besteht aus Zuckerrohr, Chinesen, Bananen und weißen Ameisen. Sonst habe ich nichts Bemerkenswertes in Cairns gefunden, mit der rühmenswerten Ausnahme eines Buschlateiners, der selbst mir erfahrenem Kolonisten imponierte. Sein Lieblingsthema waren Ameisen.

„Ameisen," sagte er und spuckte träumerisch auf die Veranda hinaus, „sind komische Biester. Vor allem die kleinen schwarzen. Früher hatte ich mal eine kleine Farm im Westen. Wir pflanzten meist Ziegenböcke, denn sonst wuchs nichts bei Booligal. Da ging uns eines Tages der Zucker aus, und ich wanderte in die kleine Stadt, acht Meilen weit, um mir einen neuen Sack voll zu kaufen. Sechzig Pfund Zucker sind nicht leicht, und das Wetter — na, Sie wissen ja, Booligal liegt hundert Meilen von Nirgends und eine halbe Meile von der Hölle. Also ich hob ein paar Gläser mit Bekannten und machte mich auf den Heimweg unter etlichen Schwierigkeiten. Kurz außerhalb der Stadt torkelte ich gegen einen Baum; ein spitzer Ast riß ein Loch in den Sack, und ehe ich mich's versah, lag der ganze Zucker im Sande.

Ich war nicht schlecht erschrocken. Was wird meine Alte sagen, fragte ich mich. Damals war ich leider noch verheiratet.

Wie ich so sitze und nachgrüble, kommen plötzlich die schwarzen Ameisen aus einem benachbarten Nest, finden den Zucker, melden die Entdeckung im Hauptquartier, und in drei Minuten war der Boden schwarz, und das Viehzeug fing an, mit meinem Zucker wegzulaufen und ihn ins Nest zu tragen.

Das brachte mich auf einen guten Gedanken. Vorsichtig schneide ich mit dem Messer das Nest auf, und nach einigem Suchen finde ich auch die Ameisenkönigin.

Nun müssen Sie verstehen, wo die Ameisenkönigin hingeht, da folgt der ganze Stamm. Glücklicherweise kann sie ja nicht viel gehen. Also, um einen Versuch zu machen, nehme ich das Tier und lege es so ungefähr ein Dutzend Schritt von dem Nest entfernt auf die Erde. Sofort kommt die ganze Armee von Ameisen, Millionen von ihnen, jede mit einem Körnchen Zucker in den Zangen, ihr nachgelaufen und legt die süße Beute vor sie hin.

Ich nicht faul, nehme die Königin wieder an mich und deponiere sie in noch größerer Entfernung vom Nest. Hol' mich der Teufel, wenn die ganze schwarze Bande nicht anfing, den Zucker wieder nach ihrem neuen Quartier zu befördern.

Na, ich bin ja nicht dumm geboren. Ich wiederhole den Versuch verschiedene Male, und in jedem einzelnen Falle folgen mir die Ameisen mit dem Zucker.

Als ich mich völlig der Tatsache vergewissert hatte, steckte ich die Königin in meine Streichholzschachtel, nahm den leeren Sack auf den Rücken und ging gemütlich nach Hause.



Als ich ankomme, schreit mich auch schon meine Alte an: „Wo haste denn den Zucker. Den haste wohl wieder verzecht, du alter Schlemmer du? Na, warte man, ich werde dir auf die Sprünge helfen, du —“

„Alte,“ sag' ich so höflich wie möglich, „halt's Maul. Der Zucker kommt nach!“

„Wo kommt er denn?“

„Warte nur, er kommt, sage ich dir. Hier ist vorläufig der Sack.“

Dann ging ich an die Kiste, wo meine Frau immer den Zucker aufbewahrte, legte die Ameisenkönigin hinein und wartete. Und richtig, es dauerte nicht lange, da sehe ich eine endlose schwarze Schlange den Weg zum Hause heraufkommen. Der Zug war ungefähr eine halbe Meile lang und ging gerade auf die Kiste los.

„Alte,“ sag' ich, „da kommt der Zucker.“

Und sie kriegte fast die Krämpfe, als die Biester anfingen abzuladen. Nachher warf ich die Königin fort, und die Armee verschwand wieder. Als meine Frau den Zucker wog, fehlten nur zwei Gramm.“ —

„Also doch zwei Gramm!“ sagte ich ironisch.

„Jawohl, zwei Gramm,“ gab der Buschlateiner traurig zu. Aber dann hellte sich sein Antlitz auf: „Und die staken noch in der Ecke des Sackes!“ —

Ich erholte mich erst, als ich wieder in Townsville ankam.

Schafzucht und Justiz.

Die größte australische Industrie ist die Schafzucht. Das Schaf besteht aus Wolle und Hammelbraten, beides bedeutende Ausfuhrartikel.

Die beste Wolle stellt sich bis auf zwei Mark das Pfund; die besten Schafe werfen zwanzig Pfund im Jahre ab — sind vierzig Mark für das Schaf; eine große Station besitzt ungefähr hunderttausend Schafe. Also, nach Adam Riese ergibt sich ein Bruttogewinn von vier Millionen Mark das Jahr, ohne den Verkauf von Schlachtschafen einzurechnen. Das ist die Theorie der Sache.

Zur Praxis wäre zu bemerken, außer zwei Spalten nicht für den Druck geeigneter Kraftausdrücke, daß es im Jahre 1891 hundertundsechseinhalb Millionen Schafe in Australien gab und 1899 nur vierundsiebzig Millionen. Die Differenz heißt Regenmangel, um eine lange, grauenhafte Tragödie stummen Leidens, qualvollen Sterbens, hoffnungslosen Kampfes gegen ein erbarmungsloses Klima in ein Wort zusammenzufassen.

Und Schafe sind manchmal sehr wertvoll. Erst vor kurzem wurde in Tasmanien der Zuchtbock „Admiral" für neunundzwanzigtausendvierhundert Mark verkauft.

Eine Schafstation sieht einem Viehrancho sehr ähnlich; nur daß sie gewöhnlich aus besseren und größeren

Gebäuden besteht und daß das ganze Weideland durch Drahtzäune parzelliert ist. Man hat den patriarchalischen Schäfer schon lange abgeschafft. Dann bedarf man sehr viel ausgedehnterer Koppeln, Gebäude zum Scheren der Tiere, zum Pressen und Stapeln der Wolle, meilenlanger Tröge zur Wässerung der durstigen Schafe in trockener Zeit, wenn sie noch zu schwach sind, um zur Tränke getrieben zu werden.

Übrigens erzählte mir einst ein Münchhausen, dessen Spezialität Schafe waren, aber der sich seitdem, wie mir zu Ohren gekommen ist, dem ausbeutungsfähigeren Gebiete der Fischlüge zugewandt hat, ein kleines Erlebnis — auf Ehre, selbst erlebt! — welches die Dummheit des Schafes illustrieren sollte, aber zu gleicher Zeit auf meine eigene Intellektualität ein zweifelhaftes Licht warf.

„Es hatte sieben Jahre lang nicht geregnet in Tambalkoola," sagte er, „und die meisten Schafe, bis auf ein paar ehrwürdige alte Krüppel, hatten fließendes Wasser noch nie gesehen. Sie wurden aus langen Reihen von ausgehöhlten Baumstämmen getränkt, in die Wasser aus einem Brunnen gepumpt wurde.

Aber eines Tages fing es doch an zu regnen. Es goß, als wolle der Himmel in vierundzwanzig Stunden die sieben mageren Kühe in fette umwandeln, was ja bei Rindvieh möglich sein mag, aber nicht bei Schafen..

Bald stand das Wasser fußhoch über der ganzen Ebene; denn der steinharte, von der Hitze zerklüftete Boden konnte so viel Feuchtigkeit nicht schnell genug aufsaugen. Die alte, öde Sandkuhle neben der Station, die man hierzulande einen Fluß nannte, verwandelte sich plötzlich in ein tosendes Meer.

Wir saßen gemütlich unter Dach und Fach und

freuten uns. Dick, mein Kamerad, war eben dabei, sein erstes Bad seit vorigem Jahr zu nehmen. Aber Dick war immer ein Anhänger von dem verrückten Ausländer, Kneipp heißt er, glaub' ich, gewesen.

Plötzlich stürzt einer der Grenzreiter zu uns herein, naß von Kopf zu Füßen.

„Wo steckt der Aufseher, Jungens?" schreit er uns an, atemlos vor Aufregung.

„Was ist denn los?" fragt ihn der Aufseher mürrisch, aus einem schönen Nachmittagsschläfchen aufwachend.

— Hier muß ich eine Einschaltung machen, und wenn alle Regeln der Stilistik dabei kaputt gehen. Die Zeit, wenn der Regen einsetzt und alle Arbeit im Freien mit Vieh oder Schafen unmöglich macht, bringt den Buscharbeitern eine ersehnte Pause in der ewigen, eintönigen Runde ihrer Pflichten und ihres langen, harten Tagewerks. Und es gibt nichts Schöneres als dieses unerwartete und doch erlaubte Feriengefühl, das mancher Buschmann nie in seinem Leben, nüchternen Sinnes wenigstens, kennenlernt, außer wenn es einmal wirklich ernstlich regnet. Und keine herrlichere Musik kennen die Wüstenbewohner des Innern als das melodische Plätschern der Regentropfen auf das Wellblechdach oder die straff gespannte Zeltdecke. Ich habe es einmal fertiggebracht, drei Tage hintereinander zu schlafen, nicht weil ich müde war, sondern lediglich, weil mich der Regen jedesmal wieder in den Schlummer sang, wenn ich aus Versehen mal aufwachte. —

Daher ärgerte sich der Aufseher. „Was ist denn eigentlich los?" schrie er noch einmal.

„Die Schafe — die Schafe," jammerte der triefende Ankömmling.

„Hol' der Henker die Schafe," brummte der Erzürnte und drehte sich auf die andere Seite.

„Der Schlächter kriegt sie doch nicht," setzte Dick hämisch hinzu. „Dazu sind sie viel zu mager."

„Die Schafe schwimmen alle im Fluß umher — und und —"

Doch da sprang der Aufseher wütend auf und warf den Grenzreiter aus der Hütte hinaus. Und trübselig vor sich hin gestikulierend, watete der Abgewiesene von dannen und verlor sich hinter den Wasserbindfaden, die diese Hölle auf einige Stunden wenigstens mit dem Himmel verbanden."

Der Erzähler schwieg. Und ich malte mir das poetische Bild, das er am Schluß nur angedeutet, weiter aus — wie wirklich die langen, dünnen Regenfaden eine physische Berührung, eine Art Heilung durch Handauflegen bedeuteten, wie der Segen dieser kurzen Berührung das ganze tote Land in ein Paradies verwandelte. Und — —

„Donnerwetter!" fuhr ich plötzlich auf. Mir fiel nämlich gerade ein, daß die ganze Geschichte gar keine Pointe hatte. Soviel australische Zwecklosigkeit hatte ich selbst bei den beliebtesten Buscherzählern noch nicht gefunden.

Aber der andere sann stumm vor sich hin.

„Was war denn mit den Schafen?" fragte ich endlich. „Ertranken sie?"

Er blickte mich an wie einer aus einer anderen Welt.

„Ertranken — ertranken?" wiederholte er vage. „Natürlich nicht. Die Biester verdursteten!"

Ich erhob mich entrüstet. Aber mein Berichterstatter hielt mich am Ärmel fest und erklärte: „Sehen Sie, die Schafe, wie ich Ihnen gesagt, kannten Wasser nur in Trögen. Auf der Ebene und im Flußbett hatten sie nur

immer in ihrem Leben Durst erlitten. Und die Flut hatte die ganzen Tröge weggeschwemmt. Als nun die Tiere durstig waren, suchten sie nach Wasser. Und da sie das Zeug, in dem sie rumschwammen, natürlich nicht analysieren konnten, so jagten sie tagelang umher, Wasser suchend, und verdursteten endlich mitten auf der überschwemmten Ebene!"

*

Man redet viel und schreibt mehr über den Einfluß des Menschen auf die Haustiere. Aber niemand bemerkt anscheinend die andere Seite. Das Schaf, in großen Mengen lange Zeit hindurch äußerlich und innerlich eingenommen, stimmt den Herrn der Schöpfung melancholisch, oder, um es weniger schön, aber richtiger auszudrücken, macht ihn bösig. Rindfleisch, sowohl lebendig, wenn man auf einem guten Gaule hinter der fliehenden Herde herfliegt, als tot, wenn man es jahrelang morgens, mittags und abends zu essen bekommt, macht kraftvoll, mutig, selbstbewußt. Durch ausschließlichen Genuß von Schweinefleisch, sagt ein englischer Arzt, wird der Mensch ein Pessimist. Ich habe es nie versucht, aber die Proposition leuchtet mir ein. Jedenfalls stehen die Herdenmänner intellektuell und „viehsisch" über den Arbeitern auf Schafstationen, und diese wieder in jeder Beziehung, selbst moralisch, über den entartenden Borstenzüchtern auf den kleinen Farmen des südlichen Hinterlandes.

Ein großer Teil des wasserarmen Westens ist übrigens schon besiedelungsfähiger gemacht worden durch artesische Brunnenbohrungen, die, beiläufig gesagt, ein Deutscher, der Konsul Heußler in Brisbane, zuerst einführte.

Meilenweit kann man in vielen Gegenden kleine, mit Gras und Schilf umstandene Bäche verfolgen, denen man mit einem Pflug ihren Lauf vorgezeichnet, bis sie endlich im Sande versickern, und die ihren Ursprung haben in den gewaltigen unterirdischen Wasserbecken, die das Innere Australiens unterlagern. Fünfhundert bis viertausend Fuß tief sprudeln sie auf, verschieden an Leistungsfähigkeit, oft stark mineralhaltig und siedeheiß.

Selbst in der trockensten Zeit, solange die Feuer nicht das tote Gras vernichtet haben, können sich Schafe halten, wenn sie reichlich zu saufen bekommen. Und solche vom Wetter unabhängige Quelle ist der artesische Brunnen, dessen Wert nicht zu überschätzen ist. Früher drängten sich die durstenden Tiere herdenweise in die versiegenden Wasserlöcher und blieben rettungslos im Schlamm stecken. Dann kommen die Krähen, die schwarzen Teufel des Busches, und hacken ihnen die Augen aus, während der Geschmack des Dingos, des wilden Hundes, mehr zu frischen Lämmerzungen neigt. Und nach tagelanger Marter verenden die elenden Opfer. Ich habe ein solches Wasserloch gesehen, in dem die Gerippe von über fünfzehntausend Schafen lagen, die alle in einer Saison in dieser Weise umkamen.

Das Scheren ist die Hauptarbeit des Jahres. Auf den meisten Stationen wird jetzt mit Maschinen geschoren, und zwar bezahlt der Besitzer zwanzig Mark für das Hundert. Die Leute kommen haufenweise, wenn die Saison beginnt, und verdienen in der kurzen Zeit verhältnismäßig sehr viel Geld—die geschicktesten bis zu sechzig Mark den Tag. Diese Klasse Nomaden hat wunderbarerweise es zuerst verstanden, die Macht der Arbeiterunion gegen den Kapitalismus mit Erfolg zu verwenden, und, durch die Entlegenheit

des Schlachtfeldes begünstigt, haben die Schererstreiks oft offene Rebellion und Brandstifterei zur Folge gehabt.

Eine andere Plage des Schafzüchters ist das Kaninchen. Irgendein Wohltäter des Landes, von der Sippe, die die Distel und den Sperling und den Fuchs eingeführt hat, und der sich noch kurz vor seinem neulichen Tode der großen Tat seines Lebens öffentlich rühmte (er starb übrigens sonderbarerweise nicht eines gewaltsamen Todes), ließ sich eines Tages ein Paar dieser unschuldigen Langohre kommen und begann zu züchten. Heute sind Millionenpreise ausgesetzt für denjenigen, der das Land wieder von der Plage zu befreien imstande ist. Viele haben sich schon versucht, aber immer vergeblich. Auch Pasteur in höchsteigener Person ist abgeblitzt. Einzelne Provinzen haben sich Hunderte von Meilen an ihren Grenzen entlang mit kostspieligem Netzdrahtzaun abgegattert und große Summen Geldes ausgegeben. Aber geholfen hat es gar nichts. Und es ist schwer zu verstehen, wie man sich davon einen Erfolg versprechen konnte. Denn wenn irgend jemand mal eine Tür aufläßt oder den Zaun zerschneidet, weil er die Tür nicht finden kann, oder schließlich aus schierem Mutwillen ein Karnickelpärchen über das Gatter wirft, so ist die Bescherung da.

Das Kaninchen wirft vier- bis sechsmal im Jahr bis zwölf Junge, und dieses Junge ist nach zwei bis drei Monaten schon zeugungsfähig. In zwei Jahren würde also das Stammpaar ungefähr hundertundzwanzig Abkömmlinge besitzen; der erste Wurf etwa achtzig, der erste Wurf vom ersten Wurf fünfzig bis sechzig, der erste Wurf vom zweiten Wurf siebzig, der zweite Wurf vom zweiten — um Himmels willen, eine Logarithmentafel her! Jedenfalls stellt sich unter günstigen

Umständen die Zahl der direkten Nachkommen eines einzigen Kaninchenpaares in vier Jahren auf eineinviertel Million!

In Australien wird das Kaninchen wenig gegessen — man verabscheut es zu sehr. Aber neuerdings wird es im gefrorenen Zustande in ziemlichen Mengen nach Europa ausgeführt.

*

Überhaupt sind die weiten, wenig besiedelten Ebenen Innerаustraliens mit ihrem gleichmäßigen Klima und dem gänzlichen Mangel aller größeren Raubtiere, außer vielleicht des wilden Hundes, besonders geeignet für die Fortpflanzung der aus anderen Ländern eingeführten Nagetiere. Die Anpassungstheorie arbeitet in Australien vorzüglich bei Mensch und Vieh. Schafe und Pferde lernen Fleisch fressen, Möwen kommen tief ins Land, um mit den Krähen sich um das leckere Lammauge zu streiten; fruchtessende Papageien sind seit der Ausbreitung des Ranchwesens zu Karnivoren geworden, und ich habe amerikanischen Stangentabak liebgewonnen. Mehr kann man nicht verlangen.

Füchse zum Beispiel, ebenfalls eingeführt, gedeihen im Südosten zu ungeahnter Blüte. Während der vergangenen sieben Jahre bezahlte Viktoria allein für hundertfünfunddreißigtausend Fuchsskalpe Prämien, und trotzdem nehmen sie zu.

Jene wohlriechende Riesenfledermaus, der fliegende Hund (nicht zu verwechseln mit dem Holländer), beliebt in gewaltigen Heerscharen die Obstgärten der Farmen heimzusuchen und richtet unglaublichen Schaden an, um so mehr, als ein nur vom Flügel dieses interessanten Vogels

gestreifter Pfirsich schon uneßbar geworden ist wegen des ihm anhaftenden Hautgout.

Im nördlichen Territorium gibt es große Herden verwilderter Büffel, die wegen ihres Felles gejagt werden, während fast alle rauhen, dichtbewachsenen Gebirgszüge wilde Pferde bergen, die natürlich nicht nur die Weide schädigen, sondern vor allem die Zucht der zahmen Stationspferde. Daher schießt man sie soviel wie möglich ab — eine nicht gerade sehr sympathische Jagd.

Selten sind diese durch Inzucht verkommenen Tiere zur Arbeit brauchbar. Aber hie und da treibt man eine Anzahl von ihnen in eine Koppel — wenn man es fertigbringt — und sucht sich die besten aus. Die übrigen — nun, man kann sie doch nicht in der Koppel abschlachten und liegenlassen, und die Körper fortzuschleifen, das lohnt sich kaum. So treibt man denn eins nach dem anderen der Tiere in eine kleinere Nebenkoppel, sticht ihnen mit einem Messer, das an einer langen Stange befestigt ist, die Schlagader durch und läßt sie laufen. Ein breiter Blutstreifen bezeichnet ihre Fährte, bis sie zusammenbrechen — weit genug von der Koppel entfernt, um gesundheitlichen Rücksichten zu genügen — und verrecken. Das nennt man: die Tiere ihr eigenes Begräbnis besorgen lassen. Aber schön ist anders.

Wer wirklich einmal wissen will, was reiten heißt, der muß eine Parforcejagd auf wilde Pferde mitmachen. Im dichtesten Urwald an den Flußläufen oder auf den unwegsamen, steinigen Gebirgszügen verstecken sie sich, und wenn sie aufgejagt werden, so beginnt eine wilde Jagd über Stock und Fels, bis man mit zerfetzten Kleidern und zerkratzter Haut die Wildlinge in die offene Parklandschaft hinausgedrängt hat und nun durch geschickte Schwen-

kungen sie dem Bestimmungsort im rasendsten Tempo zutreibt.

Im allgemeinen bietet Australien dem Jäger wenig Abwechslung und Sport. Raubtiere gibt es überhaupt nicht außer Dingos, Versicherungsagenten und Moskitos. Und das sonstige Wild ist entweder eine Landplage und wird im großen gemordet, oder es ist überhaupt nicht da, was gewöhnlich der Fall ist.

Die Vogelwelt ist etwas reichlicher in gewissen Gegenden vertreten. Trappen und Buschhennen sind schmackhaft und ziemlich häufig, während zu bestimmten Zeiten die Lagunen im Innern mit Millionen von Enten bedeckt sind. Ich habe einmal mit einer alten Donnerbüchse, die ich halbvoll mit Schrot und Nägeln gestopft hatte, einunddreißig Enten heruntergeholt auf einen einzigen Schuß, welches ich unter meinem Zeugeneid aussage. Wenn in der Gegend erst mal eine Zeitung gegründet wird —

Der Emu dagegen ist ein unangenehmer Vogel, der sich von Kieselsteinen und leeren Blechdosen nährt und furchtbar treten kann, aber zäh wie Sohlenleder ist. Ebenso ist der schwarze Schwan und der würdevolle Ibis gerade kein kulinarischer Genuß, und gar der Pelikan, eine urkomische Karikatur des Schwans, ist einfach ungenießbar, wenn man auch aus seinem Schnabel ganz gute Tabaksbeutel fabrizieren kann. Der Rest der beflügelten Welt interessierte mich nie, weil ich die Tiere nicht essen konnte.

An Fischen sind die sogenannten Flüsse Australiens sehr reich — solange überhaupt noch Wasser da ist. Wenn die großen Wasserlöcher langsam eintrocknen, wimmelt es oft von Leben in der trüben Flut. Und da ist eine Dynamitpatrone von vorzüglicher Wirkung, wenn diese Art der Fischerei auch streng verboten ist.

Gingen da einst an einem sehr heißen Tage zwei wohlbeleibte ältere Herren in der Nähe einer kleinen Stadt auf den Fang, in Begleitung eines Wasserhundes. Auf diesen Hund war der Besitzer sehr stolz. Das intelligente Vieh apportierte alles, was ihm vor die Nase kam, von einem Spazierstock bis zu einem jungen Krokodil.

Junges Krokodil schmeckt übrigens gar nicht schlecht. Man weidet es aus, legt es in heiße Asche und füllt den Leib mit glühenden Steinen, bis das Fleisch gar ist, weiß und zart. Ältere Krokodile liebe ich weniger, weil man allzuoft Restbestände von einem jüngst verflossenen Mongolen oder Muster ohne Wert von einem größeren Posten verunglückten Kanakas in ihrem Innern vorfindet.

Aber, um auf den Hund zurückzukommen — Karo war wirklich ein Prachtexemplar.

„Wenn wir eine Patrone abgefeuert haben," erklärte der Besitzer und wischte sich den redlichen Schweiß von der Stirn, „schwimmen die betäubten Fische an der Oberfläche, und dann schicken wir Karo ins Wasser."

„Wenn wir nur nicht abgefaßt werden. Das kostet fünf Pfund Sterling Strafe!"

„Abgefaßt! Pah!" grunzte der Mann mit dem Hund und befestigte sorgfältig eine lange Zündschnur an der Dynamitpatrone. Dann trat er an den Rand der Lagune, steckte die Schnur an und warf den Sprengstoff im weiten Bogen mitten in die Flut.

Klatsch — sprang der Hund nach und schwamm eifrig in der Richtung des Wurfes.

„Karo! — Hier! Komm her!" schrien die beiden Fischer.

Aber Karo kannte seine Pflicht und Schuldigkeit viel zu genau, um auf diese unzeitgemäßen Zurufe zu achten.



Während die beiden am Ufer einen erregten Kriegstanz aufführten und wilde Kommandoworte und grelle Pfiffe von sich gaben, tauchte er ruhig unter, erschien einen Augenblick später wieder oben, die Patrone mit der glimmenden Lunte zwischen den Zähnen, und ruderte dem festen Lande zu.

Eine Panik bemächtigte sich der beiden Männer. Mit einem schauerlichen Hilfegebrüll wandten sie sich zur Flucht. Und nun begann eine Jagd ums Leben.

Karo war an Land gesprungen, und ohne sich auch nur Zeit zum Schütteln zu lassen, eilte er freudig seinem Herrn nach, der mit seinem Leidensgenossen der nahen Stadt zu galoppierte.

Wie gesagt, es war heiß, und die beiden Fischer waren ältlich und fett. Man hätte ihnen wirklich nicht die gymnastischen Leistungen zugetraut, die sie ausführten. Mit gesträubtem Haar, hochrotem Gesicht und verstörten Augen stürmten sie dahin, und Karo immer hinterher, immer näher.

Schon war er auf fünfzig Meter herangekommen, da erreichten die Flüchtigen das Polizeigebäude, warfen sich kopfüber durchs Fenster in das Büro und heulten um Gnade.

„Was zum Teufel ist denn los?" rief der entsetzte Schutzmann.

„Da draußen — der Hund — Dynamit —" vermochten die Geretteten nur atemlos zu stammeln.

„Wo — was für ein Hund?" Und der Mann der Ordnung öffnete die Tür.

„Um Himmels willen — Tür zu — Tür zu!"

Aber ehe das erschrockene Paar das Zimmer noch verrammeln konnte, ertönte draußen plötzlich ein mächtiger

Krach, und dann regnete es längere Zeit Kies und toten Hund auf das Dach und die Veranda. Karo war nicht mehr.

Erleichtert aber atmeten die Fischer auf.

Am nächsten Tage hatten sie allerdings je fünf Pfund Sterling Strafe zu zahlen für Übertretung der Fischereiverordnung. Dafür wurden sie aber auch als Ehrenmitglieder in den athletischen Klub der Stadt aufgenommen für hervorragende Leistungen im Dauerlauf.

*

Dabei fällt mir ein, daß Dynamit ein beliebtes Selbstmordmittel unter den einsamen Niggern des Busches ist. Man steckt sich einfach eine Patrone in den Mund, setzt die Zündschnur in Brand und wartet.

Und das bringt mich wiederum auf Dicks Baum. Ein Erdrutsch hatte an der steilsten Seite des Berges eine zweihundert Fuß hohe glatte Wand geschaffen, und über diese hinaus lehnte sich der Baum. Dick suchte in der Nähe nach Kohle und ging täglich an diesem Baum vorüber. Und jedesmal sah er sich den Baum an und sagte: „Himmel, was für ein famoser Platz, um jemanden zu hängen!"

Manchmal blieb er auch wohl ein oder zwei Minuten stehen und machte sich eine genaues Bild der Ausführung, und sein Mund wässerte ihm ordentlich. „Man braucht nur einen Strick um den Ast da zu werfen," sagte er mir eines Tages, „die Schlinge um den Hals zu ziehen, und dann schwingt man leicht und angenehm in die Weite hinaus." Ihm schien es wie eine Undankbarkeit gegen die Vorsehung, diese Gelegenheit nicht zu benutzen, wozu sie doch offenbar bestimmt war.

Wir gewöhnten uns schließlich daran, Dick in stummer

Betrachtung des Baumes zu finden, und es fiel uns gar nicht mehr auf. Aber eines Tages kam ein kleiner Bengel, bleich und heulend, zu uns heruntergelaufen und erzählte uns, Dick hätte Selbstmord begangen. Und richtig, als wir den Berg hinaufgeklettert waren, sahen wir Dick friedlich über dem Abgrund schaukeln, mausetot. Auf die Rinde des Baumes hatte er eine letzte Nachricht gekratzt: „Schade, ihn zu verschwenden!"

Selbstmord ist jedoch verhältnismäßig selten in dem trostlosen Innern Australiens. Die Leute sind wahrscheinlich zu müde und gleichgültig, um Hand an sich zu legen. Ebenso steht es mit Verbrechen an Leben und Eigentum — soweit man Pferde- und Viehdiebstahl ausschließt — was eigentlich im Hinblick auf Australiens erste Besiedelung verwunderlich erscheint. Denn bekanntlich darf man da, wenn man peinliche Szenen zu vermeiden wünscht, niemand nach seinem Großvater fragen. Der könnte vielleicht zu den Patrioten gehört haben, die einst ihre Heimat zum Besten dieser Heimat verlassen mußten. Jene großartige Einrichtung, der ehrenamtliche, nicht juristisch gebildete Friedensrichter, beschäftigt sich meistenteils nur mit der Verurteilung des in der Umgegend verstreut aufgefundenen Alkoholisten zu zwanzig Mark Geldstrafe oder drei Tagen Haft.

Es ist natürlich unmöglich, besoldete Juristen in all den ungezählten kleinen Hinterwälderansiedlungen zu unterhalten; aber trotzdem erscheint es mir unnötig, lediglich aus politischen Wahlinteressen den ersten besten (oder vielmehr schlechtesten) Schlächtermeister zum Friedensrichter zu ernennen. Es wimmelt förmlich von solchen gewaltigen Beamten im Busch, und wenn man abends einem sehr angeheiterten Individuum in der Kneipe einen

Schnaps ausschlägt, kann man nie wissen, ob man nicht morgens vor ihm wegen Verächtlichmachung des hohen Gerichtshofes, oder crimen laesae majestatis, oder etwas Ähnlichem erscheinen muß.

Parlamentsmitglieder erhalten fast täglich aus ihren Bezirken von allen möglichen, doch meistens unmöglichen Personen Zuschriften mit der Bitte, die Ernennung des Schreibers zum Friedensrichter bei der zuständigen Behörde umgehends erwirken zu wollen, anderenfalls gäbe es ja noch andere Kandidaten und Parteien, an die man sich halten könne. Und gewöhnlich sieht sich der unglückliche Volksvertreter auch gezwungen, auf der Fußmatte des betreffenden Verwaltungsdepartements zu sitzen, bis er die Ernennung erhalten hat. — —

Zu einem Parlamentsmitgliede kam eines Tages ein älterer Nigger, der über ziemlich fließendes Englisch und den Häuptlingstitel verfügte, und bat um ein Friedensrichterpatent.

Der erstaunte Volksvertreter schüttelte den Kopf.

„Weshalb nicht?“ schrie entrüstet der Schwarze. „Ich bin reich. Ich habe eine Farm, ein Boot, viele Ziegen.“

„Nein, es geht nicht, Jimmy!“

„Habe Pferd und Sattel und Zaum; habe Hunde!“ fuhr Jimmy eifrig in seiner Aufzählung fort.

„Es geht wirklich nicht.“

„Und Revolver und Haus — und — zwei Gins.“

Der Abgeordnete lachte und setzte auseinander, daß die Regierung keinen Schwarzen zum Richter ernennen dürfe.

„Warum nicht?“ brüllte der wütende Neger. „Ich schwarz — aber meine Frau hat ein Halbblut-Pickaninny, dreiviertel weiß!“

Sein Ehrgeiz wurde aber trotzdem nicht befriedigt. —

Das erinnert mich an eine andere Geschichte. Ich weiß zwar nicht weshalb. Aber es erinnert mich.

Zu einer jungen und mit dem Buschleben wenig bekannten Frau eines Ranchbesitzers kam ein Nigger und bat um Nahrungsmittel und Kleidungsstücke für sein Pickaninny.

Die Dame war sofort interessiert. „Wie alt ist es denn?"

„Oh, noch nicht geboren!" war die Antwort. Mit vollen Händen wurde dem Sohn der Wildnis gespendet, um den erwarteten kleinen Fremdling keine Not leiden zu lassen, wenn er in diesem Jammertal eintreffen würde. Und hocherfreut packte der zukünftige Vater die Gaben zusammen und wandte sich zum Gehen.

„Wann kommt denn dein Pickaninny?" fragte neugierig die Wohltäterin.

„Oh, weiß nicht. Habe noch keine Gin!" kam es über die Schulter des Schwarzen. Und dann sah man seinen Rücken vor Staubwolken nicht mehr.

*

„Die Sitzung," kündigte Polizeisergeant Casey mit lauter Stimme an, „ist nun eröffnet!"

Der Sergeant hatte dieselbe Ankündigung seit Jahren jeden Freitag morgen um einhalb elf Uhr auf den Stufen zum Gerichtssaal gemacht. Und ebenso regelmäßig hatte „Mick" Donnovan, der Friedensrichter, zehn Minuten vorher seine Hände gewaschen, seine Hemdsärmel heruntergelassen, seinen Bratenrock angezogen und die Bar zum „Kleeblatt" der Kellnerin überantwortet, um seinen Platz am grünen Tische einzunehmen und mit Hilfe einer

großen Feder und zweier alter Schmöker öffentliche Gerechtigkeit zu verzapfen. Und wir Stammgäste des „Kleeblatts" schlossen uns in Ermangelung einer besseren Tätigkeit dem Herrn Richter als Zuhörer an.

„Morgen, Sergeant!" sagte herablassend Herr Donnovan, indem er auf dem großen Lehnstuhl Platz nahm (sonst hieß es einfach „Jimmy").

„Guten Tag, Herr Gerichtshof!" antwortete Sergeant Casey (sonst redete er Herrn D. einfach als „Mick" an).

Dann räusperte sich das Gericht und stieß die Feder dreimal vernehmlich in das Tintenfaß, öffnete das größte der beiden Bücher und begann:

„Was liegt vor, Sergeant?"

Der Sergeant entfaltete feierlichst einen großen Bogen blauen Papiers und las mit gewichtiger Miene: „Die Krone gegen Andreas Murphy!"

„Wen?"

„Andreas Murphy, hoher Gerichtshof!"

„Weswegen?"

„Betrunkenheit," fuhr Casey eindrucksvoll fort. „Friedensbruch, Widerstand gegen die Staatsgewalt, Vernachlässigung seines Ochsenwagens in der Hauptstraße die ganze Nacht hindurch."

„So — so! Murphy, was muß ich da hören?"

„Für dich heiße ich nicht Murphy. Ich bin jeden Tag so gut wie du, höchstwahrscheinlich besser." (Lautes Lachen unter den Zuhörern.)

„Ordnung da!" schrie der Sergeant.

„Oh, du halt's Maul!" wandte sich der Angeklagte an den Polizisten. „Sonst stopf ich's dir."

„Ordnung!" rief der Richter. „Wie ist Ihr Name?"



„Das weißt du doch genau so gut wie ich!“

„Nun — dann: wo haben Sie sich betrunken und wann?“

„Gestern abend — in deiner eigenen schäbigen Destille!“

(Lautes Lachen.)

„Ordnung da!“ wiederholte der Sergeant.

„Kannste denn nichts anderes sagen?“ erkundigte sich in sarkastischem Ton der Angeklagte.

„Und wegen des Widerstandes gegen die Staatsgewalt?“ fragte der Gerichtshof.

„Na — was ist denn damit?“ antworte gemütlich der Angeklagte.

„Haben Sie den Sergeanten angegriffen?“

„Nun laß mal gut sein, Mick. Es hilft dir gar nichts, mir so zu kommen. Du kennst mich doch?“

Der Gerichtshof gab es zu.

„Und manches Pfund Sterling habe ich in deiner Kneipe schon ausgegeben — mehr als der uniformierte Kerl da je ausgeben wird. Nicht wahr?“

Auch dieses mußte der Gerichtshof zugestehen.

„Na, und wie ich mich gestern bei dir betrunken hatte, bin ich von der Veranda gefallen, und da kommt der Esel, der Casey, und will mich verhaften. Natürlich habe ich ihn verdroschen. Und ich tu's gleich nochmal!“

Die Vorbereitungen des Angeklagten zu einer sofortigen Wiederaufnahme der Feindseligkeiten entsetzten den hohen Gerichtshof nicht wenig. Er stand erregt von seinem Platze auf.

„Andy! Andy! Ich werde dich dem Schwurgericht überweisen. Ich werde dich in Eisen legen lassen, wenn du nicht sofort ruhig bist.“

„So schmeiß' doch den Kerl raus!" brummte Andy.

„Es ist seine Pflicht hier anwesend zu sein."

„Dann laß ihn das Maul halten. Nach der Sitzung will ich ihn um zwanzig Mark boxen."

„Was ist nun mit den Ochsen, die in den Straßen rumwanderten?"

„Die Ochsen gehen dich nichts an. Die sind klüger als du und der Sergeant zusammengenommen."

„Ist das das ganze Beweismaterial?" fragte Herr Donnovan. Und dann fuhr er fort, mit wichtiger Miene einige Hieroglyphen überfliegend, die seine Notizen vorstellen sollten: „Ich finde auf Grund der Zeugenaussagen, daß der Angeklagte betrunken war, aber nicht so betrunken, um seine Inhaftierung zu benötigen."

„Du mußt's ja wissen — du hast mich ja bedient," unterbrach Murphy.

„Da der Angeklagte aber betrunken war, konnte er nicht wissen, daß er den Polizeisergeanten geprügelt hatte, und ist daher nicht schuldig des wissentlichen Widerstandes gegen die Staatsgewalt. Hätte man ihn liegen lassen, wo er hinfiel, so wäre er ruhig nüchtern geworden. Auch kann er nicht für seine Ochsen verantwortlich gemacht werden, weil er ihnen gewaltsam entrissen wurde. Der Angeklagte ist somit freigesprochen und die Sitzung auf nächste Woche vertagt. Ich gehe jetzt zum „Kleeblatt" hinüber, um ein Faß Rum abzuziehen. Kommt mit und trinkt ein Glas!"

Wir wanderten alle zum „Kleeblatt" hinüber, und der Friedensrichter ließ „drinks" anfahren. Dann kam der Sergeant und schmetterte ebenfalls eine Lage, und schließlich gab Murphy eine dritte aus.

„Andy!" sagte der hohe Gerichtshof, „stoß an."

„Prost!" rief Andy.

Und dann gingen wir alle aus und suchten die Ochsen. —

*

Die Landwirtschaft im Innern Australiens ist, mit Ausnahme einiger weniger Distrikte, das Aschenbrödel unter den Industrien. Erstens wächst nichts, weil es nicht regnet; und wenn mal etwas wächst, so verwüsten es die Kaninchen und Känguruhs und Kakadus und fliegenden Hunde nebst ähnlichem Ungeziefer; und sollte wirklich etwas übrig bleiben, so findet der Farmer keinen Markt.

Meist sind es Deutsche, die den Pflug in die Hand nehmen. Farmen erhält man von der Regierung unentgeltlich unter gewissen Bedingungen, zunächst „à condition", wie der Sortimenter sagt. Lebt man dann eine bestimmte Zeit auf der Farm, bestellt man ein gewisses Areal und baut Haus und Scheunen, so geht die Farm in den Besitz des Ansiedlers über. Im Süden sind es meist Brotfrüchte, im Zentrum, westlich von Brisbane, Obst und Wein, im Norden Mais, die erzeugt werden.

Aber zur Wohlhabenheit bringt es die Landwirtschaft dort nicht, wie sie es oft an der fruchtbaren Küste tut. Und das graue Einerlei des hoffnungslosen Kampfes gegen die karge Natur färbt die Seelen der Farmbevölkerung erschrecklich schnell, stumpft Ehrgeiz und Leidenschaften ab, drückt das moralische und geistige Niveau ebenso tief herab wie in den dunkelsten Ecken des alten Europas. Vor allem die Familienverhältnisse sind oft schier unglaublich, teils durch Verkommenheit, teils durch Inzucht bedingt — und Armut. Meist hört man ja wenig davon; nur wenn einmal eine Gerichtsverhandlung diesen sozialen Sumpf

aufrührt, dann riecht es gar übel in der freien Wildnis dort draußen, übler als in mancher Großstadtgosse. Und es werden wohl solche Schattenbilder gewesen sein, die einen der bedeutendsten englischen Schriftsteller zu der Verleumdung veranlaßt haben: in Australien haben die Vögel keinen Gesang, die Blumen keinen Duft, die Männer keine Ehre, die Frauen keine Tugend.

Große Ausdehnung wird der Ackerbau jedenfalls nie annehmen. Selbst mit Rieselfarmen ist nicht viel zu machen — das Wasser fehlt eben. Trotzdem wurden im Jahre 98—99 über fünfzehn Millionen Hektoliter Weizen, neben anderen Zerealien, und dreihundertvierunddreißigtausend Tonnen Kartoffeln geerntet, und um meine statistische Sattelfestigkeit zu beweisen, erwähne ich auch die Produktion von siebzehntausendneunhundertvierundvierzig Tonnen Kürbisse und Melonen und vier Millionen Pfund Honig.

Apropos, Melonen! Ich traf einmal einen Reisenden, der mir erklärte, daß Farmarbeit noch schlimmer sei als Pferdestehlen.

„Die Kerle haben gar kein Geld. Habe ich da die letzten drei Monate für einen Farmer in Goorangoola geschuftet, für vier Mark die Woche, und als ich wegging, sagte er mir: Geld hab' ich keins, Bill, aber wenn Sie wollen, können Sie sich in Wassermelonen bezahlt machen."

Es half nichts; und so fing ich denn mit den Melonen an. Aber wieviel Melonen kann ein Mensch essen?"

Und noch dazu in Goorangoola!

Australien ist leider reich an solchen der Eingeborenensprache oder der chemischen Phraseologie oder dem frühen Chinesisch entnommenen, Setzmaschinen zer-

schmetternden Ortsnamen, zum Beispiel (Vorsicht!!): Abjungbilly, Bean Ba, Ballengarra, Bamarang, Cabramatta, Cambewarra, Cullubumbung, Carrawang, Durren Durren, Dilga, Dungog, Eurongilly, Enwylong, Ghinni Ghinni, Goonoo Goonoo, Goondiwindi, Gerringong usw. usw.

Die Zukunft einer Stadt namens Dondingalong oder Jembaicumbene erscheint mir ebenso trüb und hoffnungslos, wie die eines Knaben, den seine hartherzigen Eltern Anastasius Cäsar Edgardo Ferdinand Schulz getauft haben.

Bekanntlich gedenken die Vereinigten Staaten von Australien demnächst eine Hauptstadt zu erbauen, irgendwo in der Wildnis, wie Washington oder Petersburg einst gebaut wurden. Und schon jetzt schaudert mir vor ihrem Schicksal, wenn auch sie heimgesucht werden sollte und erblich belastet bis in das tausendste Glied mit einem echt australischen Namen. Wahrlich, die Post hat es nicht leicht im fünften Erdteil.

Es ist übrigens interessant, daß man für diese künftige Regierungszentrale ein Gebiet von mindestens hundert Geviertmeilen abgrenzen und es auf Urlehen im Besitze des Staates belassen will. Wenn dann die Hauptstadt angewachsen ist zu einem neuen Babylon, und der Grund und Boden stetig im Werte steigt, hofft man durch Verpachtung einen nicht unbeträchtlichen Teil der Verwaltungsunkosten decken zu können. Alle hundert Jahre fällt dann ein verpachtetes Grundstück mit allen darauf befindlichen Gebäuden an den Staat zurück.

Die Idee ist jedenfalls gut, um so mehr, als Land in Hülle und Fülle umsonst zu haben ist. Kleben wir einmal den Plan von Berlin auf ein Zehnmeilenquadrat

und berechnen die Summe der Zinsen vom Bodenwert! Und dem sich wirtschaftlich so großartig entwickelnden Australien steht nichts im Wege, ebenfalls eine Millionenresidenz zu gründen. Haben doch sowohl Melbourne als Sydney weit über fünfhunderttausend Einwohner.

Das erinnert mich daran, daß ich die großen Küstenstädte Australiens überhaupt nicht erwähnt habe und, beiläufig gesagt, auch nicht zu erwähnen gedenke. Heutzutage, wo die Welt im Zeichen des Verkehrs steht, wie der Lokalreporter zu sagen pflegt, haben alle großen Handelsstädte ihr eigentümliches Gepräge verloren und sind international geworden. Außerdem haben die Städte Australiens nie viel eigenes Gepräge gehabt, und die empfehlenswerten Hotels stehen im Reisehandbuch.

Das Reisen ist ein Talent. Mit Verachtung blickt der richtige Weltenbummler auf die Touristen, die, mit einer Rundreisekarte bewaffnet und von einem Führer begleitet, ihre vorgeschriebene Route durchfliegen, ihre Programme abhaspeln, unzählige Gemäldegalerien, Kirchen, Brücken, Monumente, Museen, öffentliche Gebäude und gemischte Sehenswürdigkeiten täglich beaugenscheinigen, halbtot nach Haus zurückkehren und nur langsam unter sorgfältiger Pflege wieder aufzuleben beginnen nach all den Strapazen, welche sie mit dem Sammelwort „Genuß" zu bezeichnen belieben.

Und schließlich bleibt diesen Leuten gar kein klares Bild von alledem, was sie gesehen. Es verschwimmen die Einzelheiten, die dem Wandern gerade seinen Reiz geben, und eine gewaltige Gehirnindigestion stört das Erinnerungsvermögen, das planlos mit zu vielen und zu verschiedenen Eindrücken überladen worden ist.

Wer ein Land und ein Volk kennenlernen will, der

studiere es in seinen Kneipen und Küchen, in Hemdsärmeln sozusagen, im Schlafrock. Ebensowenig wie man eine Sprache aus der Grammatik lernen kann, ist es möglich, ein Land aus seinen großen Städten und Schauplätzen beurteilen zu können. Ein zartes Verhältnis zu einer hübschen Tochter des Volkes ist oft mehr wert als das eifrigste Studium seiner gesamten Literaturgeschichte.

Und ebenso muß, wer ein wahrheitsgetreues Bild schaffen will von einem Lande, wer seine Eindrücke und Erfahrungen in frischen, lebendigen Farben und nicht in toten, mathematischen Umrissen wiedergeben möchte, nach demselben Grundsatz verfahren. Das intime Interieur mit seinen oft nicht gerade sehr anziehenden Einzelheiten ist allein maßgebend — die gute Stube bleibt fast immer charakterlos.

Eine Schlußbetrachtung.

Es ist verhältnismäßig leicht, eine Reihe von Bildern und Eindrücken in zwangloser Form wiederzugeben. Aber es fällt sehr schwer, solche Erfahrungen zu sammeln, zu sichten und das Fazit zu ziehen. Dennoch ist es bis zu einem gewissen Grade notwendig.

Der Durchschnittseuropäer (so er nicht ein verruchter Tourist sei), der das Leben in Australien kennengelernt hat, wird sein Urteil in einem einzigen bezeichnenden Worte zusammenfassen, das ich aus einem langsam mir zurückkehrenden Feingefühl zu übersetzen unterlasse; nämlich „Damn!“, mit einem sehr großen D ausgesprochen.

Das ist allerdings eine befriedigende, schöne Wahrheit. Aber wie jede Wahrheit, besteht sie zum Teil aus Lüge. Gewöhnlich ist es in viel größerem Maße die eigene Schuld dieser Radikalen als die Schuld Australiens, die zu einem solchen verdammenden Urteil führt.

Manchen Leuten kann man es überhaupt nicht recht machen. So erzählte mir eines Tages ein chronischer Misozoist (um ein neues Wort zu schaffen), daß er in seiner Suche nach dem gelben Metall nichts als Unglück gehabt. Aber einmal wäre es ihm doch ein bißchen zu bunt gekommen.

„Ich mußte eine Goldader im Stich lassen, die mich in sechs Monaten zum Pfundmillionär gemacht haben würde,“ bemerkte er trübe und trank mein Glas Bier aus.

„Wieso denn?“ fragte ich mitleidsvoll, den peinlichen Mißgriff dem Unglücklichen vergebend. „War es zu tief?“

„Keine Idee! Dreißig Fuß tief nur, und sechs Fuß breit war das Quarz, und zehn Unzen zur Tonne ging es, und in ganz weichem Gestein lag es!“

„Wasser?“ riet ich.

„Kein Troppen!“

„Na, in drei Teufels Namen, weshalb konnten Sie es denn nicht abbauen?“

Dem Opfer eines hämischen Schicksals sprangen die salzigen Tränen in die Augen, und er schnaubte sich erschüttert in das Gläsertuch, das auf der Bar lag: „Der — der verdammte Windenstrick war nicht lang genug — reichte nicht runter!“ stöhnte er.

Diese Geschichte ist zwar im höchsten Maße unglaubwürdig, aber als Exempel mag sie dennoch dienen. Die gebratenen Tauben fliegen einem eben in Australien auch nicht in den Mund, obwohl es wahrlich heiß genug dazu ist. Die Ursache dieses Mangels liegt wahrscheinlich daran, daß — nach meinen Beobachtungen zu urteilen — eine Taube im gebratenen Zustande überhaupt nicht fliegen kann.

Dabei fällt mir ein anderes bedauerliches Zeichen allgemeiner Müdigkeit ein.

„Kommt mit nach Cairns,“ forderte ihn sein Spießgeselle auf. „Wir verstauen uns einfach in dem Dampfer da im Laderaum und fahren umsonst.“

„Und was sollen wir in Cairns? Doch nicht etwa ar—bei—ten?“

„Keine Ahnung! Da wachsen Millionen von Bananen, von denen wir leben können. Denke dir, du

brauchst den ganzen Tag nur auf dem Rücken zu liegen und Bananen zu kauen."

„Wie kriegt man denn diese Bananen?" fragte mißtrauisch der chronisch Müde.

„Na, du pflückst sie dir ab, natürlich."

„Aha! Ich wußte, daß die Sache einen Haken haben würde. Nee, ich mache nicht mit." —

Ich gebe zu — das Land ist häßlich, alt, einsam. Ich habe es schon oft zugegeben. Der Novellist Marcus Clarke sagt in seinem Vorworte zu Gordons Gedichten: „Was ist der Grundton der australischen Szenerie? Das, was die Grundnote anstimmt in den Dichtungen Edgar Allan Poes — unheimliche Melancholie. Die australischen Bergwälder sind toternst, verschwiegen, hart. Ihre Einsamkeit ist Verlassenheit. In ihren schwarzen Abgründen scheinen sie Geschichten zu verbergen von stumpfer Verzweiflung. Kein zartes Gefühl lebt in ihren Schatten. In anderen Ländern wird das sterbende Jahr betrauert, und die fallenden Blätter sinken leise auf seine Totenbahre nieder. In den australischen Wäldern fallen keine Blätter. Die heißen Winde stöhnen zwischen den Felsklüften. Von den melancholischen Gummibäumen hängen weiße Rindenstreifen herab und rascheln. Das Tierleben sogar auf jenen finsteren Hügeln ist grotesk und geisterhaft. Große, graue Känguruhs hüpfen geräuschlos über das grobe Gras (die Alliteration ist von mir. Der Verf.). Züge weißer Kakadus fliegen daher, kreischend wie böse Geister. Die Sonne sinkt plötzlich, die Nachtvögel brechen aus in schreckliche Salven menschenähnlichen Gelächters. Die Eingeborenen erzählen, daß, wenn die Nacht kommt, von der bodenlosen Tiefe der Lagunen der Bunyip steigt und in schaudererregender Gestalt seine grausigen Gliedmaßen

aus dem schlammigen Chaos wälzt. Aus einem verborgenen Winkel des schweigenden Forstes schallt unheimlicher Gesang, und um ein Lagerfeuer tanzen Schwarze, wie Gerippe bemalt. Alles ist furchterregend und düster. Keine freundlichen Bilder sind verbunden mit den Erinnerungen an diese Berge. Hoffnungslose Forschungsreisende haben sie nach ihren Leiden benannt — Berg des Elends, Berg des Grausens, Berg der Verzweiflung" —

Und ebenso paßt Clarkes Beschreibung auf die trostlose Verlassenheit der Ebene. Vieles, sehr vieles wird nie anders werden. Aber die Einsamkeit wird doch mit der Zeit verschwinden. In der schrecklichen Freiheit des Todes wird menschliches Leben seine lieblichen Gefängnisse bauen. Die Stimmen des Waldes werden übertönt werden von heiterem Kinderlachen. Aber bis jetzt — noch nicht!!

Noch ist Australien tot. Denn es hat nicht einmal eine Vergangenheit. Und Geschichte ist die Seele einer Landschaft. In Europa windet sich um jeden See eine Legende, knüpft sich an jeden Berg, an jeden absonderlich geformten Stein eine wundersame Sage. Durch die Felder weht uns eine schmeichelnde Luft an, die in uns das Gefühl häuslichen Friedens, ruhiger Wohlfahrt erweckt. In den Städten stehen neben den Palästen der Neuzeit alte, graue Häuser, die jahrhundertelang ein und dieselbe Familie geschützt haben, die eine eigene traute Geschichte besitzen. Über Wäldern und Gebirgen liegt ein träumerischer Schleier lieblicher Romantik, und auf den Wiesen und Auen spielen sich die Märchen ab, denen wir mit glänzenden Augen und offenem Munde als Kinder gelauscht.

Aber in Australien — nichts!

Ein Großkaufmann in Melbourne zeigte mir einst seine Sammlungen und Kuriosa. In einem der Schränke stieß ich auf ein altes, zerfetztes Stück Sackleinwand.

„Was ist denn das?" fragte ich ihn. „Weshalb heben Sie denn diese schmutzigen Lumpen auf?"

„Herr!" fuhr er auf. „Das ist der Stammsitz meiner Familie. In diesem Zelte wurde ich geboren."

Aber wo das Zelt gestanden, als jenes interessante Ereignis geschah, das wußte er nicht. Welches mich lebhaft an die guten Abderiten erinnerte, die ein Kreuz in den Bug ihres Schiffes schnitten, um den Platz wiederzufinden, wo sie ihren Schatz im Meere versenkt hatten.

*

Ja, Australien bietet kein verführerisches Dasein dem Einwanderer, der sich im inneren Lande niederlassen will. Das Leben ist hart — aber es kräftigt den, der kämpfen kann. Die Schwachen, die Weichlinge gehen zugrunde. Aber die Starken werden die Natur überwinden, und ein tüchtiges, gestähltes Volk wird heranwachsen, ein Volk, aus dem alles ausgemerzt ist, was dem Fortkommen des Gemeinwesens hinderlich sein könnte. Wenn erst einmal die Innenbevölkerung die Küstenwohner an Zahl übertrifft, wenn die Zählungsziffern nicht mehr in so hohem Maße von der Einwanderung abhängig sind, dann müssen auch die Bedenken fallen, die heutzutage noch von vielen Kennern des Landes und der Leute in bezug auf die Zukunft ausgesprochen werden.

Als im Jahre 1787 die Unabhängigkeit Nordamerikas unterzeichnet wurde, hatte die damalige Republik eine Einwohnerzahl von drei Millionen neunhunderttausend

Seelen und sah auf einen Zeitraum von etwa hundertundfünfzig Jahren seit der Landung der ersten Ansiedler zurück. Das Gesamteinkommen der verbündeten Staaten aus den verschiedenen Staatseinkünften betrug weniger als drei Millionen Pfund Sterling, und der Handel des Landes war nicht einmal des Erwähnens wert. Australasien, hiermit in Vergleich gestellt, weist nur insofern eine Übereinstimmung mit obigen Angaben auf, als die Einwohnerzahl im Jahre 1891, als der erste Umriß der bundesstaatlichen Verfassung entworfen wurde, ebenfalls etwa drei Millionen neunhunderttausend Seelen betrug. Aber wie außerordentlich glänzend sticht seine finanzielle Lage gegen diejenige Amerikas in jener Zeit ab. Australiens Gesamteinkünfte betrugen in 1891 dreißig Millionen Pfund Sterling oder ein Viertel der Einkünfte Großbritanniens, der Handelsumsatz einhundertfünfzig Millionen Pfund Sterling, und es hat materielle Hilfsquellen gesammelt im Werte von einer Milliarde dreihundertundfünfundachtzig Millionen Pfund, während die Ansiedlungsperiode nur um hundert Jahre zurückreicht.

Die Verhältnisse liegen auch günstig für Australien. Während sich in Europa die kaukasische Rasse in schweren Kämpfen aus dem Dunkel der vorchristlichen Zeit zur Höhe seiner jetzigen Kultur emporschwingen mußte, und damit die europäischen Staaten der Neuzeit — um ein Gleichnis zu gebrauchen — recht unpraktische, verbaute, alte Wohnhäuser besitzen, mit tausend altmodischen Nischen und Ecken und keiner ordentlichen Badeeinrichtung, sozusagen, liegt der Fall in Australien ganz anders. Selbst die Yankees bezogen ihr Wohnhaus noch zu einer Zeit, die nicht aufgeklärt, wenigstens sozial und wissen-

schaftlich nicht besonders hochstehend zu nennen ist. Aber der fünfte Erdteil wurde im neunzehnten Jahrhundert gebaut und eingerichtet, und auf einer leeren Baustelle, und es war verhältnismäßig schwer, architektonische Fehler zu machen — wenn auch der schwerste Fehler gleich bei der Grundsteinlegung begangen wurde: mit der Einrichtung von Verbrecherkolonien. Nicht die Besten waren dort die ersten Ansiedler, wie die Pilgerväter in Nordamerika und die Hugenotten in Südafrika, sondern die Allerschlechtesten. Trotzdem half moderne Technik sehr bald, selbst diesen Fehler wieder gutzumachen.

An eine Gefahr der Entnervung durch klimatische Einflüsse glaube ich nicht. Was immer auch aus den nördlichen Küstenbewohnern werden mag: der schmale Streifen kann kaum in Betracht kommen, solange er seine Häfen gegen die gelbe Pest verschlossen hält. Das Klima mag höchstens die physischen Merkmale der kaukasischen Rasse ändern, sie dem Typus des Australnegers gemäß ummodeln, wie es ja in Nordamerika den weißen Einwanderern langsam die indianische Gesichtsbildung aufzuprägen scheint. Aber auf die geistige und moralische Entwicklung wird das sonnige, gleichmäßige Wetter wirken, wird ganz andere Früchte zeitigen als in Europa. Wie, unter gewissen Beschränkungen, die Kunst sich in den Formen Griechenlands zu entwickeln scheint, so wird auch die Religion sich immer mehr dem leichtfertigen, verflachten griechischen Polytheismus, der eigentlich gar kein Theismus mehr ist, zuneigen, das tiefernste Christentum abstoßen. Und ein solcher Abfall von den Grundlagen unserer Weltanschauung wird auch eine Verschiebung der bei uns evolutionierten ethischen und sittlichen Satzungen zur Folge haben. Das mag den Europäer abstoßen; aber

damit ist noch lange nicht bewiesen, daß Australien auf falschem Wege ist, weil es sich individuell entwickelt.

„Die Tinte kocht vor Entrüstung in meinem Tintenfaß," erzählte mir einst einer der bedeutendsten Journalisten und Essayisten der südlichen Hemisphäre, „wenn ich an die Stockdummheit dieser Sittlichkeitsapostel und Weltverbesserer denke, die uns alle über einen Kamm scheren wollen. Nehmen Sie z. B. einmal mein eigenes Fach! Durch lange und anhaltende Übung und Versuche habe ich endlich ein System entdeckt, um mich für jedes mögliche Thema, über das ich schreiben soll, in die richtige Stimmung zu versetzen. Sie glauben gar nicht, mit was für verschiedenen Flüssigkeiten das Gehirn begossen werden muß, um die rechte Frucht zu zeitigen.

Hier, eine blutige Schlacht, Hunderte von Gefallenen. — Junge! Für eine Mark Rum! Oder: Ernstliche Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Gouverneur und dem Presbyterium. — Da tut es eine halbe Flasche trockener Sherry."

Er schrieb einst einen ganz hervorragenden Artikel über das Küstenbefestigungswesen, und ich drückte ihm meine Bewunderung darüber aus. „Ja," sagte er, „Jacksons Genever ist ausgezeichnet. Alles nur Genever, mein lieber Herr, jede Zeile Genever."

Er starb vor kurzem in Fidschi, wo er sich vergeblich abgemüht hatte, das Labyrinth der lokalen Politik zu erforschen. Aber keine existierende Marke Alkohol wollte helfen. Auf dem Sterbebette stöhnte er: „Es tut mir leid, aber ich hätte Kawa (Betelbier) versuchen sollen. Doch jetzt ist es zu spät. Gebt mir ein Glas Rum!"

*

Eine wirkliche Gefahr droht Australiens zukünftigem Schicksal nur von außen. Und leider ist es der Mutterstaat, welcher hier, statt zu schützen, den Untergang seiner eigenen Kolonien herbeizuführen sucht. Englands Aufgabe ist es gewesen, das Christentum und die Vorherrschaft der kaukasischen Rasse auf der ganzen Erde zu konstituieren, und es ist ihm auch tatsächlich gelungen, den Einfluß Westeuropas in der atlantischen Welt suprem zu machen, während die kontinentalen Völker sich in langwierigen Religions- und Erbfolgekriegen aufrieben.

Aber mit der Eroberung der atlantischen Welt scheint sich Englands Kraft erschöpft zu haben. Und jetzt wagt es der Brite, seiner unbewußten Mission untreu zu werden. Er ist zum Renegaten geworden, er verrät seine Rasse an den Kaffern in Südafrika, den er gegen das weiße Burenvolk bewaffnet; an den Hindu und Afghanen, die er zum eventuellen Kampfe gegen europäische Mächte ausbildet und drillt; an den Chinesen, dessen Interessen er durch diplomatische Intrigen unterstützt, um deutsche oder französische Handelskonkurrenz zu schädigen; und schließlich an den gefährlichen Japaner, indem er aus lediglich pekuniären Rücksichten die junge, weiße australische Nation zur freien Aufnahme der kleinen gelben Männer zwingen will.

Wie wichtig gerade der letztere Punkt für die gesamte westeuropäische Kulturwelt wird, ergibt sich aus der Tatsache, daß Australien das natürliche Zentrum, den archimedischen Hebelpunkt der pazifischen Welt im Gegensatz zur atlantischen bildet. Wenn man die Hauptwasserscheiden der vier großen Erdteile durch eine Linie auf der Karte verbindet, so trennt sich der Globus in zwei Hälften, deren eine um den Atlantischen Ozean gelagert ist und dem

Einfluß der kaukasischen Religion und Kultur unterliegt, deren andere das Stille Meer umfaßt und das Gegengewicht darstellt. Die Weltgeschichte der nächsten Zukunft muß sich im Pazifik abspielen, die Frage, ob wir die Erde beherrschen sollen oder nicht, dort endgültig entschieden werden; denn der moderne Verkehr bringt die beiden Welten immer näher zusammen. Und als ganz besonders günstige Basis für diesen kulturellen Existenzkampf ist Australien für uns wie geschaffen. Eine geographisch zentrale und dennoch ganz isolierte Lage, keine nennenswerte Urbevölkerung, ein günstiges Klima, bedeutende latente Reichtümer gehören zu den Hauptvorzügen dieses kleinen Erdteils. Und gerade hier versucht England, das ihm anvertraute Gut zu veruntreuen, die Rasseneinheit und Volkszukunft aus Handelsvertragsrücksichten zu verderben.

Wer australische Verhältnisse nicht kennt, kann sich die Größe der Gefahr einer mongolischen Einwanderung nicht vorstellen. Schon jetzt machen sich trotz strenger Maßregeln die schrecklichen Folgen einer unnatürlichen Blutmischung zwischen Kaukasiern und niederen Rassen geltend. Und um einen Vorzugszoll auf seine Manchester-Schundwaren in Tokio zugestanden zu erhalten, will Chamberlain die Kolonien zwingen, das Einwanderungsverbot gegen Japan aufzuheben und dadurch in weniger als einem Jahrhundert ein steriles, schlappes, verkommenes Mischvolk wie in Südamerika zu erzeugen. Dieses Verbrechen an der Zukunft der Menschheit steht auf der Höhe mit dem afrikanischen Raubkriege und entspringt denselben schmutzigen Motiven. Aber die Gefahr ist eine viel bedenklichere als in Kapland. Denn der zähe Mongole in seinen Millionen paßt den von ihm vertretenen und uns diametral oppositionellen und un-

versöhnlichen Rassetypus nicht dem Kaukasier an, wie der Neger. Er steht uns typisch und moralisch ferner als der tiefststehende Australwilde. Und eine Blutmischung würde über kurz oder lang zu unseren Ungunsten ausschlagen und im gänzlichen Verlust Australiens und damit der pazifischen Welt für unsere Kultur enden. —

*

Der Australier, das heißt der Epigone der zweiten oder dritten Generation, ist, wie ich bereits bemerkte, im allgemeinen mäßig im Gebrauch des Alkohols. Aber dafür frönt er der Spielsucht im höchsten Maße. Und da er zu gleicher Zeit das Pferd über alles liebt, so ist Australien das gesegnete Land des Buchmachers und des Sportredakteurs, beides nicht besonders angenehme Mitbürger.

Der Bischof von Carpentaria begegnete einst weit draußen im Busch einem zwölfjährigen Mädchen, das allein einen Pferdewagen, mit Wolle beladen, durch die Wildnis trieb und dabei fluchte wie ein bärtiger Fuhrknecht, bis dem guten Prälaten vor Entsetzen die Tonsur zu Berge stand. Als er später einige Herdenmänner traf und sein Erlebnis erzählte, waren dieselben gleichfalls sehr entrüstet; aber nicht aus demselben Grunde wie der Bischof, sondern nur weil das Mädchen so zu Pferden zu sprechen wagte. Bei Ochsen schadete die allegorische Ausdrucksweise nicht.

Jedes kleine Nest hat seine Rennen, seinen Jockeiklub. In spärlich bewohnten Distrikten bildet der lokale Renntag das regelmäßige Rendezvous für jedermann auf zweihundert Meilen Radius. Australien erfreut sich der bestequipierten Rennplätze der Welt. Aber von der

Melbourne Cap mit ihrem Zweihunderttausendmark-Preis bis zum Durchschnittsbuschmeeting ist ein weiter Weg.

In einem armen Farmdistrikt im Hinterlande von Viktoria hatte ich einmal leichtsinnigerweise fünf Mark im Totalisator (denn der ist auch überall) auf einen Outsider gesetzt, der auch gewann. Meine Dividende betrug: zwei Mark fünfundsiebzig Pfennig in Silber und Kupfer, sechs Groschenmarken, drei Zentner Kartoffeln und eine Flasche Rum. Der Preis im letzten Rennen bestand übrigens aus einer Büchse Sardinen in Öl.

Bei einem Fußwettlauf hatte ein Australneger, ein Champion, dessen jagende Vorfahren von dem eiligen Gebrauch ihrer Gehwerkzeuge abhängig waren, die Order von seinem Trainer erhalten, „steif" zu laufen, da besagter Trainer kein Geld mehr auf seinen Mann kriegen konnte. Trotzdem gewann der Nigger spielend und auf die wütende Interpellation seines Herrn antwortete er mit naiver Miene:

„Ich habe alles versucht, um mich zurückzuhalten, Herr, aber — weiß der Himmel — plötzlich bin ich mir durchgegangen."

Und so könnte ich noch Hunderte interessanter bezeichnender Histörchen berichten.

Mit der Spielsucht innig verbunden ist die Sportliebe auf allen Gebieten, und was daher die erstere finanziell und vielleicht moralisch an dem Australier verdirbt, das macht die letztere physisch wieder gut. Das klassische Land des Kricket, England, ist von Australien schon weit überholt worden, obwohl doch England über eine viel größere Bevölkerung zur Auswahl seiner Repräsentanten verfügt, sowie mehr Geld, um diese Repräsentanten auszubilden.

Auch im Fußball und im Boxen sendet Australien erstklassige Vertreter hinaus, im Rudern und im Ringen. Und dabei soll das Klima verweichlichend wirken!

Das Volk ist jung, unentwickelt und wegen steter und starker Einwanderung vorläufig noch schwer zu charakterisieren. Aber ich möchte aus den Zügen, die mir bereits als national aufgefallen sind, die folgenden hervorheben: Unehrerbietigkeit, die z. B. als ein gänzlicher Mangel an Ehrfurcht gegen Europens bestaubte Traditionen peinlich auf mich wirkte; Prahlerei, die bedingt wird durch bisherige Abwesenheit eines großen nationalen Unglücks, eines verlorenen Krieges, einer Fremdherrschaft usw.; Talent, Entbehrungsfähigkeit und Mangel an ideellem Ehrgeiz.

Ad Unehrerbietigkeit. — Ein würdiger Prediger redete einen kleinen Jungen an, der Zigaretten paffend an der Straßenecke stand.

„Mein Sohn, weißt du nicht, daß Rauchen schädlich für Lunge und Hals ist?"

„Jawohl ja — paff — ich bin auch schon — paff — ganz heiser."

„Siehst du mein Junge. Und wovon bist du also heiser?"

„Weil ich in einem fort allen Philistern wie Ihnen sagen muß, sich um ihre eigenen Angelegenheiten zu kümmern — paff paff!" —

Ad Renommage. — In der Kneipe auf einem reichen Goldfeld prahlten eine Anzahl glücklicher Digger mit ihrem Gelde, und das ärmere Publikum stand umher, bewunderte sie und wartete auf Freibier.

Einer der großen Herren kam endlich auf den Gedanken, seiner Gleichgültigkeit allen irdischen Schätzen gegen-



über handgreiflichen und augenscheinlichen Beweis zu geben, und steckte sich mit einem Pfundschein seine Pfeife an. Doch der zweite schlug ihn sofort, indem er eine Fünf-Pfund-Sterling-Note zum gleichen Zweck verwandte. Alles staunte.

Da erhob sich ein alter Schotte, der bis jetzt schweigend zugesehen hatte aus seiner Ecke. Schotten sind im allgemeinen als sparsam, sehr sparsam bekannt. Und dieser ehrwürdige Hochländer trieb die weise Tugend schon ins andere Extrem hinüber.

Aber zur Verwunderung der Menge zog er kaltblütig sein Scheckbuch hervor und füllte sein Blatt auf hundert Pfund Sterling, sage und schreibe hundert Pfund Sterling aus, zeigte das wertvolle Dokument im Kreise umher und hielt es dann ruhig an das Licht, bis es in kleine, schwarze Aschstücke zerfallen war.

Die beiden Australier flohen beschämt. Erst am anderen Morgen fiel es ihnen ein, daß der Schotte eigentlich doch nur — fünfzig Pfennig Stempelgebühr verbrannt hatte. Und dann begingen sie einen Atavismus in das mittelalterliche Flagellantentum und unbarmherzige Selbstkasteiung.

Oder — eines Tages unterhielt ich mich eifrig und ziemlich laut in einem Eisenbahnwagen mit einem Bekannten, der erst seit kurzem im Lande war. Uns gegenüber saß ein vielgereister Australier, der den Linguisten markierte.

Endlich beugte er sich höflich zu uns herüber und bemerkte: „Ich mache Sie darauf aufmerksam, meine Herren, daß ich Französisch verstehe."

„Aber wir sprechen ja Deutsch," platzte mein Freund heraus. Ich lachte nur.

Was die australische Frau betrifft, so kann ich nur bemerken, daß ich mich monatelang herumgequält habe, ein einziges (hübsches) Exemplar zu verstehen, und es ist mir glänzend mißlungen. Ich darf mir daher kein Urteil über die Gesamtheit gestatten.

Aber ich habe gefunden, daß sie oft hysterisch ist, bis der Busch sie stumpf macht. Sie leidet eben mehr von der Einsamkeit als der Mann, und um die Monotonie ihrer Existenz zu variieren, begeht sie oft wundersame Dinge. Und sie wird gemeinhin nicht gut behandelt, was eine noch verhältnismäßig primitive, aber gesunde Kulturstufe bedeutet. Denn je zarter ein Mann seine Frau behandelt, desto dekadenter ist die Gesellschaftsklasse, der er angehört.

Ich saß eines Nachts am Lagerfeuer neben einem versauerten, schweigsamen alten Manne. Wir kamen, oder vielmehr ich kam auf ein Thema zu sprechen, das im Busch selten ist — Weiblichkeit. Denn weß das Herz voll ist, deß fleußt der Mund über, und ich hatte tags zuvor einen schimpflichen Korb erhalten in einer benachbarten kleinen Stadt; sogar einen Korb mit Schikanen, wie ich nachträglich erfuhr. Denn die Geliebte meiner Träume warf sich noch in selbiger Stunde einem widerlichen Chinesen in die hageren und ungewaschenen Arme und ward sein Ehegemahl.

Der Alte hörte mir lange zu, wie ich auf alle Feminina in der ganzen Schöpfung schimpfte und Schopenhauer und Nietzsche zitierte.

Endlich nahm er die Pfeife aus dem Mund und bemerkte: „Das ist recht, junger Mann; und ich warne Sie vor den Frauen. Sie sind alle nichts wert. Ich bin selber als junger Mensch einmal verheiratet gewesen.



Und wie i ch behandelt worden bin — wie i ch behandelt worden bin —“ und er versank in grimmig reminiszentes Schweigen.

Ich bat ihn pflichtschuldigst um das Nähere dieser Familientragödie aus vergangener Zeit. Und er hub an mit seiner düsteren Geschichte und erzählte also:

„In Viktoria heiratete ich sie, und ich fühlte mich zuerst sehr glücklich. Ich arbeitete tüchtig und trank nie mehr in der Kneipe nebenan, kam regelmäßig nach Hause und fand es sehr angenehm, wenn mich ein ordentliches Mahl erwartete. Denn kochen konnte meine Frau wie ein Engel. Und als sie merkte, daß mein Leibgericht Klöße mit Speck waren, da machte sie mir immer Klöße und Speck.

Na, so kam ich eines Tages, nach sechsmonatiger ungetrübter Ehe, an einem scheußlichen, naßkalten Abend nach Hause und freute mich schon von weitem auf mein Leibgericht. Und wirklich, da war es. Aber eben, wie ich mich niedersetzen will, kommt ein Nachbar, Mick Blake, hereingetrampelt, und die Frau nötigt ihn zu Tisch. Unterhielt sich ganz vertraulich mit ihm, während ich hungrig warten mußte, ohne mich, ihren gesetzlichen Ehemann, auch nur zu beachten. Und dann —“

Wieder versank der Alte in kummervolles Schweigen der bitteren Erinnerung, bis ich ihn weckte.

„Ja so — und dann gibt sie dem Mick, dem Lump, die ganzen Klöße mit dem Speck, und sagt mir ganz einfach: ‚Du mußt heute mal Salzfleisch essen, John, es sind keine Klöße mehr da.‘ Und ich sollte so etwas ruhig mit ansehen?

Am nächsten Morgen nahm ich also einfach mein Bündel auf, packte meine Pferde und ritt weg, nach Queensland zu. Das ist vierzig Jahre her.

Und seitdem habe ich meine Frau nie wieder gesehen!"

„Lief sie dann mit dem — Mick, wie heißt er doch, zusammen fort?" fragte ich, mitfühlend im Bewußtsein meines eigenen beschädigten Herzens.

„Mit Mick — fortlaufen — meine Frau?" schrie der Alte mich an. „Sie sind wohl verrückt, junger Mensch. Mick war kahlköpfig und sechzig Jahre alt und hatte acht erwachsene Kinder. Nein — aber daß das — das — Weibstück meine Klöße und Speck mir fortnehmen konnte, wo sie doch wußte, wie gern ich sie aß! — Frauen sind schlechte, herzlose Kreaturen. Gute Nacht, junger Mann!"

Im allgemeinen nimmt sich jedoch die Australierin das plötzliche Verschwinden ihres Ehegesponses nicht sehr zu Herzen. Denn sie ist kaum sehr sentimental veranlagt. Hysterie ist keine Romantik, selbst bei einem Backfisch nicht.

Und es täte mir leid um sie, wenn sie ihr Leben in Gram verzehren sollte um den abwesenden Mann. Die Abwesenheit des Mannes ist in Australien epidemisch. Es gibt mehr chronische Graswitwen dort als in der übrigen bewohnbaren Welt zusammengenommen, die weibliche Strafanstalt in Jauer eingeschlossen.

Außerdem versteht sie sich an dem wankelmütigen Geschlecht in mehr als einer Weise zu rächen.

Neulich klagte eine Ehegattin in Viktoria, die ihres rechtmäßigen Beschützers überdrüssig geworden war, auf Scheidung wegen Impotenz des Mannes.

Während des Prozesses kreuzte der letztere auf einer Geschäftsreise nach Neusüdwales hinüber und wurde dort von seinem verflossenen Dienstmädchen auf Alimente verklagt.

Und er verlor beide Prozesse!

Die gefährlichste und bedauerlichste Art und Weise jedoch, ihre Verachtung für ihr natürliches Komplement auszudrücken, besteht in ihrer perversen Vorliebe für den Farbigen, besonders den Asiaten. Beim Australier ist der gesunde Rassenhaß, der unbewußte Selbsterhaltungstrieb im Kampf ums Dasein ebenso stark ausgeprägt als zum Beispiel beim Yankee dem afrikanischen Neger gegenüber. Aber die Australierin fällt leicht in die Schlingen eines gelben oder braunen Don Juan.

„Der Weiße renommiert mit seinen Liebschaften. Der Chinese ist totdiskret!" erklärte mir einst ein weißes Mädchen ihr abstoßendes Verhältnis mit einem Mongolen. De gustibus etc.

*

Doch erstens ist das Ewig-Weibliche ein zu verhängnisvolles Thema, und zweitens sollte dieses Kapitel ja eine Art Schlußbetrachtung werden. Aus der „Betrachtung" wird scheinbar nichts — was im ganzen Stile dieses Buches ziemlich konsequent gehandelt ist. Aber der „Schluß" muß kommen — und wenn ich gezwungen werden sollte, mitten im Satze aufzuhören. Zwar ist das Thema immer noch nicht erschöpft — aber ich!

Jedoch eine aller — allerletzte kleine Anekdote, und zwar eine recht alte, möcht' ich noch erzählen, nicht weil sie interessant zu werden droht, sondern weil ihr Giftstachel gegen diejenigen meiner Leser gerichtet ist, die meine wahrheitsgetreuen Aufzeichnungen in diesem Buche mit Mißtrauen anzuschauen belieben.

Ein junger Matrose kehrte von seiner ersten großen Fahrt zu seiner alten Mutter zurück und wußte natürlich von gar mancherlei wundersamen, instruktiven und scherz-

haften Erlebnissen zu Wasser und zu Lande zu erzählen, so daß die Alte aus einer Verwunderung in die andere verfiel und die Hände den größten Teil des Tages über dem Kopf trug, wie weiland Moses in der Schlacht gegen die Amalekiter oder ein ähnliches alttestamentarisches Volk. Endlich aber wurde es ihr doch zu toll, und sie fiel dem großen Reisenden in den Arm — vielmehr, die Junge.

„Nee, Junge!" rief sie entrüstet. „Nu halt aber's Maul, weeßt de! Als du mir vertellt hast von de Seeschlange, die so lang war wie det halbe Meer, hab' ick's gegloobt. Und die Geschichte von de nackigten Mächen (schämen sollten se sich, die frechen Dinger) mit den Fischschwanz hab' ick gegloobt; und von de Leute, die keene Oogen haben und mit de Hühneroogen sehen und Feuer spucken, und allens — — aber wenn du mir jetzt vertellen willst, daß de Fische gesehen hast, die in der Luft fliegen, dann sag' ick man bloß: vor wat hälst du deene arme alte Mutter denn eegentlich??"


NRLF



